

## II. Buchbesprechungen

### 1. Gesamtdarstellungen

VOLKER REINHARDT: *Pontifex. Die Geschichte der Päpste. Von Petrus bis Franziskus.* München: C. H. Beck 2017. 928 S. m. zahlr. Abb. und Karten. ISBN 978-3-406-70381-2. Geb. € 38,00.

Eine »Geschichte der Päpste« von den Anfängen bis zur Gegenwart darf man gewiss als ein gewaltiges Unterfangen bezeichnen. Nach der offiziellen Zählweise im *Annuario Pontificio* wird Franziskus I. als der 267. Papst gezählt. Hinzu kommt noch eine Reihe von Päpsten, die keine Anerkennung gefunden haben. Insgesamt also eine stolze Zahl über einen Zeitraum von zwei Jahrtausenden. Kann man eine Papstgeschichte verfassen, in der alle diese Amtsinhaber ihren gebührenden Platz und ihre Würdigung erhalten, in der sie auch in den Rahmen ihrer Zeit und in die Wechselwirkung der jeweiligen politischen, ideellen, wissenschaftlich-theologischen und moralischen Voraussetzungen und Entwicklungen gestellt sind? Volker Reinhardt ist dies, meine ich, in einer Weise gelungen, die größte Anerkennung verdient.

Natürlich schreibt er das Werk als Historiker, wie er auf Seite 19 eigens ankündigt: »Als wissenschaftliche Darstellung der Papstgeschichte behandelt das vorliegende Buch alle Fragen des Glaubens als reine Ideen und Vorstellungen, nicht als Tatsachen.« Dass aber theologische und religiöse Impulse und vor allem Grundsätze das Papsttum in seiner Geschichte zutiefst beeinflusst haben, wird von Volker Reinhardt keineswegs ausgeblendet. Die Faszination der Papstgeschichte liegt gerade auch in dem ständigen Oszillieren »zwischen einer dem Wandel nicht unterworfenen Wahrheit und deren zeitbedingter und zeitgemäßer Einkleidung« (S. 20). In der Tat: Jeder Papst war und ist immer wieder von neuem mit dem Auftrag konfrontiert, wie er sich und die Kirche in diesem Spannungsverhältnis positioniert. Und der Historiker, so muss man hinzufügen, muss seinerseits dieses ständige Ringen in wissenschaftlicher Fairness ausleuchten und sich darum bemühen, weltanschauliche Emotionen soweit wie möglich zu vermeiden. Auch dies ist Volker Reinhardt in bemerkenswerter Weise gelungen.

Auf der Grundlage dieser Maximen wissenschaftlichen Arbeitens wird mit dem Buch ein chronologischer Durchgang der Papstgeschichte vorgelegt, der allerdings auch einen geduldigen Leser erfordert. Nicht, dass das Buch nicht gut geschrieben wäre. Im Gegenteil, die Sprache ist angenehm, variationsreich, und die Darstellung ist immer wieder mit Geschichten angereichert, die Spannung erzeugen. Aber der Stoff ist gewaltig, und der Leser sollte schon ein gehöriges Maß an Vorwissen mitbringen. Dann aber ist die Lektüre ein Genuss.

Die Gliederung des Buches wird sofort allgemeine Zustimmung finden. Es geht im ersten Abschnitt um die Entwicklung der Kirche, damit auch die der Christengemeinde und des Bischofs von Rom in den ersten drei Jahrhunderten. Der eigentliche Aufstieg der Päpste beginnt dann im zweiten Abschnitt, der vom »Toleranzedikt« von 313 bis in die Zeit um 500 reicht. Hier wurden die Kernelemente des Papsttums ausgebildet. Dann folgt drittens die byzantinische Epoche bis in die Zeit um 700, bevor viertens »der Weg nach

Westen« geschildert wird, die weltgeschichtliche Neuorientierung, bei der im Westen vom Papst ein neuer Kaiser »gemacht« und damit ein Ordnungssystem aufgebaut wurde, das über viele Jahrhunderte große Teile Europas bestimmt hat. Im fünften Abschnitt geht es um das »dunkle Jahrhundert« in der Papstgeschichte, das man bis in das 11. Jahrhundert hineinziehen kann. Die »papstgeschichtliche Wende« (Rudolf Schieffer) von der Mitte des 11. Jahrhunderts bis etwa 1200 füllt das Kapitel sechs, und der Höhepunkt der päpstlichen Autorität bis etwa 1300 ist Thema von Kapitel sieben. Das Papsttum in Avignon und das Große Abendländische Schisma bis 1415 schließen sich an in Abschnitt acht. Mit dem Wiederaufstieg des Papsttums in Rom, mit der Pracht der Renaissance und dem Zusammenbruch um 1530 beschäftigt sich Kapitel neun. Die Kapitel zur neueren Geschichte gliedern in die Zeitabschnitte 1534–1605, 1605–1676, 1676–1799, 1800–1914 und 1914 bis heute. Genau dies sind die Etappen der Papstgeschichte.

Um es nochmals hervorzuheben: Jeder Papst findet in dem Buch in chronologischer Reihenfolge Erwähnung. Die Frühzeit ist knapp gehalten, Spätantike und Mittelalter bekommen etwa die Hälfte des Buches zugeteilt. Nur für diese Epochen fühle ich mich mit meinem Urteil im Hinblick auf die wissenschaftliche Qualität einigermaßen kompetent. Fazit: Ich habe nichts auszusetzen, im Gegenteil, das wissenschaftliche Fundament ist mit großer Souveränität und Sicherheit für alle Epochen auf dem Stand der Forschung. In den Fällen, in denen in der Wissenschaft kontrovers diskutiert wird, gelingt es Volker Reinhardt stets, elegant allen Seiten gerecht zu werden. Dies trifft etwa auf die Beurteilung des Bußgangs nach Canossa von 1077 zu, auch wenn sich jeder Beteiligte an den wissenschaftlichen Auseinandersetzungen hier gerne als der »Gewinner« sähe (S. 277f.). Nur einmal hat Volker Reinhardt in einer Kontroverse eindeutig Partei ergriffen, nämlich bei der zeitlichen Einordnung des Constitutum Constantini (S. 181). Hier will er der Datierung von Johannes Fried nicht folgen, sondern entscheidet sich für die Entstehung unter Papst Hadrian I. – was meine volle Zustimmung findet.

Aber solche Einzelheiten sind eigentlich hier gar nicht angebracht. Die Fülle der Geschehnisse, der Entscheidungen, der persönlichen Eigenheiten, der historischen Kontexte ist für die Päpste so umfassend, treffend und kompetent ausgebreitet, dass man dem Autor immer wieder nur Respekt zollen kann. Besonders lebendig werden die Abschnitte seit der Renaissance, was natürlich auch daran liegt, dass nun die Nachrichten über die Päpste immer umfangreicher werden und sich das Bild von ihrer Persönlichkeit immer farbiger zeichnen lässt. Am Ende stehen Benedikt XVI. und Franziskus I., und auch diese beiden Päpste unserer Gegenwart werden in ihrer Lebensgeschichte und in ihrer ganzen Komplexität wunderbar eingefangen. PONTIFEX ist ein dickes Buch – und auch ein großes Buch.

† Stefan Weinfurter

MARKUS FRIEDRICH: Die Jesuiten. Aufstieg – Niedergang – Neubeginn. München–Berlin–Zürich: Piper 2016. 727 S. m. farb. Bildteil. ISBN 978-3-492-05539-0. Geb. € 39,00.

»Gift aus Iberiens Wüsten« nannte der berühmt-berüchtigte Aufklärer Eulogius Schneider das Wirken der Jesuiten in seiner »Ode an Seelmanns Urne«, mit der er im Jahr der Französischen Revolution den Tod des Speyerer Weihbischofs Andreas Seelmann besang. Fast 250 Jahre waren damals seit der Gründung der Gesellschaft Jesu vergangen, die in der Zwischenzeit bis zu ihrer Aufhebung 1773 wie wohl keine zweite Organisation die katholische Kirche und darüber hinaus in vielen Ländern das gesellschaftliche Leben überhaupt geprägt hatte. Im Grunde komme deshalb das Projekt, eine Geschichte der Jesuiten

zu schreiben, der Absicht gleich, eine »Weltgeschichte im Kleinen« zu verfassen und könne daher niemals vollständig sein, wie der Autor des Werkes »Die Jesuiten. Aufstieg – Niedergang – Neubeginn«, Markus Friedrich, Professor für Europäische Geschichte der Frühen Neuzeit an der Universität Hamburg, einleitend anmerkt. Der Verfasser beweist Mut, dass er ein solches *opus magnum*, das man normalerweise als Ertrag eines langen Forscherlebens erwarten würde, schon kurz nach der Übernahme seines ersten Lehrstuhls vorlegt. Um es vorwegzunehmen: Der große Wurf ist ihm gelungen.

Das flüssig geschriebene Buch berücksichtigt alle wesentlichen Nationen und Sprachräume, es spricht die entscheidenden Fragestellungen an, beruht auf umfangreichen Archivaufenthalten des Autors und hat die wissenschaftliche Literatur auch international im Blick. Beim Blick in das 60-seitige Literaturverzeichnis fällt allerdings auf, dass die Bände des von Johannes Meier verantworteten Forschungsprojektes zu den »Jesuiten aus Zentraleuropa in Portugiesisch- und Spanisch-Amerika«, immerhin ein Handbuch, das einen Überblick über einen wichtigen Teil des außereuropäischen Wirkens der Gesellschaft Jesu in der frühen Neuzeit bietet, nicht rezipiert wurden. Friedrich, der selbst weder Jesuit noch Kirchenhistoriker ist, schreibt mit einer gewissen Sympathie für den Orden und seine geschichtliche Leistung, klammert aber Problematisches keineswegs aus. Deutlich wird die Vielfalt, die den Orden prägt(e) und die ihn bei näherem Hinsehen keineswegs als den monolithischen Block erscheinen lässt, als der er nach außen hin häufig erschien bzw. dargestellt wurde. Aufschlussreich sind daher Seitenblicke auf diverse Bereiche der »Sonderseelsorge« wie etwa der an Gefangenen, die von Ordensmitgliedern wahrgenommen wurden, oder auf die unterschiedlichen Anpassungsstrategien, die einen Großteil des Erfolgs der Gesellschaft Jesu in den frühneuzeitlichen Missionsfeldern ausmachten – die Stichworte »Jesuitenreduktionen« bzw. »Ritenstreit« seien hier nur schlagwortartig genannt. Es gelingt dem Autor, die innere Organisation des Ordens, die Gründe für seinen durchschlagenden Erfolg sowie auch für den allmählichen Niedergang im Jahrhundert der Aufklärung in thematisch orientierten Querschnitten überzeugend zu präsentieren, ohne sich in allzu vielen Einzelheiten oder offenen Detailfragen zu verlieren; darin liegt zweifellos die Stärke des Bandes. Das lässt sich am Beispiel der marianischen Kongregationen und Sodalitäten zeigen: Diese vom Orden propagierten, vielerorts für den Erfolg der katholischen Reform entscheidenden »Transmissionsriemen«, die der Einwurzelung des tridentinischen Glaubensverständnisses im katholischen Volk dienten, werden auf lediglich fünf Seiten abgehandelt, die aber keinen wesentlichen Aspekt vermissen lassen. Der im Untertitel genannte »Neubeginn«, d. h. die Geschichte des Ordens nach seiner Wiederbegründung, fällt allerdings im Vergleich zu den Jahren vor 1773 denkbar knapp aus. Das damit angesprochene und als »Epilog« überschriebene Schlusskapitel über den »Orden in der Moderne« bietet trotzdem einen fundierten Überblick über die zurückliegenden 200 Jahre der Ordensgeschichte, die inzwischen mit dem ersten Jesuiten auf dem Stuhl Petri einen neuen Höhepunkt erreicht hat.

Dem Band, dem eine weite Verbreitung zu wünschen ist, sind drei Karten, 33 Abbildungen sowie ein Namensregister beigegeben. Da das Inhaltsverzeichnis recht knapp ausgefallen ist, wäre allerdings auch ein Sachregister wünschenswert gewesen. Gleiches gilt für ein Ortsregister, da die Kapitel des mit 593 Textseiten noch recht handlichen Bandes nicht geographisch, sondern nach thematischen Gesichtspunkten angeordnet sind und so das Auffinden von Aussagen zur konkreten Situation in einer bestimmten Region erschweren.

Norbert Jung

WOLF-FRIEDRICH SCHÄUFELE: *Christliche Mystik* (Theologische Bibliothek, Bd. IV). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2017. 256 S. ISBN 978-3-7887-3163-2. Geb. € 25,00.

Nachdem Kurt Ruhs vierbändige »Geschichte der abendländischen Mystik« (1990–1999) und Bernard McGinn's fünfjährige »Die Mystik im Abendland« (1994–2016) den Forschern als Handbücher zur Verfügung stehen, bedarf es dennoch einer lesbaren und kenntnisreichen, ökumenisch orientierten Einführung in die »Christliche Mystik« als handliches Buch zu Studienzwecken. Auch die 17 Bände des »Dictionnaire de spiritualité ascétique mystique« (1932–1995) wird nicht jeder lesen. Für eine Einführung eignet sich das Werk von Wolf-Dietrich Schäufele in vorzüglicher Weise. Es soll nach dem Vorwort »grundlegende Orientierung« geben, »Entwicklungslinien« nachzeichnen und zur Vertiefung anregen. Dazu ist keine lückenlose Vollständigkeit erforderlich, und sie wird auch nicht angestrebt.

Ein gut nachvollziehbares Anliegen besteht auch darin, auf eine »Tradition der Christentumsgeschichte« durch eine konzentrierte und verständliche Darstellung aufmerksam zu machen, die gern bei fernöstlicher oder esoterischer Mystik-Orientierung übersehen wird. Mystik wird hier als »authentische religiöse Erfahrung« verstanden. Damit ist freilich alles gesagt, weil es religiöse Erfahrung auch gibt, ohne dafür das Kennzeichen »Mystik« einzusetzen (vgl. S. 14). Die Unschärfe des Begriffs entsteht durch die Weite der Traditionsbezüge, durch das damit verbundene »Mysterium« und durch das Unvermögen sprachlicher Fassung entsprechender Erfahrungen (vgl. S. 20 ff.). Das Individuelle der Erfahrung, ihr Bedürfnis nach zugespitzter Besonderheit, der Kampf um und gegen eine metaphorische Sprache, all das konnotiert mit »Mystik«. Die Frage, wer als »Mystiker« oder »Mystikerin« bezeichnet werden kann, lässt Schäufele zu Recht offen (vgl. S. 23). Damit geht es aber nicht mehr um die Tatsächlichkeit der Erfahrung an sich, sondern »um den Frömmigkeitsstil«, der durch »Unmittelbarkeit«, durch Begegnung und Vereinigung gekennzeichnet ist (S. 24), sowie durch einen »Ereignischarakter« (S. 26). In der »Typologie« der christlichen Mystik greift Schäufele auf McGinn und Haas zurück: Mystik kann demnach welt-exklusiv oder welt-inklusiv sein, den Aufstieg oder den Abstieg zum »Grund« gestuft darstellen, intellektiv oder ekstatisch sein, Liebe oder Erkenntnis als Achse bevorzugen.

Folgt man dem Gang dieses Buches von der am Platonismus orientierten altkirchlichen Mystik bis zu den Mönchen und ihrer spezifischen Rolle in der Orthodoxie, so entsteht ein breites, kenntnisreiches Bild der biblischen Anknüpfungspunkte und des christlichen Platonismus bei den Kirchenvätern, aus denen dann auch das westliche Mittelalter lebt. Gregor der Große und Johannes Eriugena sind hier Vermittler, ehe es zum einem »Neuaufbruch« im 12. Jahrhundert, angeführt von den Zisterziensern, insbesondere Bernhard von Clairvaux, kommt. Monastische und scholastische Theologie (die Viktoriner) prägen das Erkenntnisinteresse und die subtile Darstellungsweise. Es folgt ein Kapitel über die Frauenmystik von Hildegard über die Zisterzienserinnen bis zu den Beginen. Hier gibt es einen Punkt, in der ich mit Schäufele, der sich auf Lerner bezieht, nicht einverstanden bin (S. 146). Ich glaube nicht, dass die »Brüder und Schwestern des freien Geistes« aus eigenen Texten greifbar sind und halte Marguerite Porete auch nach damaligen theologischen Kriterien nicht für häretisch. Dass der Prozess, wie Sean Field aufzeigt, vom Inquisitor manipuliert wurde, macht deutlich, wie problematisch eine Häresiegeschichte ist, die von Verurteilungen ausgeht.

Einzelkritik ist jedoch bei einem solchen einführenden Buch schwierig. So muss man m. E. Eckharts Äußerungen nicht für »zugespitzt« oder »überspannt« halten (S. 170–173), wenn seine Formulierungen »steil« werden. Wir erhalten einen Überblick über die Mys-

tik der Franziskaner, die deutsche Dominikaner-Mystik, die europäische Mystik (Niederlande, Italien, England), die katholische Reform (spanische Mystik) sowie über die lutherische ambivalente Beziehung zur Mystik mit einem Blick auf Dissidenten und Pietismus. Die Schlussbetrachtung über die »westliche Moderne«, d. h. die protestantischen und katholischen Bestrebungen, religiöse Individualisierung einerseits zu respektieren, andererseits allgemein zugänglicher zu machen, sammelt die historischen Betrachtungen wieder ein und zeigt ihre Bedeutung. Der Sinn dieses Buches ist es dabei nicht, Fragen abzuschließen, sondern sie zu eröffnen und zu ermöglichen. Auch in diesem Sinne ist es zu empfehlen.

*Dietmar Mietb*

BERNHARD SCHNEIDER: Christliche Armenfürsorge. Von den Anfängen bis zum Ende des Mittelalters. Freiburg: Herder 2017. 480 S. m. zahlr. farb. Abb. ISBN 978-3-451-30518-4. Geb. € 29,99.

Mit der Überblicksdarstellung zur christlichen Armenfürsorge von den Anfängen bis zum Mittelalter wagt sich Bernhard Schneider an eine anspruchsvolle Synthese aus kirchengeschichtlicher Perspektive. Gegenwartsgenetisch angelegt unternimmt er den Versuch, insbesondere die Kontinuitäten christlicher Fürsorgetradition herauszuarbeiten. Die aktuelle Herausforderung jeder Gesellschaft, sich seiner Armen anzunehmen, reiche indes – wie Schneider in seiner Einleitung hervorhebt – weit über theologische Perspektiven hinaus, markiere den »Prüfstein der Zivilisation«. Hier deutet sich nicht nur der Tenor dieses Überblickswerkes an, ebenso der eines bereits in Vorbereitung befindlichen Folgebandes.

Unzweifelhaft hat seine enge wissenschaftliche Verflechtung über ein Teilprojekt im Sonderforschungsbereich 600 »Fremdheit und Armut« zum Gelingen des Längsschnitts beigetragen. Immer wieder zitiert Schneider kenntnisreich aus den zahlreichen Einzelstudien seiner Kollegen ebenso wie aus der breit recherchierten Literatur, um neuere ebenso wie gesicherte Erkenntnisse der Forschung gleichermaßen einzubeziehen. Dass die kirchengeschichtliche Perspektive nicht nur räumlich begrenzt bleibt, räumt der Autor zwar ein, dennoch vermisst man gerade die wirtschaftsgeschichtlich quantitative Dimension der Fürsorge – gerade da die Vergabepaxis abseits aller normativ-theologischen Überlegungen eben je nach Kassenlage entschieden wurde und bis heute wird.

Bis in die weithin überzeugende innere Kapitelstruktur des Bandes lassen sich die Perspektiven der ertragreichen Trierer Forschungsgemeinschaft nachvollziehen: So bildet die theologische Reflexion mitsamt einer gewinnbringenden Diskursanalyse zu Begriffen und den dahinter stehenden Vorstellungen den Auftakt jeden Kapitels, gefolgt von einer differenzierten Darstellung der zusehends heterogenen Normen und Praktiken der Armenfürsorge bis hin zu Formen der institutionellen Fürsorge. Die Fortsetzung schon im Blick formuliert der Autor abgesehen vom ersten Kapitel nur am Ende des Bandes »einige bilanzierende (Zwischen)Überlegungen«.

Das erste der vier folgenden epochendurchschreitenden Kapitel widmet sich der theologischen Basis in der Bibel, die eine »konsistente Armutstheologie« sowohl im Alten als auch Neuen Testament alles andere als eindeutig formuliert. Festzuhalten ist immerhin, dass ein Armutsideal keineswegs als favorisierendes Lebensmodell biblisch propagiert wurde. Ähnliches gilt für die Frühzeit des Christentums, in der die antiken Traditionen der Fürsorge neu akzentuiert und mit dem Aufstieg der christlichen Religion zu einem entscheidenden Akteur im Feld wurden. Eine Tendenz, die sich im Frühmittelalter fort-

setzte und das wirkungsmächtige Abhängigkeitsverhältnis von *potens* und *pauper* fest im kirchlichen System und Alltag institutionalisierte. Im Hochmittelalter schließlich erreichten die Formen und Praktiken unter dem Eindruck der tiefgreifenden gesamtgesellschaftlichen Veränderungen (u. a. Bevölkerungsexplosion, Städtegründungen) einen vorläufigen Höhepunkt, freilich auch eine folgenreiche Spaltung: Die innerkirchliche Armutsbewegung stellte nicht nur bis dahin etablierte Normen der bischöflichen Armenpolitik in Frage. Die sich hier andeutende Diversifizierung der Fürsorge stellt die Weichen für den tiefgreifenden Wandel an der Wende des Spätmittelalters zur frühen Neuzeit, bei dem eine auch theologisch debattierte Neubewertung des Verhältnisses von Arbeit und Armut schon die bis heute prägenden Grundfragen einer modernen Sozialfürsorge diskutiert.

Insgesamt widersteht Schneider mit seinem Werk der Versuchung, eine Tendenzgeschichte (Fortschritt oder Verfall) zu schreiben. Die rundherum differenzierte, durchaus auch für ein breites Publikum verständliche Geschichte der Armenfürsorge wird dem eingangs formulierten Charakter einer Synthese durchwegs gerecht. Schneider zeichnet detailliert einen Zivilisationsprozess nach, der sich abseits aller säkularen Tendenzen seit dem Spätmittelalter immer im christlichen Referenzrahmen bewegte. Diesen dabei konsequent transparent herauszuarbeiten, ist eine der Stärken des Buches.

*Jens Aspelmeier*

ANDREAS HOLZEM (HRSG.): Wenn Hunger droht. Bewältigung und religiöse Deutung (1400–1980) (Bedrohte Ordnungen, Bd. 6). Tübingen: Mohr Siebeck 2017. 324 S. ISBN 978-3-16-155175-8. Geb. € 69,00.

Der Hunger spielt im Christentum eine zentrale Rolle, von der Bibelgeschichte bis zu den kirchlichen Hilfswerken. Gleichwohl ist er in seiner historischen Tiefe und kirchenpraktischen Bedeutung kaum zusammenhängend thematisiert worden. Diese Lücke adressiert nun das vorliegende Buch. Es identifiziert den Hunger nicht nur als religionsgeschichtlichen Dauerbrenner, es illustriert auch, wie sehr Hungerereignisse als Katalysator zentraler kirchlicher Wandlungsprozesse dienen.

Der Band dokumentiert eine Tagung des Sonderforschungsbereichs »Bedrohte Ordnungen« der Universität Tübingen. In elf Beiträgen verfolgt er die religiöse Deutung und Bekämpfung von Hungerkatastrophen und Unterernährung über einen Zeitraum von mehr als 500 Jahren. Diese enorme Breite wird kompensiert, indem man sich weitgehend auf Deutschland und die katholische Kirche konzentriert. Globale Perspektiven oder Ausblicke auf den besser erforschten Humanitarismus kommen dementsprechend nur am Rande vor.

Das Buch gliedert den langen Beobachtungszeitraum in drei Epochen: Im ersten Teil nehmen Christian Jörg, Manfred Jakubowski-Tiessen und Jürgen Michael Schmidt die Hungerkrisen der »Kleinen Eiszeit« in Spätmittelalter und Früher Neuzeit in den Blick. Sie zeigen, dass eine Deutung der Hungersnöte als Strafe Gottes bereits zu dieser Zeit keineswegs unumstritten war. Vielmehr diente die Straftheologie des Hungers vor allem als Katalysator kirchenimmanenter Debatten – von Frömmigkeitspraktiken bis zu neuen Feiertagen. Auf das konkrete Bewältigungshandeln wirkte sie sich kaum aus. Gemeinsam relativieren die Beiträge die Kluft zwischen Moderne und Vormoderne, räumen mit einigen Mythen der Hexenforschung auf und verweisen auf überraschende Parallelen zwischen den Konfessionen. Im zweiten Teil untersuchen Bernhard Schneider, Andreas Holzem und Christina Riese das lange 19. Jahrhundert. Ihre Beiträge verschieben den Fokus auf das Phänomen der Armut. Die akuten Hungerkrisen dieser Zeit – etwa 1816/17, 1845–48 oder 1918–20 – behandeln sie nur am Rande. Sie illustrieren vor allem, welche Bedeutung



Hungernarrative für die Entstehung des Sozialkatholizismus besaßen. Dies galt nicht nur für die liturgische Ausdeutung sondern auch für die konkreten Hilfsvereine, die in Reaktion auf wachsende weltliche Konkurrenz entstanden. Im dritten Teil nehmen Thomas Großbölting, Benedikt Brunner, Florian Bock und Johannes Stollhof schließlich die Jahre 1960–1980 in den Blick. Sie verfolgen, wie der Hunger im globalen Süden zur Triebfeder für die Entstehung der großen kirchlichen Hilfswerke für die »Dritte Welt« wurde. Auf diese Weise diente die Beschäftigung mit dem Hunger nicht nur dazu, Legitimationsverluste im eigenen Land zu kompensieren, sie trug auch entscheidend zur weltkirchlichen Erweiterung der christlichen Konfessionen bei.

In der Zusammenschau fallen aufschlussreiche Parallelen zwischen vormodernen, modernen und postmodernen Hungerdeutungen ins Auge, die in den einzelnen Beiträgen jedoch nicht immer reflektiert oder diskutiert werden. So scheint die kirchliche Motivation von »Fernstenliebe« ein Dauerthema gewesen zu sein und kein Proprium der Moderne. Gleiches gilt für die beständige Herausforderung von religiösen Deutungen durch weltliche Antworten – von den Maßnahmen der mittelalterlichen Stadtobergkeiten bis zum säkularen Humanitarismus im 20. Jahrhundert. Glücklicherweise führt eine ausführliche Einleitung des Herausgebers einige zentrale Fäden zusammen.

Insgesamt bietet das Buch einen willkommenen und in dieser Breite neuartigen Überblick über sein Thema. Es illustriert nachdrücklich, dass die Beschäftigung mit dem Hunger über Jahrhunderte hinweg zentrale Bedeutung für innerkirchliche Reformprozesse besaß. Es wäre spannend gewesen, auch die aktuelle Rückkehr des Hungers in den Blick zu nehmen – von der Bedrohung durch den Klimawandel bis zur Konjunktur von Tafeln und food banks. Das Repertoire kirchlicher Antworten auf diese Herausforderungen kann man nun diesem Band entnehmen.

*Dominik Collet*

WILLEM MARIE SPEELMAN U.A. (HRSG.): *Armut als Problem und Armut als Weg*. Münster: Aschendorff 2018. XII, 504 S. ISBN 978-3-402-13302-6. Geb. € 67,00.

»Ach, wie wünsche ich eine arme Kirche für die Armen!« Der berühmte Satz von Papst Franziskus liefert den *cantus firmus* für den vorgelegten Sammelband, der die Beiträge der Doppeltagung »Armut als Problem und Armut als Weg« in Münster und Utrecht 2015 dokumentiert. Leitend ist dabei die franziskanische Perspektive und Spiritualität, mit der ein zentrales Problem franziskanischen Lebens wie moderner Theologie gleichermaßen diskutiert wird: die Frage nach dem rechten Verhältnis zu sowie dem richtigen Umgang mit Armut. Diese Schwerpunktsetzung mag, trotz vieler Studien mit ähnlicher Stoßrichtung, zunächst überraschen. Denn dass Armut nicht sein soll, dass die Armutsbekämpfung ein wesentliches Ziel moderner Gesellschaft ist, das ist in politisch-ethischer Perspektive nicht disponibel. Die skandalöse Verteilung von Geld, Gütern, Wissen und Macht, die immer weiter aufgehende Schere zwischen Arm und Reich, die unfreiwillige Armut, die Milliarden von Menschen betrifft, sie scheinen keinen Platz für einen Diskurs über den »richtigen« Umgang mit Armut zuzulassen. Armut, so die politische Überzeugung, darf nicht sein.

Und doch besitzt die Armut auch ein positives Potential: von der Grundforderung der Armut im klösterlichen Leben bis hin zu modernen – auch säkularen – Konzeptualisierungen des Verzichts in einer postökonomischen Gesellschaft. Ganz zu schweigen von den Konzeptionen einer Kirche als einer armen Kirche. Vor allem das franziskanische Ideal der freiwilligen radikalen Armut legt hier eine zweite Spur.

Dass Armut ein Problem ist, wie sie auch eine Chance bieten kann, das zeigen die sehr unterschiedlichen Beiträge des Sammelbandes eindrucksvoll, die teilweise in deutscher, teilweise in englischer Sprache vorliegen.

Die umfangreiche Tagungsdokumentation bietet neben einer knappen, zweisprachigen Einleitung (S. 1–19) zwei Teile. Der erste Teil thematisiert und beleuchtet *Armut als Problem* (S. 21–328). Die zweite Abteilung widmet sich dem Konzept der *Armut als Weg* (S. 329–498).

In der ersten Abteilung werden Armutskonzepte (1.), Armut als rechtliches und ethisches (2.) wie auch als politisches (3.), als ökonomisches (4.) und als soziales Problem (5.) diskutiert. Zwei Beiträge ragen für ein Verständnis von Armut in besonderer Weise heraus. Jan Franken entfaltet unter dem Titel »Poverty, like beauty, lies in the eye of the beholder. Perspectives on Poverty« (S. 33–49) eine systematische Beschreibung des Armutsbegriffs. Er macht deutlich, dass Armut als soziale Exklusion zu verstehen ist. Damit muss ein Paradigmenwechsel vollzogen werden. Es kann bei der Armutdebatte nicht um »die Armen« gehen, sondern nur um »Personen, die in Armut leben«. Michael Hartlieb knüpft hier an und fragt: »Wann verletzt Armut aus christlicher Perspektive die Menschenwürde?« (S. 83–104). Für Hartlieb liegt das Problem der Armut darin, dass sie die Autonomie armer Menschen durch physischen und psychischen Zwang einschränkt. Armut demütigt und verletzt das Selbstwertgefühl. In dieser Perspektive wird deutlich, dass aufgezwungene, strukturelle Armut aus ethischer Sicht niemals gerechtfertigt werden kann.

Im zweiten Teil werden – in franziskanischer Tradition – die Möglichkeiten und Chancen eines Lebens in freiwilliger Armut beleuchtet. Hier finden sich Erfahrungsberichte und systematische Auseinandersetzungen zur Armut als Lebenskonzept (1.) und zur franziskanischen Lebensweise (2.). Eindrucksvoll werden hier nicht nur die Chancen selbstgewählter Armut beschrieben, sondern auch die Ambivalenzen, die sich ergeben, wenn Menschen, die freiwillig arm sind, auf Menschen treffen, die zur Armut gezwungen werden. Zu nennen sind hier etwa die Beiträge von Adonis Tsiarify (S. 395–401), Bernd Beermann (S. 443–451), Charlotte Reyns (S. 403–404) und Myrcel Sarot (S. 489–497).

Mit der Tagungsdokumentation liegt eine breit angelegte und systematisch ergiebige Auseinandersetzung mit dem gesellschaftlich wie kirchlich brennenden Problem der Armut vor allem aus der Perspektive franziskanischer Spiritualität vor. Dass der leitmotivische Satz des Papstes nach einer armen Kirche allerdings gar nicht, vor allem weder sozial- noch institutionenethisch reflektiert wird, schmälert leider den Erkenntnisgewinn.

*Thomas Laubach*

THOMAS G. KIRSCH, RUDOLF SCHLÖGL, DOROTHEA WELTECKE (HRSG.): Religion als Prozess. Kulturwissenschaftliche Wege der Religionsforschung. Paderborn: Ferdinand Schöningh 2015. 256 S. ISBN 978-3-506-78116-1. Kart. € 24,90.

»Die Versuche, den Begriff [sc. Religion] stillzustellen, führen nicht nur zu normativer Erstarrung, sondern verhindern wissenschaftliches Verständnis überhaupt.« (S. 12) Starke Worte! Neben den Inhalten seien die im Band vorgestellten Projekte »motiviert«, so im Vorwort S. 7, »von einer gemeinsamen Unzufriedenheit mit den begrifflichen und konzeptuellen Angeboten der kurrenten religionswissenschaftlichen und religionshistorischen Forschung.« Dagegen ist von einer »Begriffsheuristik« die Rede. Nur ist keine der religionswissenschaftlichen Errungenschaften, etwa das *Handbuch religionswissenschaftlicher Grundbegriffe* 1988–2000, und fast keine Monographie aus dieser Wissenschaft



auch nur zitiert. Meinen die Herausgeber etwa unter dem falschen Namen ›Religionswissenschaft‹ den Teil der Theologie, der einen Begriff von Religion normativ festlegt? Greift man, ohne sie zu kennen, eine andere Wissenschaft an, um für sich ein Alleinstellungsmerkmal zu beanspruchen?

Unter diesem angriffslustigen Anspruch präsentiert in dem Band der Konstanzer Exzellenzcluster »Kulturelle Grundlagen von Integration« seine Projekte. Sie untersuchen Fälle aus dem Mittelalter, der Reformation, der Barockzeit, der Aufklärung, der Gegenwart, aus Christentum, Judentum, Islam, ethnischen Religionen, aus Palästina, Pakistan, England, Südeuropa, der Schweiz, den Niederlanden, Südfrankreich, methodisch Ideen-, Begriffs-, Sozialgeschichte, Medien, sozialwissenschaftliche Interviews, klassische Quellenanalyse. Was ist das Gemeinsame daran? Was ist das Neue daran? Als Analyse-Kategorie für ›Integration‹ sind vier gewählt und jeweils kurz eingeleitet: Begriffe – Zuschreibungen – Leit motive – Grenzen.

Zwei Herausgeber geben begriffsgeschichtliche Beiträge. D. Weltecke behandelt das spätantike bis mittelalterliche Begriffsfeld souverän. Freilich, die angebliche Toleranz des berühmten Mottos *una religio in rituum varietate* entpuppt sich als hegemoniales Regime der lateinischen Kirche in der griechisch-sprachigen Orthodoxie, die zwar griechische Riten zulässt, aber nur solange sie sich der *einen religio* Roms unterwirft. Nikolaus von Kues beruft sich in gleicher Situation (Unions-Konzil) auf das päpstliche Gebot nach der Eroberung Konstantinopels 1204 und ist kein Zeichen »religiöser Weitherzigkeit« (S. 22). Dass Glaube »irrationale Überzeugung« sei (S. 20), ist ein Fehlgriff, jedenfalls nicht religionswissenschaftlich. Immerhin ist in diesem Beitrag religionswissenschaftliche Forschung wahrgenommen; nur hier! – R. Schlögl arbeitet heraus, dass der Kollektiv-Singular »Religion« in der Aufklärung eurozentrisch blieb. Lafiteau ist zu Recht hervorgehoben. – Für das zweite Kriterium ›Zuschreibung‹ beschreibt E. Brugger das Fallbeispiel Wallfahrt zur neuen Wieskirche, kommt aber über den Fall kaum hinaus, dass hier Zuschreibungen durch eine Gegenseite erkennbar wären. N. Falkenhayner nimmt sich den Fall der Fatwa gegen Salman Rushdie vor. Ihr gelingt es, die Interpretation des Islam als Gegenmoderne und gewaltlegitimierende Ausnahme von Religion als westliche Zuschreibung kenntlich zu machen. Hans Kippenbergs grundlegende religionswissenschaftliche Systematisierung *Gewalt als Gottesdienst* 2008 fehlt. – Neue Erkenntnis war für mich der Fall einer Muslima, die in Konstanz schwimmen gehen wollte in religiös akzeptablem Badeanzug. Statt wie die Mehrheitsgesellschaft das zu verstehen als Abgrenzung, deutet Ö. Ezli das als Wunsch, am gesellschaftlichen Leben teilhaben zu können. Das ist ein gelungenes Beispiel für Zuschreibung. Ganz traditionell die qualitative Studie zu jungen Türken über Religion als Hinderung von Integration von Y. Soytemel. – Das Kriterium ›Leit motive‹: S. Liniger diskutiert das Beispiel Graubünden zwischen reformierten Predigern und katholischem Reich um 1621. Ihm bleiben die religiösen Besonderheiten fremd, wie dass Prophetie mehr Legitimation einbringen kann als (amtscharismatische) Herrschaft. S. Rauschenbach gelingt es, den calvinistischen Streit zur Prädestination über die Grenzen des reformierten Christentums hinaus mit jüdischen Stellungnahmen zu verbinden. Das hat sie in ihrer Dissertation bearbeitet. Sie ist übrigens jetzt Professorin für Religionswissenschaft. – Der Herausgeber Th. Kirsch beschreibt das Konsensstreben in Sambia/ Afrika, das gefordert, aber von den ›Geistern‹ gestört wird.

Im letzten Abschnitt ›Grenzen‹ beschreibt K.-H. Günther einen Vertragsabschluss zwischen den Führern des Kreuzzugs und dem muslimischen Sultan als »besonders weitgehenden Vergemeinschaftungscharakter« (S. 206), meint damit, Webers Konzept (in der alten *WuG*- statt der *MWG*-Ausgabe) übertragen zu können, ohne es verstanden zu ha-

ben. Und ohne die notwendige Kenntnis der römischen Praxis von *pax* und *amicitia*, die dem geschilderten Vertragsabschluss zugrunde liegt. Er kennt erstaunlich wenig von der aktuellen Kreuzzugsforschung, auch nicht die religionswissenschaftliche. – S. Härtel behandelt einen Konflikt um den jüdischen Friedhof in Regensburg, dessen Mauer jedoch gerade nicht als religiöse Grenze verhandelt wird, sondern wegen Besitzrechten bestritten wird. Hier wäre die Pragmatik des Religionsbegriffs anzusprechen, ob ein Gericht, ein Parlament, ob Historiker, Politologen, Theologen oder Religionswissenschaftler dazu befinden (Dazu etwa Th. Idinopulos [ed.]: *What is religion? Origins, definitions, and explanations*, Leiden 1998). – T. Weitzel behandelt die päpstliche Definition von Orthodoxie und Häresie im Kreuzzug gegen die Katharer. Hier hätte die stufenweise Veränderung (»Religion als Prozess«) des Vorgehens den Einzelfall Béziers in einen Kontext gestellt. Die Unmöglichkeit, Orthodoxie zu definieren, führt zu dem Ritual des Gehorsams gegenüber Rom.

Der hohe Anspruch des Vorworts, das Exzellenzcluster biete die bessere Religionsforschung, ist nicht eingelöst. Die meisten Beiträge bieten ein gutes Niveau kulturwissenschaftlicher Einzelfälle, als Fallbeispiele für Integration bieten nur wenige das theoretische Argument.

*Christoph Auffarth*

ULRICH A. WIEN (HRSG.): Judentum und Antisemitismus in Europa. Tübingen: Mohr Siebeck 2017. XVI, 360 S. ISBN 978-3-16-155151-2. Kart. € 29,00.

Der Theologe Ulrich A. Wien hat die Ergebnisse einer Ringvorlesung an der Universität Koblenz-Landau in dem Sammelband »Judentum und Antisemitismus in Europa« veröffentlicht. Die elf Beiträge spannen einen Bogen vom Juden Hass der Antike bis zur Befragung der Komplexität antisemitischer Straftaten in der deutschen Gegenwart. Die Ansätze der einzelnen Beiträge bewegen sich zwischen Theologie, Historiographie, Literaturwissenschaft und Wissenssoziologie.

Nach Lektüre der ersten Beiträge stellt sich schnell Ernüchterung ein. Der emeritierte Heidelberger Theologieprofessor Adolf Martin Ritter, geboren 1933, ergeht sich in Larmoyanz darüber, dass er nach 1945 mit den »Schreckensbildern aus den KZs« habe fertigwerden müssen, die »bald genug die Zeitungen füllten«. Der Holocaust als Zumutung für ahnungslose Deutsche: Gewiss ein hartes Schicksal für einen angehenden Theologen, der sich als junger Akademiker schließlich auch noch für die spätantiken Schriften des christlichen Judenhassers Johannes Chrysostomus schämen musste. Die eingehende Lektüre von dessen »Judenreden« avancierte allerdings zum Schlüsselerlebnis in Ritters Karriere. Der Theologe greift in seinem Aufsatz auf die Probevorlesung zum Abschluss seines Habilitationsverfahrens zurück, die er »vor fast einem halben Jahrhundert« hielt. Darin trumpft er mit der erleichternden Nachricht auf, dass Chrysostomus gar nichts gegen das Judentum gehabt habe. Er habe bloß gegen jene »Judaisierer« im Christentum polemisiert, die Gefahr liefen, jüdische Riten zu übernehmen. Zwar ist dies genau jene verhängnisvolle Denkfigur des »Anti-Judaismus«, die der amerikanische Historiker David Nirenberg in seiner 2015 erschienenen fulminanten Studie als eine »andere Geschichte westlichen Denkens« analysiert hat – und damit ein Beleg dafür, dass auch Chrysostomus wie so viele andere frühchristliche Denker bereits das moderne Schreckgespenst der »Verjudung« kannte. Doch man kann von einem Veteranen wie Ritter offenbar nicht mehr verlangen, auf der Höhe der Forschung zu sein.

Passagenweise befürchtet man, es sei das Programm des Bandes, den Antisemitismus in Geschichte und Gegenwart herunterzuspielen. Die Bemühung, Ambivalenzen und Mehrdeutigkeiten in den Quellen herauszuarbeiten, führt dazu, dass die Autoren ihr Thema oft nicht ernst genug nehmen. Georg Wenz, Studienleiter der Evangelischen Akademie in der Pfalz, meint, im Koran lasse sich keinerlei antisemitische Grundhaltung nachweisen, nur »teilweise massive Kritik an Juden«. Martin Luthers Antisemitismus wird bei dem Tübinger Kirchengeschichtler Volker Leppin kaum diskutiert. Peter Ullrich, der ein Kurzreferat zu der zusammen mit Michael Kohlstruck verfassten, unter Fachleuten höchst umstrittenen Studie »Antisemitismus als Problem und Symbol. Phänomene und Interventionen in Berlin« (2015) abgeliefert hat, findet, es gebe »viel mehr Antisemitismus als AntisemitInnen«, weil empörte Bürger den Hintergrund ihrer eigenen Aussagen meist gar nicht verstünden und Juden gar nicht wirklich hassten. Der Auseinandersetzung mit dem Antisemitismus könne daher »ein Zurücktreten gegenüber den verbreiteten reflexhaften Polemiken nur gut tun«.

Alles also nur halb so wild? Besser, weil zumindest in Teilen kritischer, sind die Beiträge des Wiener Historikers Alfred Kohler (über das Judentum in Spanien zur Zeit der Reconquista), des Geschichtswissenschaftlers Gangolf Hübinger aus Frankfurt an der Oder (über den deutschen Antisemitismus im frühen 20. Jahrhundert) und des Potsdamer Historikers Thomas Brechenmacher (über die Geschichte des Antisemitismus in der katholischen Kirche, wenn auch am Ende mit einer allzu überschwänglich klingenden Bewertung der Zeit seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil im Jahr 1965).

Der Koblenzer Literaturwissenschaftler Lothar Bluhm gibt einen weit ausgreifenden Überblick zu »Juden und Judentum in der deutschen Literatur«. Bluhm setzt im Hochmittelalter an, thematisiert den Antisemitismus in der Romantik und überspringt den Realismus. Nach ausführlicheren Betrachtungen zur Debatte um Thomas Manns Judenbild und Anmerkungen zu Rainer Werner Fassbinders »Der Müll, die Stadt und der Tod« (1975) diskutiert Bluhm am Ende noch kurz Martin Walsers Skandalroman »Tod eines Kritikers« (2002), in dem der Holocaustüberlebende Marcel Reich-Ranicki anhand antisemitischer Klischees verspottet wird.

Der Titel von Bluhms Beitrag deutet allerdings bereits an, dass der Autor die für sein Thema unverzichtbare Forschungsdiskussion zum literarischen Antisemitismus, die seit Ende der 1990er-Jahre auch in Deutschland geführt wird, überhaupt nicht zur Kenntnis genommen hat. Nicht nur, dass dieser Schlüsselbegriff in seinem Aufsatz fehlt: Bluhm hantiert nach wie vor mit der umstrittenen Rede vom »deutsch-jüdischen« Schreiben und bietet eine althergebrachte Aufzählung von »Judenbildern in der deutschen Literatur«. Ihm ist offenbar entgangen, dass die methodische Problematik dieses Vorgehens seit Mona Körtes 2004 erschienenem Beitrag zu den »Erzeugungsregeln von Grenzziehungen in der Germanistik« Konsens ist.

Bluhms Beitrag verharrt auf dem Kenntnisstand der 1980er-Jahre: Nicht einzelne, hinlänglich bekannte Stereotype, die auch schon eine Nazi-Germanistin wie Elisabeth Frenzel 1940 fleißig sammelte, bringen das Verständnis des literarischen Antisemitismus voran, sondern die Untersuchung weit vielfältigerer Vermittlungsformen jüdenfeindlicher Vorstellungen durch die Literatur. Zu analysieren ist die Ensemblewirkung von Werken in ihrer komplexen intertextuellen Beziehung zu bestimmten Darstellungstraditionen, und nicht nur eine isoliert betrachtete Motivgeschichte, die stets auf unreflektierten Setzungen und problematischen Fremdheitskonstruktionen beruht. Es geht um ein Ernstnehmen der »Literatur als System« (Körte), das den modernen Antisemitismus mit genuinen ästhetischen Mitteln und Emotionalisierungstechniken nicht nur punktuell zitierte und spiegelte, sondern als Stabilisator bestehender Machtstrukturen aktiv mitformte.

Kurzum: Trotz des teils brauchbaren Einführungscharakters der Aufsätze, die zusammen einen groben Überblick auf mehr als 2000 Jahre Antisemitismusgeschichte geben, handelt es sich um einen überaus durchwachsenen Band, der sich an vielen Stellen nicht auf der Höhe der Forschungsdiskussion befindet.

*Jan Süsselbeck*

JÖRG ERNESTI, MARTIN M. LINTNER, MARKUS MOLING (HRSG.): Kirche und Menschenrechte. Ein spannungsvolles Verhältnis (Brixner Theologisches Jahrbuch 8/2017). Innsbruck – Wien: Tyrolia 2018. 224 S. m. Abb. ISBN 978-3-7022-3663-2. Geb. € 24,95.

Die historische, systematische und rechtliche Verhältnisbestimmung von römisch-katholischer Kirche und der Idee allgemeiner Menschenrechte ist komplex. Angesichts des 2018 anstehenden 70-jährigen Jubiläums der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte widmet sich das Jahrbuch der Philosophisch-Theologischen Hochschule Brixen genau dieser Verhältnisbestimmung. Die insgesamt 13 Beiträge des Buches stammen naturgemäß zum Großteil aus der Feder von ProfessorInnen der Brixner Hochschule, werden jedoch durch einige Gastbeiträge ergänzt.

Die systematischen und philosophischen Beiträge reichen thematisch von grundsätzlichen Fragen hinsichtlich der Begründung der Menschenrechte (Christoph Amor), den Differenzen im Umgang verschiedener Weltreligionen mit Menschenrechten (Paul Renner) oder der Bewältigung von Menschenrechtsverletzungen (Peter G. Kirchschräger) zu spezifischeren Problemen wie der Kruzifixdebatte (Martin M. Lintner), der Notwendigkeit des Rechts auf die Imperfektion des Menschen (Michaela Neulinger) oder der Frage der Aufweichung von Menschenrechten angesichts einer Bedrohung durch Terror (Markus Moling). Besonders hervorzuheben ist sicherlich der studentische Beitrag (Doris Christina Rainer), der quasi-religiöse Elemente in nationalsozialistischen Riten und Feiern identifiziert und dekonstruiert – ein Unterfangen, welches gerade angesichts des neuen Trends der Vereinnahmung religiöser Symbole und Riten durch neurechte Gruppierungen eine dringliche und gesellschaftspolitisch relevante Forschungsaufgabe der Theologie ist. Auch wenn in manchen Beiträgen der Bezug zur übergeordneten Themenstellung des Bandes nicht direkt ersichtlich ist, stellen sie doch gerade in ihrer Diversität gut lesbare und interessante Schlaglichter im theologischen Menschenrechtsdiskurs dar.

Die drei historischen Beiträge des Bandes beleuchten verschiedene Aspekte der Konfliktgeschichte von Kirche und Menschenrechten. Jörg Ernesti, der mit zwei Beiträgen vertreten ist, untersucht erstens die vatikanische Außenpolitik seit dem Untergang des Kirchenstaats 1870 und zweitens das Verhältnis von Religionsfreiheit und den Auseinandersetzungen um den Religionsfrieden im 16. Jahrhundert. Rainer Florie analysiert die Konkordatspolitik der Kirche zwischen den Weltkriegen. Analog zu den systematisch-theologischen Beiträgen sind die Beiträge eher in Randbereichen des Menschenrechtsdiskurses angesiedelt, jedoch werden sie dadurch besonders interessant, da sie überraschende Aspekte verdeutlichen. So ist beispielsweise der ideengeschichtliche Zusammenhang zwischen Religionsfrieden und Religionsfreiheit eine innovative und reizvolle Überlegung.

Der einzige biblisch-theologische Beitrag des Bandes (Maria Theresia Ploner) besteht in einem flammenden, sowohl biblisch-theologisch als auch menschenrechtlich begründeten Plädoyer für die Zulassung von Frauen zum Weiheamt. Der Beitrag aus der Kanonistik (Michael Mitterhofer) untersucht das Verhältnis der menschenrechtsaffirmativen Dokumente der Konzilszeit und des CIC 1983 und diagnostiziert einige Spannungen in

der Theologie des 2. Vatikanums und des aktuellen Kirchenrechts. Beide Beiträge dienen daher als wichtige Warnschilder, um das zeitgenössische Verhältnis von katholischer Kirche und Menschenrechten nicht zu sehr zu harmonisieren.

Der Sammelband adressiert ein aktuelles und politisch brisantes Thema, dessen Relevanz gerade angesichts zeitgenössischer politischer Entwicklungen eindeutig auf der Hand liegt. Die einzelnen Beiträge des Buches sind dabei wichtige Schlaglichter auf Debatten rund um die diskursive Großbaustelle Religion/Kirche und Menschenrechte. Lediglich die Anordnung der Beiträge wirkt manchmal etwas willkürlich – da die Themenstellung so breit ist, stehen auch die einzelnen Beiträge des Buches inhaltlich etwas unverbunden nebeneinander. Das ist aber nicht zwingend ein Kritikpunkt: Zum einen schmälert dies nicht die Leistung der Einzelbeiträge des Buches, zum anderen ist es sehr aufschlussreich, welche unterschiedliche Annäherungen, Perspektiven und Probleme aus den verschiedenen Fächern einer Fakultät an die gleiche übergeordnete Themenstellung herangetragen werden. Nicht zuletzt für diese bewahrenswerte Vielfalt der theologischen Fachdiskurse gibt das Buch ein hervorragendes Beispiel ab.

*Martin Breul*

HANS JOAS: Die Macht des Heiligen. Eine Alternative zur Geschichte von der Entzauberung. Berlin: Suhrkamp 2017. 543 S. ISBN 978-3-518-58703-4. Geb. € 35,00.

Mit »Die Macht des Heiligen« legt Hans Joas eine Weiterführung seiner in den letzten Jahrzehnten entwickelten Argumente zur Religionssoziologie und Religionsgeschichte vor. Wieder ist das Hauptziel eine Infragestellung der Säkularisierungsthese, deren Vertreter eine abnehmende Relevanz der Religion in der Moderne postulieren (und für die Zukunft prognostizieren). Anstatt sich jedoch mit Daten zu Mitgliederzahlen, Kirchgängen oder Glaubensbekenntnissen zu beschäftigen, geht Joas zurück zu den Wurzeln der verbreiteten intellektuellen Erzählung der Säkularisierung. In sieben Kapiteln setzt er sich akribisch mit einigen der wichtigsten Denkern und Ideen der Säkularisierung auseinander. Entstanden ist dadurch nicht nur ein Beitrag zur Religionssoziologie, sondern auch zur Ideengeschichte.

Das Buch ist vor allem eine Kritik an Max Webers Lehre einer langfristigen kulturellen »Entzauberung«, die mit der europäischen Modernisierung deutlich erkennbar wurde, dem Christentum aber inhärent ist. Während das Konzept der Entzauberung auch von manchen Kritikern von klassischen Säkularisierungsthesen akzeptiert wird (z. B. in Charles Taylors Idee eines erkenntnistheoretischen »immanenten Rahmens«), seziert Joas den Weber'schen Begriff, um seine vermeintlichen Begrenztheiten und Widersprüche freizulegen. Er nimmt auch die Zeiträume vor und nach der Periode in den Blick, in der Weber seine subtil sich wandelnden Konzeptionen der »Entzauberung« entwickelte, um deren Ursprünge und Wirkung zu analysieren.

Dreh- und Angelpunkt des Buches ist Kapitel 4, in dem Joas zwei Versuche um das Jahr 1900 vergleicht, aus dem dynamischen Fach der Religionssoziologie eine »Synthese« des Wissens über Religion zu bilden: die von Weber und Ernst Troeltsch. Vorausgegangen sind drei Kapitel zu den wissenschaftlichen Disziplinen, die die Ingredienzen für diese Synthesen lieferten. Kapitel 1 widmet Joas der Universalgeschichte der Religion des schottischen Philosophen David Hume. In Kapitel 2 steht die Psychologie im Mittelpunkt, vor allem die phänomenologische Analyse religiöser Erfahrungen des amerikanischen Psychologen William James, dessen Herangehensweise Joas seit langem als ein Vorbild für eine erfahrungsbasierte Religionstheorie preist. Etwas kritischer betrachtet er

in Kapitel 3 die anthropologischen Untersuchungen zu Ritualen und kollektiven Erfahrungen, die in Frankreich in die berühmte Religionstheorie von Émile Durkheim mündeten, dem Joas vorwirft, individuelle Erfahrungen von Transzendenz zugunsten kollektiver Ekstase ignoriert zu haben.

Der direkte Vergleich zwischen Weber und Troeltsch in Kapitel 4 (aus dem Troeltsch als »Sieger« hervorgeht) führt in den zwei nachfolgenden Kapiteln zu Betrachtungen zum Konzept der »Achsenzeit« (Kapitel 5) und zur Kritik an drei zentralen Prozessbegriffen der Religionssoziologie: Rationalisierung, funktionale Differenzierung und Modernisierung (Kapitel 6).

Im Kapitel 7 skizziert Joas schließlich eine »Alternative« zur Lehre der »Entzauberung«. Anstelle von linearen Prozessbegriffen betont er auf der einen Seite die »anthropologische Universalität der Erfahrungen der ›Selbsttranszendenz‹ und der sich daraus ergebenden Zuschreibungen von ›Heiligkeit‹« (S. 440), auf der anderen die historisch und kulturell bedingten Kontexte, in denen diese Konstante ausgelebt wird. Dieses »Spannungsverhältnis« (S. 446) – in dem sich Macht, Religion und Politik gegenseitig bedingen – bildet Konstellationen für die Entstehung religiöser (oder zumindest religionsartiger) Formen der Sakralität, in der heutigen Welt nicht weniger als in der Vergangenheit.

Ob Joas' Genealogie der Entzauberung, so vielschichtig und gelehrt sie auch ist, viele Meinungen im Streit um das Thema Säkularisierung ändern wird, bleibt fraglich. Säkularisierung wird schon seit langem eher als komplexes und ambivalentes Phänomen denn als linearer und automatischer Prozess betrachtet, und die anhaltende Relevanz von Sakralität (wenn auch in säkularisierter Form) wird von den meisten Wissenschaftlern anerkannt. Dieses Buch zeigt zwar deutlich, wie widersprüchlich die Entstehung der Idee der »Entzauberung« verlief, beweist aber nicht, dass diese Geburtsfehler gegenwärtige Säkularisierungsthesen unbedingt untergraben.

*John Carter Wood*

## 2. Quellen und Hilfsmittel

PETER CHRISTIAN JACOBSEN (HRSG.): Die Geschichte vom Leben des Johannes, Abt des Klosters Gorze (Monumenta Germaniae Historica, Bd. 81). Wiesbaden: Harrassowitz 2016. VII, 629 S. ISBN 978-3-447-10559-0. Geb. € 80,00.

Das Vorwort der neuen Edition der Vita des Johannes von Gorze verdeutlicht die vielfältigen Probleme und Schwierigkeiten bei der Entstehung des Textes. Zwei Jahrzehnte eingehender Beschäftigung mit einer der zentralen Quellen der oberlothringischen Klosterreform des 10. Jahrhunderts sichern dem Herausgeber neben dem Dank der Leser und Benutzer auch ein Weiterleben in der Wissenschaft, wie man das von anderen Herausgebern der Texte der Monumenta Germaniae Historica nach fast zwei Jahrhunderten kennt. Die Einleitung (S. 1–119) führt umfangreich in das Werk ein. In den letzten Jahren König Heinrichs I. fand sich im Gebiet der drei Bischofsstädte Metz, Toul und Verdun eine Gruppe von Klerikern und Nonnen zusammen, die nach langem Suchen im Kloster Gorze ihren Platz fand, um dort ihrem benediktinischen Ideal zu folgen. Unter dem ersten Abt Einold hat Johannes von Gorze, der als Bauernsohn im Dorf Vandières südlich von Metz geboren worden war, von Anfang an die gesamte Wirtschaftsführung des Klosters übernommen. Die bald als Gorzer Reform bezeichneten Reformbemühungen wurden rasch zum Vorbild für viele lothringische Klöster.

Für die Anfänge des Klosters und die ersten Jahrzehnte des klösterlichen Lebens steht mit der Vita des Johannes von Gorze eine reichhaltige Quelle zur Verfügung. Als



Verfasser des Werkes wird der aus dem Gorzer Konvent stammende Mönch Johannes identifiziert, der um 960 Abt des Klosters St. Arnulf vor Metz wurde. Das unvollendet gebliebene Werk bricht mitten im Text ab. Es schildert den Abt Johannes nicht als Würde ausstrahlenden Mönch auf dem Weg zu Heiligkeit, sondern als Menschen mit guten und schlechten Seiten. Eingehend wird über die niedere Herkunft des Johannes berichtet, der aus einem Bauernhof in Vandières stammte. Trotz der niederen Herkunft war der Besitz des Vaters nicht klein. Zu diesem gehörte sogar eine Eigenkirche. Johannes von Gorze wurde um 905 geboren und in Metz, dann im Kloster St. Mihiel an der Maas ausgebildet. Graf Ricuin von Verdun hat ihn vermutlich als *dominus* der Familie gefördert. Die weitere Entwicklung des Johannes wird in der Vita ebenso aufgezeigt, wie die Vorgänge in dem als Reformkloster entstehenden Gorze. Johannes hat in den folgenden Jahren einen herausragenden Platz im Kloster Gorze eingenommen.

Die Biographie des Johannes wird hier vom Herausgeber zu einer Darstellung über die Entwicklung in Gorze erweitert und damit nicht nur zu einer Abhandlung der Klostergeschichte, sondern letztlich auch der oberlothringischen Klosterreform. Johannes stieg erst spät – vermutlich 967 – zum Abt seines Klosters auf, wobei seine niedere Herkunft eine Rolle gespielt haben dürfte. Er war schon am 7. März 974 anscheinend verstorben. Der Herausgeber schließt sich hier den Forschungen von Michel Parisse an. Die in der Vita behandelte Reise nach Cordoba als Gesandter Kaiser Ottos I. an den Hof des Kalifen Abd ur-Rahman III. war ein weiteres herausragendes Ereignis im Leben des Johannes. Der Herausgeber gibt hier einen tieferschürfenden Überblick über die Vorgänge in allen Einzelheiten, wobei selbst die Geschichte des Kalifenpalastes in Cordoba herausgearbeitet wird. Ein weiteres Kapitel der Einführung widmet sich der Bildung im Kloster Gorze im 10. Jahrhundert, wobei Johannes in der von ihm erworbenen und im Kloster neben seinen Aufgaben weiter entwickelten Bildung gezeigt wird. Der Autor der Vita wird trotz der wenigen über ihn bekannten Einzelheiten eingehend vorgestellt und in seinem Handeln untersucht. Der Herausgeber zeichnet dabei nicht nur ein umfassendes Bild des Verfassers der Vita, sondern stellt auch dessen Verhältnis zu dem in der Vita behandelten Mitbruder zusammen. In einem weiteren Kapitel wird die Handschrift der Vita beschrieben und näher untersucht, wobei die Schreiber behandelt werden, um sich dann mit den fünf Editionen der Vita zu befassen, um damit ein Gesamtbild der Überlieferung zu geben. Nach einem umfassenden Quellen- und Literaturverzeichnis beginnt die Edition des lateinischen Textes der Vita (S. 150–466) jeweils auf der linken Buchseite, während auf der rechten die deutsche Übersetzung steht. Da von der Vita nur eine einzige Handschrift vorliegt, ist der textkritische Apparat nicht sehr umfangreich. Dafür sind die Anmerkungen zum Text erheblich größer und geben an vielen Stellen neue, vertiefende Einblicke in die bedeutende Quelle der Ottonenzeit. Das Werk wird durch umfangreiche Register für den Leser und Benutzer sehr gut erschlossen. Nach einem Verzeichnis der zitierten oder erwähnten Stellen werden Autoren und Texte, Consuetudines, Constituta und Regulae, erwähnte Urkunden, Namen, Wörter und Junktoren aufgeführt, wobei überrascht, dass ein Ortsregister fehlt.

Die Vita, die in ihrer neuen Edition ein Desiderat der mediävistischen Forschung erfüllt, ist von dem Herausgeber nicht nur mustergültig ediert worden, sondern durch ihn mit vielen Anmerkungen sehr tief erschlossen, was sowohl die Geschichte des Klosters Gorze als auch die mit diesem so eng verbundene Reformbewegung in Oberlothringen näher erläutert. Johannes von Gorze, ein gelehrter Mönch des 10. Jahrhunderts, wurde vom Hof Ottos I. mit einer schwierigen und bedeutsamen Botschafterrolle betraut, obwohl er nach außen keine gewichtige, politische Rolle gespielt hat. Er dürfte aber eine wichtigere Rolle eingenommen haben als diese dem heutigen Leser erscheint. Der Her-

ausgeber hat versucht nachzuzeichnen, wie diese Mission an den Kalifenhof immer weiter auf der hierarchischen Stufenleiter nach unten gerutscht ist, um zum Schluss bei Johannes hängen zu bleiben. War der soziale Aufsteiger Johannes von Gorze hier aber tatsächlich der Stellvertreter des Stellvertreters? Ein Mann, der aus der Abgeschiedenheit seines Konvents plötzlich an den Hof des Kalifen nach Cordoba reist, um anschließend wieder in seinem Kloster zu verschwinden? Johannes von Gorze hat nach dieser Reise nach Cordoba vermutlich politisch und kirchenpolitisch in seiner Zeit eine gewichtigere Rolle eingenommen, als die Überlieferung erkennen lässt. Die Geschichte der Ottonenzeit wird durch die neue Edition der wichtigen Quelle vertieft erschlossen. Die Wissenschaft darf dem Herausgeber, aber auch seinen Unterstützern und Helfern für das Bereitstellen dieses Werks danken.

Immo Eberl

STIFTSBIBLIOTHEK ST. GALLEN (HRSG.): Notker Balbulus, Sequenzen. Ausgabe für die Praxis. St. Gallen/St. Ottilien: Verlag am Klosterhof / EOS Editions 2017. 174 S. m. zahlr. Abb. ISBN 978-3-905906-25-7. Geb. CHF 24,00.

Vorliegende Rezension folgt in etwa dem Inhalt des zu besprechenden Bandes: Einleitung / Geschichtlicher Hintergrund / Quellen und -verzeichnis etc.

Einleitung: Die Sequenzen des St. Galler Mönchs und Dichters Notker Balbulus († 912) gehören zu den großartigen Schätzen des Mittelalters. In ihnen erweitert Notker die Messliturgie um melodische und theologische Dichtungen, die zwischen dem Alleluia und dem Evangelium gesungen wurden, und die sich später mit seinem »*liber ymmorum*« europaweit verbreiteten. V. a. seine Pfingstsequenz »*Sancti spiritus assit nobis gratia*« wurde jahrhundertlang in ganz Europa gesungen. Bedingt durch die Entscheidungen des Trienter Konzils (1545–1563) wurde die populäre Gattung im römischen Messbuch von 1570 mit wenigen Ausnahmen aus der Liturgie der Messe verbannt.

Für die Geschichte der Kirchenmusik sowie für die Geschichte der religiösen Dichtung sind die Sequenzen dennoch auch heute noch von großer Bedeutung.

Der von Stefan Morent beschriebene geschichtliche Hintergrund: Die syllabische Austextung von gregorianischen Melodien (Melismen), d. h. von langen, textlosen Tonfolgen, um sie festbinden zu können, daran ist das Neue: Solche Austextungen erfolgten nicht durch bereits bestehende biblische Texte, sondern durch Neudichtungen.

Zur Quellenüberlieferung und zur Edition: Eingehend sind auch hier die Bemerkungen Morents zur Feststellung »*Nisi enim ab homine memoria teneantur, soni pereunt, quia scribi non possunt. – Wenn sie nämlich nicht vom Menschen im Gedächtnis behalten werden, vergehen die Töne, weil man sie nicht aufschreiben kann*«, so der Kirchenlehrer Isidor von Sevilla um 625 in seinen »*Etymologien*«, *vermutlich deshalb, weil zwar eine Notenschrift, die einzelne Tonorte in Bezug auf ein Tonsystem benennen konnte, seit der Antike bekannt war, der genaue agogische Verlauf der Melodielinie jedoch nicht notiert werden konnte.*

Die vorliegende Edition leistet dies: Sie erschließt zunächst die Melodien anhand der späten St. Galler und anderer Überlieferung. Grafisch optimal – rot – hervorgehoben, bietet Morents Edition die Neumenzeichen als präzisen Scan des Originals. Diese Neumenzeichen erlauben es, die Melodien dem genauen agogischen Verlauf entsprechend aufzuzeichnen (und zu interpretieren).

Zu Text und Übersetzung: Die Übersetzungen schufen Franziska Schnoor und Clemens Müller. Dabei entstanden Übertragungen »so zeilengenau wie möglich, aber so

frei wie nötig« (Morent), Übersetzungen, die möglichst eng der Syntax Notkers folgen, Übersetzungen für Leserinnen und Leser, Hörerinnen und Hörer, Sängerinnen und Sänger. Kurz: Für einen Personenkreis, der beim Lesen, Hören, Singen der Sequenzen genau verstehen soll (will), was er singt.

Sequenzen: Und so liegt nun eine Ausgabe vor, für welche 20 der schönsten Sequenzen Notkers für die musikalische Choralpraxis vom Verfasser eingerichtet und zugänglich gemacht wurden. Die wichtigsten Feste des Kirchenjahres sind berücksichtigt, somit auch die wichtigsten Themenbereiche aus Theologie, Liturgiewissenschaft, Dogmatik und Exegese, nicht nur des Mittelalters, sondern auch des Heute.

Für den Musikwissenschaftler eine Selbstverständlichkeit: die verwendeten Quellen, ein ausführliches Quellenverzeichnis hierzu; Bibliographie; Indices (zu den Festen und Textanfängen).

Alles in allem eine optisch wunderbare, gründliche Arbeit mit vorbildlichem Charakter. Nachdem – als Ausgabe für die Praxis – Text und Musik nun vorliegen, wäre den Notker'schen Sequenzen zu wünschen, die eine oder andere fände in Liturgie oder Konzert wieder einmal Eingang und würde »bedacht«. Es lohnte sich!

*Bernhard Schmid*

LANDESARCHIV BADEN-WÜRTTEMBERG (HRSG.): Kaiser Karl IV. (1316–1378) und die goldene Bulle. Stuttgart: Kohlhammer 2016. 154 S. m. zahlr. farb. Abb. ISBN 978-3-17-030740-7. Kart. € 15,00.

Aus Anlass der 700. Wiederkehr des Geburtstages Kaiser Karls IV. im Jahre 2016 veranstaltete das Hauptstaatsarchiv Stuttgart eine kleine aber feine Ausstellung rund um eine seiner wertvollsten Archivalien: des erzbischöflich-trierischen Exemplars der Goldenen Bulle von 1356, das 1803 nach dem sogenannten Reichsdeputationshauptschluss an das zum Kurfürstentum aufgestiegene Württemberg gelangte. Die Begleitpublikation, die hier vorgestellt wird, ist zweiteilig organisiert. Dabei wird den sieben Aufsätzen, deren Inhalt zuerst um die Herrscherpersönlichkeit des Luxemburgers und sein bedeutendstes Privileg kreist, ein ebenfalls siebenfach gegliederter Katalogteil zugeordnet, der die jeweiligen Texte mit reichhaltigem Bildmaterial illustriert. Es folgen Abschnitte zum Verhältnis des Herrschers zu seinen Wählern, den Kurfürsten, zu geld- und münzpolitischen Aspekten sowie zu den Städtebünden in Schwaben Mitte des 14. Jahrhunderts. Dem Trierer Erzbischof und Königswähler ist ein eigenes Kapitel gewidmet, ebenso dem konfliktträchtigen Feld der Rangfragen und der Funktion von Ritualen innerhalb der Herrschaftsordnung. Der regionalen Verankerung des Veranstalters trägt die ausgiebige Berücksichtigung der einstigen Grafen, dann Herzöge und Könige, von Württemberg Rechnung. Peter Rückert schildert die wechselvollen Beziehungen Kaiser Karls IV. zum gräflichen Brüderpaar Eberhard und Ulrich, die sich zwischen Krieg, familiärer Streitschlichtung und engem Bündnis bewegten. Wenig bekannt, aber wichtig: die Rolle der aus der Nähe von Stuttgart stammenden Herren von Mühlhausen, spätere Bürger von Prag, in kaiserlichen und gräflichen Finanzfragen. Besonders spannend: der Ebersteiner Mordanschlag von Wildbad auf die gräflichen Familien 1367 (S. 55–65). Im dazugehörigen Katalogteil illustrieren ausgewählte Urkunden Karls IV. für die Württemberger Grafen das beiderseits intensive Verhältnis (S. 113–128): der Friedensschluss des Kaisers mit Graf Eberhard von 1360, die Erlaubnis, Bietigheim zur Stadt zu erheben von 1364, die Sühne zwischen Württemberg und Baden von 1370, das kaiserliche Münzprivileg für Eberhard von 1374 und andere mehr. Auch innerdynastische Regelungen sind mit der Abbildung

des Vergleichs zwischen den Brüdern Eberhard und Ulrich berücksichtigt (1362). Eine Zeittafel hatte zuvor schon die wichtigsten Ereignisse des 14. Jahrhunderts im Reich und in Württemberg parallelisiert. Den Abschluss bilden Überlegungen zur Überlieferung und zur Rezeption sowie zur Wirkungsgeschichte und zur verfassungs- und kulturgeschichtlichen Bedeutung der Goldenen Bulle. Im Anhang werden die Abbildungen, die Förderer und Leihgeber der Ausstellung und die Verfasser der Texte nachgewiesen. Zu den verwendeten Quellen und der Literatur sei ein Hinweis auf die in den letzten Jahren erschienenen MGH-Constitutionesbände 12 (2013), 13/1 (2016) und 13/2 (2017) für die Jahre 1357–1361 gestattet, denn sie enthalten neben den oben bereits erwähnten kaiserlichen Privilegien für das einheimische Grafenhaus weiteres reichhaltiges Urkundenmaterial für die südwestdeutsche Reichsgeschichte, sowie auf den in Vorbereitung befindlichen 14. Band für die Jahre 1362–1365. Mit dem hier vorgestellten Ausstellungskatalog liegt ein sehr instruktives und anschauliches Werk zur bedeutendsten gesetzgeberischen Leistung des Mittelalters vor, die zusammen mit den Wormser Reichstagsabschieden von 1495 und den westfälischen Friedensverträgen von Münster und Osnabrück von 1648 den Grundstock der Verfassung des Alten Reiches bildete.

*Michael Lindner*

LANDKREIS SIGMARINGEN (HRSG.): *Evangeliare, Stundenbücher und Heldendichtung. Schätze der mittelalterlichen Buchkunst aus zehn Jahrhunderten.* Meßkirch: Gmeiner-Verlag 2016. 107 S. m. zahlr. farb. Abb. ISBN 978-3-8392-1996-6. Kart. € 9,00.

76 reich illuminierte Meisterwerke der Buchkultur zum Durchblättern, Anfassen und Begreifen im wörtlichen Sinn und in einer Auswahl, die von der Antike bis ins 15. Jahrhundert, vom alten Ägypten über Byzanz zu den europäischen Manuskriptkulturen reicht – so die Beschreibung des Ausstellungsvorhabens im Geleitwort des Katalogs. Das mutet unwirklich und traumhaft an, solange man noch nicht verinnerlicht hat, dass es sich um eine alles andere als gewöhnliche Form der Ausstellung zu handeln scheint – die von Faksimiles, die in verschiedenen einschlägigen Verlagen hergestellt wurden. Passionierte Sammler stellten die Bücher zur Verfügung, so dass sie in der Kreisgalerie von Schloss Meßkirch vom 3. Juli bis 9. Oktober 2016 gezeigt werden konnten. Recherchen verdeutlichen allerdings, dass dieses Ausstellungsgenre häufiger als gedacht vorkommt – man vergleiche nur die zahlreichen Einträge zu den Suchbegriffen »Faksimile Ausstellung« in Google.de – und eben diesen besonderen Reiz zum Ziel hat: dem interessierten Besucher das Blättern zu erlauben und damit eine Vorstellung vom Sitz im Leben der vorgestellten Handschriften zu erlangen.

Die auf 107 Seiten beschriebenen Handschriften – bekannte liturgische und sakrale Bücher für Andacht, Meditation und Gebet sowie aufwendig illustrierte Kodizes mit profaner oder höfischer Literatur – werden in chronologischer Reihung mittels kurzer Beschreibungen und 32 meist ganzseitigen Abbildungen präsentiert, die teils die ganzen Schmuckseiten und Miniaturen, teils Ausschnitte wiedergeben. Vertreten sind damit Werke, die in keinem Überblickswerk über die antike und mittelalterliche Buchkultur fehlen wie der Papyrus Ani, die Wiener Genesis, die Josua-Rolle und die Trierer Apokalypse bis hin zum Tierbuch des Petrus Candidus und zum Rosarium, das Isabella von Portugal um 1530 für Kaiser Karl V. herstellen ließ.

Der Ausstellungsbesucher bekommt eine reizvolle und dabei preisgünstige Fibel an die Hand, der sich die grundlegenden Informationen über die gezeigten Werke, ihren Inhalt, die Ausstattung sowie ihre Herstellungs- und Besitzgeschichte entnehmen lassen.

Qualitativ gute Abbildungen, deren Ursprung von Faksimiles kaum wahrzunehmen ist, sind als gefällige Gedächtnisstütze beigegeben. Zudem informieren kurze Einführungen über wesentliche Buchgattungen und Handschriftentypen wie das Evangeliar, die Apokalypse-Handschriften, die Armenbibel oder die privaten Stunden- und Andachtsbücher.

Dass dabei nicht alles dem neuesten Stand der Forschung entspricht und vieles deutlich vereinfacht wiedergegeben ist, sieht man dem Kurator und Hauptautor Roland Specker mit Blick auf das eher breit interessierte Zielpublikum zunächst gerne nach. Eine Einordnung der Trierer Apokalypse als Handschrift, die um 800 in Trier oder Umgebung entstanden und von Bischof Egbert verfasst worden sei (S. 31), sowie die Erklärung der Armenbibel als einem »billig und schmucklos hergestellten Bibeltext«, sind allerdings Patzer, die aufgrund der üppigen Forschungslage relativ einfach vermeidbar gewesen wären und deshalb zusammenzucken lassen. Denn dem Kundigen drängt sich sogleich die Erinnerung auf, dass die Trierer Apokalypse zwar in Trier aufbewahrt, aber dort nicht hergestellt wurde. Tours bzw. der Umkreis von Tours als eigentlicher Ort der Herstellung werden zwar im Katalog erwähnt (vgl. ausführlich hierzu: Peter K. Klein: Die Trierer Apokalypse. Codex 31 der Stadtbibliothek Trier, Kommentar von dems., Graz 2001, S. 4-5), aber dann in einer nicht nachvollziehbaren Art dennoch Trier und Egbert als Produktionsort bzw. Hersteller genannt.

Zudem kommt die Frage auf, wie dann die mit 36 typologischen Bildgruppen relativ aufwendige und deshalb durchaus kostspielige Ausstattung der Salzburger Armenbibel, die vorgestellt, jedoch nicht abgebildet wurde (S. 76), bei dem oben zitierten Erklärungsansatz zu werten ist. Auch eine kurze Beschreibung moderner Faksimile-Verfahren und ein Hinweis auf die Möglichkeiten, die Faksimiles trotz aller Digitalisierung immer noch bieten können, wäre angesichts des in der allgemeinen Wahrnehmung vieler Ausstellungsbesucher wahrscheinlich doch nicht ganz alltäglichen Formats einer Faksimile-Ausstellung durchaus bereichernd gewesen.

Das zu Beginn des Katalogs formulierte Ziel – einen Überblick über die Schrift- und Buchkultur von der Antike bis zum 15. Jahrhundert zu bieten – ist für denjenigen bibliophilen Leser erreicht worden, der vor allem an schönen Miniaturen, Bildausschnitten und kurzen Rahmeninformationen zu den Werken interessiert ist.

*Monika E. Müller*

VOLKER LEPPIN, DOROTHEA SATTLER (HRSG.): Ökumenisches Lesebuch Reformation. Texte und Kommentare. Paderborn: Bonifatius 2017. 328 S. ISBN 978-3-89710-725-0. Kart. € 30,00.

Wie nicht anders zu erwarten hat das Reformationsgedenken 2017 eine unüberschaubare Fülle an Publikationen unterschiedlicher Art und Qualität hervorgebracht, von denen viele zu recht bald vergessen sein werden, während andere es lohnen, intensiv studiert zu werden. In diese zweite Kategorie gehört das von Volker Leppin und Dorothea Sattler, den wissenschaftlichen Leitern des Ökumenischen Arbeitskreises evangelischer und katholischer Theologen (ÖAK), herausgegebene Lesebuch, das neben der Studie »Reformation 1517–2017« den zweiten Beitrag des ÖAK zum Jahr 2017 darstellt. Kompetent eingeleitet von katholischer und evangelischer Seite und versehen mit weiterführenden Literaturangaben, bietet es in fünf Themenkreisen zentrale Texte der Reformation in deutscher Übersetzung, wobei eine Reihe von Texten aus vorhandenen Übersetzungen übernommen werden konnten, andere aber, wie etwa die Predigt des Erasmus von Rotterdam über die unermessliche Barmherzigkeit Gottes (S. 37–46) oder die Dunkelmän-

nerbriefe (S. 47–50), wohl für diesen Band übersetzt worden sind. Die Themenkreise lauten: 1. Humanistische Reformansätze (S. 11–50), 2. Die Wittenberger Reformation (S. 51–162), 3. Die Oberdeutschen, Calvin und der Calvinismus (S. 163–215), 4. Katholische Reformtheologen (S. 217–269) und 5. Religionsgespräche (S. 271–328).

Mit dieser Auswahl können Leser und Leserinnen anhand gut ausgewählter Quellen einen ersten differenzierten Einblick in die Fragen und Auseinandersetzungen der Reformation gewinnen und beispielsweise einzelnen Themen wie etwa dem Verständnis des Glaubens oder der Sakramente anhand verschiedener Quellen genauer nachgehen.

Natürlich stellt sich bei jeder Auswahl die Frage, welche Texte man aufnimmt und welche nicht, und selbstverständlich bleiben immer Wünsche offen. Dass gerade im zweiten Themenkreis vorwiegend zentrale und immer wieder zitierte Texte Luthers aus der Zeit von 1517–1521 ausgewählt worden sind, versteht sich von der Anlage des Bandes her, auch wenn dadurch der späte Luther zwangsläufig sehr kurz kommt. Im fünften Themenkreis wäre es m. E. sinnvoll gewesen, angesichts der Bedeutung der *Confessio Augustana* von 1530 auch für den ökumenischen Dialog zumindest einige ihrer zentralen Aussagen zusammen mit den entsprechenden Passagen der weitgehend unbekannteren *Confutatio* abzudrucken. Und angesichts der anscheinend unausrottbaren Missverständnisse, die sich bis heute mit dem Ablass verbinden, hätte man in der Einleitung zu Luthers 95 Thesen noch deutlicher erklären können, was genau ein Ablass ist und vor allem was nicht und was zeitliche Sündenstrafen eigentlich bedeuten.

An der einen oder anderen Stelle haben sich einige möglicherweise dem Zeitdruck geschuldete Flüchtigkeitsfehler eingeschlichen, die bei einer möglichen Neuauflage korrigiert werden sollten. So führt der Verweis auf S. 304, Anm. 9 nicht zur »Gemeinsame[n] Erklärung zur Rechtfertigungslehre«, die sich in Band 3 der »Dokumente wachsender Übereinstimmung« findet, sondern zur 2006 unterzeichneten Zustimmung des Weltrates Methodistischer Kirchen zu dieser Erklärung. Möglicherweise erklärt sich so auch die Einordnung des Ignatius von Loyola in das fünfte Kapitel anstatt in das vierte (vgl. die Erwähnung des Ignatius in der Einleitung, S. 220). Und ein letzter kleiner Punkt: die Einleitungen zu den Texten hätte man etwa durch Kursivdruck deutlicher von den Quellen absetzen sollen.

Aber unbeschadet dieser wenigen Monita liegt hier eine sehr hilfreiche und lesenswerte Auswahl von gut eingeleiteten und kommentierten Quellentexten vor, die helfen kann, die Reformation besser zu verstehen und die weit über das Jahr 2017 hinaus eine verlässliche Grundlage etwa für entsprechende Seminarübungen bietet. Von daher sei sie allen Interessierten empfohlen.

*Burkhard Neumann*

CHRISTIAN LEO: Würzburg unter schwedischer Herrschaft 1631–1633. Die »Summarische Beschreibung« des Joachim Ganzhorn (Quellen und Forschungen zur Geschichte des Bistums und Hochstifts Würzburg, Bd. 74). Würzburg: Echter 2017. 489 S. m. Abb. ISBN 978-3-429-04374-2. Geb. € 39,00.

Im Vorwort betont und hofft der Herausgeber, mit diesem gewichtigen Band eine spürbare Forschungslücke in einer bedeutenden Phase der würzburgisch-fränkischen Geschichte schließen zu können.

Zu Beginn sind Quellen und Literatur, auf 52 Seiten aufgelistet, umfassend berücksichtigt. Christian Leo und Winfried Romberg thematisieren in der Einleitung fachkundig das Thema »Bistum und Hochstift im Dreißigjährigen Krieg« (Teil A) und untersuchen For-



schungsstand, politisches Umfeld und die Funktion der Marienburg als Landesfestung. Ausgehend von den strukturellen Verhältnissen des Hochstifts vor Kriegsbeginn werden die Kriegereignisse und deren Folgen für den mainfränkischen Raum, nicht zuletzt die schwedische Herrschaft von 1631 bis 1634, analysiert. Es folgt eine Familiengeschichte der Ganzhorn (Teil B), deren Vertreter im späten Mittelalter zuerst in Ochsenfurt, der Stadt des Domkapitels, nachweisbar sind. Zu Beginn des 15. Jahrhunderts zählten einzelne Mitglieder bereits auch zur Würzburger Oberschicht, wo sie sich durch Loyalität zur bischöflichen Herrschaft auszeichneten und mehrfach für das Stift Neumünster als Klerikerjuristen fungierten. Als städtische Bürgermeister und bischöfliche Räte nahmen sie weitere Spitzenpositionen ein. Eine Juliana Ganzhorn heiratete im 16. Jahrhundert den Geschichtsschreiber und bischöflichen Rat Lorenz Fries. Stammsitz der Familie in Würzburg war der repräsentative Sandhof.

Joachim Ganzhorn, der Verfasser der hier edierten Handschrift, studierte in Würzburg sowie Siena, errang den Doktorgrad und war Mitglied im Oberrat, einem landesherrlichen Gremium, das zur Hälfte von städtischen Vertretern besetzt war. 1607 ist er als gelehrter Oberrat in der fürstlichen Kanzlei belegt. Beim Amtsantritt des Bischofs Johann Gottfried von Aschhausen fungierte er bereits als stellvertretender Kanzler. 1627 verhandelte er im Auftrag des Hochstifts in militärischen Fragen des fränkischen Reichskreises, fallweise war er zudem außerordentliches Mitglied im Geheimen Rat. Ab 1628 trat er auch als Geistlicher Richter in Erscheinung, bei den Hexenprozessen wurden ihm indes Verfahrensfehler angelastet. In der Ehrenbergzeit zählte er zum hochstiftischen Führungspersonal. Als 1631 die Schweden in Würzburg einfielen, plünderten sie entgegen der königlichen Zusicherungen auch seinen Haushalt. Offensichtlich war Ganzhorn einer der entscheidenden Verhandlungspartner mit den Schweden, so bei der Übergabe der Stadt. Nach der Flucht des Landesherrn führte er bis zu seiner Verhaftung am 26. Juni 1632 das Vikariatssiegel; er ließ vakante Pfarrstellen neu besetzen mit dem Ziel, die katholische Kirche in Franken zu bewahren. Auf öffentlichen Druck hin setzte ihn die fremde Obrigkeit am 17. Dezember 1632 wieder auf freien Fuß. Er verstarb 1636, beigesetzt wurde er in der Franziskanerkirche.

Es folgen Ausführungen zur Überlieferungs- und Rezeptionsgeschichte der »Summarischen Beschreibung«, deren Urtext verschollen ist. Die aktuelle Edition geht auf vier Handschriften zurück, wobei vom Benediktinerpater Ignaz Gropp eine Druckversion von 1748 existiert, die allerdings zahlreiche Transkriptionsfehler aufweist. Auf 140 Seiten wird erstmals in einer textkritischen Edition mit Sacherläuterungen (Teil C) der ungekürzte Text dieser detaillierten Aufzeichnungen des Joachim Ganzhorn präsentiert. Die Niederschriften dieses hoch gebildeten Spitzenbeamten lesen sich außerordentlich spannend. Beim Abmarsch der verbündeten Ligatruppen lagen das Hochstift Würzburg und seine Hauptstadt weitestgehend schutzlos da, allein das Schloss Marienberg galt als einigermaßen fortgeschritten befestigt. Die Landmiliz wehrfähiger Männer war ohne professionelle Militärausbildung, bei der schwedischen Erstürmung der Festung suchte sie weitgehend ihr Heil in der Flucht. Die Texte bringen wichtige Details u. a. zur raschen Eroberung der Festung Königshofen innerhalb von 3 ½ Tagen, der »Vormauer« von Bistum und Herzogtum. Nach kurzer Gegenwehr fielen Gustav Adolf und seinen Truppen bereits hier viele Tausend Malter Getreide und Munition in die Hände. Neustadt hatte eine Kontribution von 11.000, Münnerstadt von 8.000 Talern zu leisten.

In Würzburg verbreitete die Nachricht vom raschen Fall der Städte Angst und Schrecken. Unter anderem konnten Stadt und Festung Marienberg aufgrund überraschend schnellen Vorrückens der Feinde nicht hinreichend verproviantiert werden, mit Hilfstruppen war nicht sogleich zu rechnen. Als erste machten sich ohne Erlaubnis die

Alumni des Kilianeums aus dem Staub, was den einfachen Mann nicht wenig bestürzte. Viele vergruben ihre Wertsachen in der Erde, teils vermauerten sie diese oder warfen sie in tiefe Brunnenschächte. Oberer Klerus, fürstliche Räte und viele Bürger setzten sich bis nach Mainz und München ab, manche versteckten sich in den Wäldern, hielten dies jedoch aus Hunger nicht lange aus. Eindringlich werden die Ereignisse in den einzelnen Würzburger Stiften und Klöstern geschildert, nicht nur die Wein- und Kornvorräte wurden beschlagnahmt, sondern auch Kirchenschätze, Handschriften und Bücher, Gold, Silber, Perlen, Samt und Seide geplündert. Die Aufzeichnungen schließen mit dem Tod Gustav Adolfs in der Schlacht von Lützen 1632.

Aufschlussreich in Teil D sind die Anhänge mit Auszügen aus Briefen, Tagebüchern und Akten sowie mit über 100 Kurzbiographien der wichtigsten Akteure und Opfer. Herausgegriffen sei der kaum bekannte Johannes Huppmann aus Fuchsstadt, 1628 zum Priester geweiht. Er war Pater der Kartause Engelgarten, flüchtete beim Einmarsch der Schweden auf die Marienburg und wurde bei deren Erstürmung zusammen mit dem Prior erschlagen. Zu erwähnen sind zwei Verfügungen Gustav Adolfs an die Stadt Würzburg bzw. die Beamten und neuen Untertanen sowie mehrere Berichte über die einzelnen Ereignisse an den im Exil befindlichen Bischof Franz von Hatzfeld. Auf der Burg sei der Priester der Hofkapelle am Altar erstochen worden, in der Kapelle würde man im Blut waten, die hoch geflüchteten Klosterjungfrauen seien vergewaltigt worden, aus Stiftsgebäuden und Klöstern habe man Schlachthäuser und Roßställe gemacht.

Mit beträchtlichem Aufwand wird hier eine entscheidende zeitgenössische Quelle zur Geschichte des Dreißigjährigen Krieges in Franken präsentiert. Die Lesbarkeit der Handschrift selbst wäre indes erleichtert, wenn der Editor ohne Rücksicht auf die oft willkürliche Groß- und Kleinschreibung nur die Satzanfänge sowie die Eigennamen groß geschrieben hätte. Ein Register der Orte und Personen schließt das verdienstvolle Werk ab. Der Anspruch des Herausgebers wurde erfüllt, denn unterstützt von Winfried Romberg ist es Christian Leo gelungen, eine in der Tat »zentrale Primärquelle« kenntnisreich bekannt gemacht und für die wissenschaftliche Forschung in vorbildlicher Weise zur Verfügung gestellt zu haben. Die einführenden Studien zu diesen epochalen Ereignissen sowie die Edition selbst können künftig mit Gewinn genutzt werden.

*Ulrich Wagner*

CHRISTINA RATHGEBER: Von der Kirchengesellschaft zur Kirche der Gesellschaft (Acta Borussica, Neue Folge, 2. Reihe, Abt. II). Berlin – Boston: De Gruyter 2016. VI; 545 S. ISBN 978-3-11-044482-7. Geb. € 149,95.

»[...] beabsichtige Ich einen Zentralpunkt für katholische Angelegenheiten bedeutender Art zu stiften, welcher zu befriedigenden Resultaten führen, und dazu beitragen kann, die katholischen Angelegenheiten in sämtlichen Provinzen zur gegenseitigen Kenntnis zu bringen, etwaige Beschwerden am schnellsten zu erörtern und zu Meiner oder der Behörden Entscheidung zu fördern, so wie die Kommunikationen mit Rom auf das äußerste zu beschränken oder ganz unnötig zu machen.« (S. 318)

Mit diesen Worten aus der Kabinettsorder an Kultusminister Friedrich Eichhorn (1779–1856) vom 12. Oktober 1840 bekundete Friedrich Wilhelm IV. (1795–1861) die Absicht zur Errichtung der katholischen Abteilung im preußischen Kultusministerium. Sein Ziel war es, die in den vorangehenden zwei Jahrzehnten gewachsenen Spannungen zwischen preußischem Staat und römischem Katholizismus zu minimieren.

Abgedruckt ist diese wichtige Quelle in der sorgfältigen Edition Christina Rathgebers im Rahmen der *Acta Borussica Neue Folge*. Begründet wurde diese Reihe 1892 von Gustav Schmoller (1838–1916), der Quellen zur preußischen Staatsverwaltung des 18. Jahrhunderts im Volltext bzw. in Regesten veröffentlichte. Seit 1994 wird die Ausgabe von der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften fortgesetzt. Erschienen sind in der ersten Reihe die Protokolle des Preußischen Staatsministeriums zwischen 1817 und 1934/38. Die zweite Reihe umfasst das staatliche Aufgabengebiet Kultur mit den Wechselwirkungen zwischen preußischem Staat und Gesellschaft im 19. und frühen 20. Jahrhundert. In der Edition werden Denkschriften, Gesetzentwürfe, Instruktionen, Eingaben, Presseartikel und Korrespondenzen etc. publiziert.

Dabei ist zu bedenken, dass sich diese Edition auf Quellen vor allem aus dem Geheimen Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz konzentriert und somit primär die staatliche Perspektive wiedergibt; dabei ergänzen Nachlässe die offiziellen Registraturen. Die Bevölkerung und die katholische Kirche werden implizit erkennbar, vor allem, wenn man die Quellen »gegen den Strich« liest.

Seit dem Wiener Kongress 1815 und dem Erwerb der späteren Rheinprovinz und Westfalens bildeten Katholiken ein Drittel der preußischen Bevölkerung. Der vorliegende Band widmet sich der Frömmigkeit, dem staatlichen Handeln und der frühen Politisierung preußischer Katholiken zwischen 1815 und 1871, den die Editorin als Wandel von der staatlich sanktionierten »Kirchengesellschaft« zur Kirche in der Gesellschaft versteht. Hintergrund waren die verstärkte Teilnahme vieler Katholikinnen und Katholiken an außerkirchlichen Frömmigkeitsformen, wie Missionen oder Wallfahrten, sowie ihre oppositionelle Haltung zu den ihr Glaubensleben beeinträchtigenden staatlichen Vorschriften. Die Ansprüche der katholischen Bevölkerung in der preußischen Gesellschaft wuchsen, es entstand durch religiöse Praktiken und Überzeugungen ein politisches Bewusstsein dieser konfessionellen Minderheit.

Knapp 130 chronologisch angeordnete Dokumente hat die Herausgeberin ediert und mit einer umfassenden Einleitung kontextualisiert. Darunter befinden sich u. a. die Denkschrift Altensteins über die Beziehung zur katholischen Kirche (30. März 1818) und die Denkschrift des Kultusministeriums zur Ausbreitung der Jesuiten (4. Dezember 1859). Sehr nützlich sind die zahlreichen Querverweise zwischen Edition und Darstellung. Gegliedert ist der Band in die vier Abschnitte zur Haltung der rheinisch-westfälischen Geistlichkeit zur Mischehenfrage (1816–1828/39), der auf Ausgleich ausgerichteten Politik Friedrich Wilhelms IV., in deren Kontext die katholische Abteilung geschaffen wurde, die von Jesuiten betreuten Volksmissionen und die »Raumer'schen Erlasse« (1850–1852) sowie die als »Zeit der großen Behutsamkeit« titulierten Jahre 1852 bis 1872. Ein Personenregister – leider ohne Lebensjahre und Kurzbiogramme – erschließt die verdienstvolle Edition unter prosopografischen Gesichtspunkten. Man darf auf die Fortsetzung gespannt sein.

*Rainer Hering*

ADAM KOZŁOWIECKI SJ: *Not und Bedrängnis. Als Jesuit in Auschwitz und Dachau. Lagerstagebuch*. Regensburg: Friedrich Pustet 2016. 688 S. m. Abb. ISBN 978-3-7917-2730-1. Geb. € 29,95.

Adam Kozłowiecki (\* 1921 in Polen, † 2007 in Sambia) wurde im Herbst 1939 als junger Jesuitenpater von der Gestapo ohne stichhaltigen Grund verhaftet. Bis in die letzten Kriegstage war er zunächst in Gefängnissen und dann in Konzentrationslagern inhaftiert.

Nun sind seine Erinnerungen an die Kriegszeit in deutscher Übersetzung erschienen. Der Veröffentlichung ist ein Geleitwort von Reinhard Kardinal Marx vorangestellt. Darauf folgen zwei Einleitungen – eine der beiden Herausgeber der deutschen Ausgabe und eine Kozłowieckis zur polnischen Erstveröffentlichung. Beide Einleitungen stellen – vor allem für eine mit der polnischen Erfahrung der deutschen Konzentrationslager nicht vertraute Leserschaft – eine wichtige Kontextualisierung der Erlebnisse des Autors dar.

Die Erinnerungen selbst wurden direkt nach dem Kriegsende in Rom in Form eines Tagebuchs verfasst. Dass es sich hier um eine nachträgliche Aufarbeitung der Erinnerungen als Tagebuch handelt (Vorwort des Autors, S. 19), ist nicht bloß als schriftstellerische Stilisierung anzusehen. In den NS-Gefängnissen und KZ's waren jegliche Notizen oder Bilder, die einen Einblick in die dort herrschenden Bedingungen gewähren würden, strengstens verboten, Privatkorrespondenz unterlag der Zensur. Oft blieb das eigene Gedächtnis das einzige Medium, um das Geschehene festzuhalten; die Häftlinge prägten sich Ereignisse sowie Namen der Mitgefangenen, der Wächter, der Toten und deren Todesumstände ein. Diese Haltung schwingt auch bei Kozłowiecki mit.

Eintragungen unterschiedlicher Länge – von einigen Zeilen bis zu mehreren Seiten –, halten Fakten, Personen, Namen der verstorbenen polnischen Priester sowie persönliche Reflexionen des Autors fest. Kozłowieckis Erzählweise ist schlicht und konkret, aber nicht trocken, ergreifend, aber ohne Pathos. Seine Geschichte beginnt mit einem auf den 31. August 1939 datierten Eintrag und endet am 29. April 1945, dem Tag der Befreiung vom KZ Dachau. Die Erinnerungen sind in fünf Kapitel unterteilt: die Zeit zwischen Hitlers Überfall auf Polen und Kozłowieckis Verhaftung, Gefängnis in Krakau, Gefängnis in Wiśnicz, Auschwitz und schließlich Dachau. In einem Nachwort fasst der Autor auf knapp drei Seiten seine Erlebnisse vom Verlassen des KZ Dachau bis zur Ausreise nach Afrika (wo er bis zum Lebensende als Missionar arbeitete) am 29. Januar 1946 zusammen und schließt mit einem Gebet um Frieden ab.

In dem chronologisch geordneten ausführlichen Bericht lassen sich einige thematische Stränge ausmachen, die sich durch die gesamten Erinnerungen Kozłowieckis hindurchziehen. Erstens bemüht sich der Autor um eine möglichst genaue Rekonstruktion von Ereignissen und deren Kontext, insbesondere Erfahrungen der Polen in der Anfangsphase des Zweiten Weltkriegs, wie Aussiedlungen aus den an das Dritte Reich angeschlossenen Gebieten (S. 103, 303f.) und willkürliche öffentliche Hinrichtungen (S. 104). Zweitens schildert Kozłowiecki sehr detailliert die grausame Wirklichkeit der Gefängnisse und der KZ's. Er dokumentiert die menschenunwürdigen Lebensbedingungen und Schikanen, denen die Häftlinge jeden Tag ausgesetzt waren (bspw. S. 184f., 284f., 287f.). Dabei zeigt er, worin die eigentliche Perversion des gesamten KZ-Systems bestand: Unterernährung, erschöpfende körperliche Arbeit, Krankheiten, Folter, Trennung von Angehörigen und Sorge um sie sowie ständige Todesgefahr erzeugten einen so enormen psychischen Druck, dass Menschen Handlungen unternahmen, welche sie unter normalen Lebensbedingungen verabscheut hätten, wie etwa die Erhöhung eigener Überlebenschancen auf Kosten anderer Mithäftlinge (S. 109, 304). So wurden Opfer zugleich in gewisser Weise zu Tätern. Kozłowiecki zeigt allerdings auch solche Überlebensstrategien, die nicht bloß das biologische Überdauern, sondern auch die Wahrung der eigenen Würde zum Zweck hatten und zwar in unterschiedlichster Weise: vom Gebet über (Galgen-)Humor (bspw. S. 139, 148f., 186) bis hin zum Einbehalten eines Geheimnisses unter Folter (S. 198f.). Einen dritten thematischen Strang bilden Darstellungen von Personen. Die Deutschen beurteilt Kozłowiecki meist sehr scharf. Er beschreibt die Verachtung, Brutalität und den beispiellosen Sadismus der Wächter. Dabei übersieht er allerdings nicht diejenigen Wächter, die gegenüber den Häftlingen ein menschliches Antlitz zeigten (bspw. S. 96–98, 103, 526); un-

ter den deutschen Mithäftlingen erinnert sich Kozłowiecki an Hitler-Gegner und Freunde der Polen (bspw. S. 289, 292). Die Häftlinge – darunter sich selbst – stellt Kozłowiecki sehr nüchtern und nicht selten kritisch dar. Er beschreibt das Leid unschuldiger Opfer, gesteht aber auch Demoralisierung mancher Häftlinge (bspw. S. 174f.) und eigene unwillentliche psychische Veränderung (bspw. S. 241, 261, 270) ein. Zugleich warnt er vor vorschnellen Verurteilungen (S. 175, 185, 198, 304). Einen vierten thematischen Strang bilden schließlich Religion und Glaube. Zum einen berichtet hier Kozłowiecki über die Repressalien gegen die Gläubigen, insbesondere Priester (bspw. S. 160f., 328), zum andern schildert er die eigene Glaubenserfahrung unter den extremen Bedingungen (bspw. S. 187ff., 277, 431).

Kozłowieckis Erinnerungen regen zur Erweiterung der Reflexion im Rahmen der christlichen »Theologie nach Auschwitz« über ihren bisherigen Fokus auf das jüdisch-christliche Verhältnis hinaus an (ohne dieses jedoch zu vernachlässigen), denn »[f]ür die christliche Gewissenserforschung ist das Hören auf die Stimmen der christlichen Opfer auch von wesentlicher Bedeutung« (S. 14) – betonen die Herausgeber. Das Buch leistet darüber hinaus einen wichtigen Beitrag zur Aufarbeitung und Deutung polnischer Erfahrung des Zweiten Weltkriegs und der NS-deutschen Konzentrationslager; es eröffnet somit den Blick auf andere Erinnerungslandschaften Europas, die der deutschen Öffentlichkeit bislang eher wenig bekannt sind.

Für eine bessere Verortung und Kontextualisierung von Kozłowieckis Erinnerungen – insbesondere für deutschsprachige Leser/innen – wäre allerdings noch zweierlei hilfreich: zum einen eine Landkarte mit der Route Kozłowieckis in den ersten Kriegswochen und nach seiner Inhaftierung, auf der auch die anderen Orte in Polen verzeichnet sind, die er in seinen Erinnerungen anspricht. Nun begegnen den LeserInnen viele polnische Ortsnamen, die geographisch nicht ohne Weiteres zugeordnet werden können; zum anderen ein Personenglossar mit kurzen Informationen über Kozłowieckis wichtigste Bezugspersonen bzw. diejenigen, die auch in anderen historischen Quellen belegt sind (wie bspw. der sel. Bischof Michał Kozal [S. 339, 511, 517f.], der Bildhauer Xawery Dunikowski [S. 197] oder der berühmte Lagerführer von Auschwitz, Gerhard Palitzsch [u. a. S. 184]). Dies würde die Orientierung angesichts der vielen im Buch vorkommenden Personennamen entscheidend erleichtern.

Diese kleinen Mängel schmälern allerdings in keiner Weise die Relevanz der deutschen Ausgabe von Kozłowieckis Erinnerungen. Diese bleiben – wie Reinhard Kardinal Marx in seinem Geleitwort betont – »eine wichtige Stimme (...) für den Dialog zwischen deutschen und polnischen Katholiken.« (S. 7)

Urszula Pękala

### 3. Antike

IRMGARD MÄNNLEIN-ROBERT (HRSG.): Die Christen als Bedrohung? Text, Kontext und Wirkung von Porphyrios' *Contra Christianos* (Roma Aeterna, Bd. 5). Stuttgart: Franz Steiner 2017. 348 S. ISBN 978-3-515-22537-7. Geb. € 56,00.

These excellent papers were first presented in 2014 at a conference in Tübingen. Dominic O'Meara (»Polemical Strategies in the Conflict over Plato's Legacy«) contends that Numenius, Atticus and Plotinus all addressed their polemics against false reading of Plato to fellow-Platonists; having never encountered any other view (and none is cited), I can only add that the trope of styling one's adversaries »friends« has been discussed by Leonardo Taran, *Antike und Abendland* 1984. Andrew Smith (»Porphyry's Metaphysical Objec-

tions to Christianity«) suggests that Porphyry's critique of the title *Logos* explains the common association of his name with that of the heretic Arius. Since this has been argued elsewhere (e. g. by Edwards, *L'Antiquité Classique* 2013), it is regrettable that other »objections« are handled in a series of cursory notes. Aaron Johnson (»The Implications of a Minimalist Approach to Porphyry's Fragments«) concludes that, if we dispense with fugitive testimonies and citations from anonymous or hypothetical Greeks, we can no longer be sure that Porphyry was a conscious defender of Hellenism, a sponsor of persecution, a libeller of Jews or even an assiduous critic of the Bible. Not all his admonitions are accepted by Christian Riedweg, who argues (»Ein neues Zeugnis für Porphyrios' Schrift gegen die Christen«) that a catena of objections to Christianity in John Chrysostom, capped by a reference to the work of an unnamed philosopher, is most probably extracted from the work *Against the Christians*, though his own commentary lists many other possible antecedents. Matthäus Becker (»Polemik, Bedrohungskommunikation, Emotion«) reconstructs not only the content but the emotional tenor of the same lost work, in which Porphyry strove to enlist the sentiments of his fellow-pagans against the subversion of civic piety and Hellenic culture. In a similar spirit, Ilinca Tamaseanu-Döbler (»Porphyrios und die Christen in *De philosophia ex oraculis haurienda*«) surmises that Porphyry's collection of oracles was designed to counteract the demonology of the Christians, their understanding of providence and their fantastic ascription of supreme divinity to a man.

Karla Pollmann (»Porphyry, Metaphor / Allegory and the Christians«) speculates that Porphyry thought the Old Testament too naïve to sustain the allegorical readings that a Greek could apply to Homer; in endorsing Quintilian's definition of allegory as extended metaphor, she forgets that the Christian formula (»when one thing is said and another intended«) takes more account of the salient feature of allegory, a shift from a specious to a hidden referent. In the opinion of Irmgard Männlein-Robert (»Zeichen deuten – Zeichen setzen«), Porphyry's vindication of cult-images as anagogic symbols of the ineffable may have been written for the edification of fellow-Platonists as well as Christians (if these groups are indeed distinct). Udo Hartmann (»Auf der Suche nach Platons *Politeia*«) finds evidence that pagan emperors linked themselves to the cultural élite through the patronage of Neoplatonists, and that Constantine maintained a circle of Christian intellectuals with the same purpose. Stefan Freund (»*Contra religionem nomenque Christianorum*«) argues that the identities of the philosophers disparaged by Lactantius in *Divine Institutes* V will always remain uncertain because his purpose is to construct a rhetorical antitype to the true believer and to explain his own decision to write in defence of Christianity. Ariane Magny (»Eusebius' Porphyry«) reminds us that Eusebius cites Porphyry as a witness to his own strictures on paganism or his eulogies on the church; consequently, we can neither rely on his candour nor deduce anything from his omissions. Volker Drecoll (»Augustin und Porphyrius«) observes that where Augustine's use of Porphyry is proved and not conjectural, he presents him as an aberrant Platonist with a false Christology and a groundless belief in the future return of all souls to God through the cycle of transmigration. Ulrich Volp (»Ein Kampf gegen die Hydra«) is less concerned to discover the identity of the Hellene in Macarius than to investigate his strategies for stirring the fears of his audience, which mirror those attributed to Porphyry by Becker. Susanna Elm (»The Old Man from Tyre«) disputes the common assumption that Julian modelled his polemic on that of Porphyry, whom he esteemed less highly than Iamblichus; although I can find nothing in her summary of *Against the Galilaeans* that could not have been said by Porphyry, she maintains the standard of scholarly competence and originality which distinguishes all fifteen contributions to this book.

Mark J. Edwards



#### 4. *Mittelalter*

BERNWARD SCHMIDT: Kirchengeschichte des Mittelalters (Theologie kompakt). Darmstadt: WBG 2017. 160 S. m. Abb. ISBN 978-3-534-26891-7. Kart. € 19,95.

Der WBG-Verlag gibt in seiner »Theologie kompakt«-Reihe vier einführende Bände in die Kirchengeschichte heraus. Den Mittelalter-Band hat der Aachener Kirchenhistoriker Bernward Schmidt verfasst. Er nähert sich der Epoche thematisch und chronologisch zugleich, d. h. elf locker chronologisch angeordnete Kapitel erläutern unterschiedliche Aspekte mittelalterlicher Kirchengeschichte. Die einzelnen Kapitel sind äußerst übersichtlich und studierendenfreundlich aufbereitet: Ein Überblick zu Beginn und ein »Auf einen Blick« am Ende fassen das Kapitelthema kurz zusammen, eine Tabelle mit den wesentlichen Daten und Fakten entlastet den gut gegliederten Haupttext. Am Ende eines jeden Kapitels steht eine kurze, kommentierte Bibliographie, am Ende des Buches dann eine längere, ebenfalls kommentierte Quellen- und Literaturliste, in der sich auch Studierende der ersten Semester zurechtfinden dürften. Einige Karten, Bilder, Quellen und begriffliche Definitionen vervollständigen das Lehrbuch. Insgesamt vertraut der Autor aber dem erklärenden Wort – und genau das kann Bernward Schmidt auch: Er weiß zu plausibilisieren und zu kontextualisieren, stets in einer Sprache, die Studierende verstehen.

Es handelt sich nicht um ein Buch starker Thesen. Allenfalls am Anfang und am Ende lassen sich Tendenzen des Autors feststellen, der eine große Kontinuitätsgeschichte ohne eindeutige Zäsuren erzählen will: In der Übergangsphase von der Spätantike zum Frühmittelalter »markieren [...] Bekenntnis, Institutionen und Strukturen wesentliche Momente von Kontinuität« (S. 12), die Reformation hingegen sei »ein recht mittelalterlicher Ereigniskomplex« (S. 144) und ein »kreative[s] Fortschreiben spätmittelalterlicher Gegebenheiten« (S. 148). Schmidt erklärt das Mittelalter – ganz in der Linie der Forschung der vergangenen Jahrzehnte – als tief in der Spätantike verwurzelt und in die Reformation führend. Es ist auffallend, wie sehr hier das Mittelalter von den Völkerbewegungen der Spätantike und von den daraus hervorgehenden hybridisierenden Religions-, Herrschafts- und Frömmigkeitsstrukturen her erzählt wird. Aber das Buch bleibt nicht bei Germanen, Franken und Karolingern, bei Königen, Kaisern und Päpsten stehen, sondern versucht, ganz Europa in den Blick zu nehmen und auch dem Mönchtum, den heterodoxen Bekenntnissen und Bewegungen und der Frömmigkeit ihren Ort zu geben. Herrschaft und Kirche, Papst und Konzilien, Häresie und Inquisition, Theologie und Frömmigkeit werden gleichermaßen beschrieben und in Zusammenhang gestellt; die Gender-, Wissens- und Materialitätsgeschichte der vergangenen Jahrzehnte wird nicht dem Begriff, aber der Sache nach aufgegriffen und thematisiert. Damit ist das Buch ähnlich angelegt wie vergleichbare Lehrbücher, etwa die von Schmidt lobend erwähnte »Geschichte des mittelalterlichen Christentums« von Volker Leppin, die insgesamt etwas theologiegeschichtlicher daherkommt.

Das alles ist nicht hochinnovativ, aber äußert praktisch. Dieses Buch sei ausdrücklich denen empfohlen, für die es geschrieben ist: den Studierenden der Theologie, die hier prüfungsrelevantes Basiswissen zur mittelalterlichen Kirchengeschichte exzellent aufbereitet finden. Bernward Schmidt hat ein Gespür für die Bedürfnisse von Studierenden; man glaubt sofort, dass der Band aus der Lehre heraus entstanden ist. Wenn man dem Autor zum Vorwurf machen will, dass es ihm in erster Linie auf Wissen, weniger auf Kompetenzen ankommt, dann geht dieser Vorwurf an der Realität vieler HochschullehrerInnen vorbei. Sie müssen bei den allermeisten ihrer Studierenden erst einmal ein Grundgerüst

mittelalterlichen Fachwissens schaffen, um daraus mögliche Kompetenzen zu entwickeln. Dieses Grundgerüst hat Bernward Schmidt hier gebaut.

*Daniela Blum*

ALFRIED WIECZOREK, † STEFAN WEINFURTER (HRSG.): Die Päpste und die Einheit der lateinischen Welt. Antike – Mittelalter – Renaissance. Katalog zur Ausstellung. Regensburg: Schnell & Steiner 2017. 544 S. m. zahlr. farb. Abb. ISBN 978-3-7954-3086-3. Geb. € 39,95.

Der anzuzeigende Band ist der Katalog zu der gleichnamigen Ausstellung in den Reiss-Engelhorn-Museen Mannheim (21.5.–31.10.2017). Als solcher führt er unterschiedliche Kompetenzen zusammen. Generell liegt sein Schwerpunkt auf der bildlichen Repräsentation und der Architekturforschung. Ein Katalog kann eine Ausstellung dokumentieren, aber nie vollständig ersetzen. Dennoch bilden die herausragenden Illustrationen und die qualitätsvollen Aufnahmen dieser exzellenten Druckwiedergabe eine der großen Stärken dieses Bandes. Besonders hervorzuheben sind die von Hugo Brandenburg vorgelegten Rekonstruktionen des Grabmonuments Petri, der Petrusbasilika am Vatikan und der Paulsbasilika an der Via Ostiense. Andererseits ist Stefan Weinfurter einer der renommiertesten Papstforscher der letzten Jahrzehnte. Er hat die meisten Kommentare zu dem Katalog beigetragen, darin unterstützt von Irmgard Siede, Viola Skiba, Adele Breda, Matthias Ohm und Giulia Wolf. Der Katalogband wird zudem flankiert von vier, ebenfalls von Stefan Weinfurter mitbetreuten Editionen von Konferenzakten, die von den renommiertesten Expertinnen und Experten der Papstgeschichte gestaltet wurden und zusätzliche Tiefenbohrungen anbieten.

Der Band setzt ein mit einer vielfältigen Hinführung aus organisatorischen und inhaltlichen Anmerkungen zu der Ausstellung. Sein Kernbereich ist chronologisch und epochal untergliedert, in einen Teil zur Antike, zum Mittelalter und zur Renaissance sowie in einen Ausblick, wobei die einzelnen Großphasen etwa entsprechend ihrer Dauer repräsentiert sind. Über die gewählten epochalen Markierungspunkte (die mittelalterliche Epoche wird traditionell mit Gregor I. eingeleitet, das Kapitel zur Renaissance beginnt mit Martin V. und Eugen IV., der Band klingt aus mit der Reformation in Deutschland und dem Rückzug Englands aus der Kirchengemeinschaft 1534) ließe sich streiten, doch würde dies auch für jede andere Form der Unterteilung gelten.

Ziel der Ausstellung und dann auch des vorgelegten Katalogs war bzw. ist nach dem Vorwort der Herausgeber weit umfangreicher und pointierter, als es zuvor unternommen worden war, »den gesamten kulturgeschichtlichen Kontext« des Papsttums und zudem »die religiösen, politischen, sozialen, rechtlichen und wirtschaftlichen Implikationen« seiner Entwicklung in den Blick zu nehmen. Dieses Ziel könne nicht in einer reinen »Institutionengeschichte« erreicht werden, vielmehr müssten die Einflüsse Roms auf die »Denk- und Ordnungsfiguren« Europas mit einbezogen werden (S. 11). Das Vorhaben ist also ausgesprochen ambitioniert. Die Darstellungen tragen dieser Ambition Rechnung. Die Einführungen und Erläuterungen zu den Abbildungen sind mit weiterführender Literatur sorgfältig untermauert. Trotz des Umfangs des Bandes sind diese Erklärungen notwendig knapp gehalten und stellen Autorinnen und Autoren oft vor erhebliche Herausforderungen. Diese Probleme haben sie – jedenfalls in den Fällen, in denen sich der Rezensent wenigstens eine gewisse Expertise zuschreibt – sehr gut zu lösen vermocht. Die wenigen Worte etwa zu der Entstehung der Benediktusregel demonstrieren die gelungene Reduktion auf das Essentielle (S. 172). Gelegentlich scheint dem Althistoriker in den

Abschnitten über die Antike die (notwendige!) Perspektive auf die fortschreibende Rezeption etwas stärker ausgeprägt als die auf die Kontextualisierung von Handlungen oder Medialisierungen in der Zeit selbst (etwa bei Gelasius' berühmtem Schreiben an Kaiser Anastasios mit seinen Ausführungen zu den »Zwei Gewalten«: S. 154), doch bleiben dies Nuancen. Etwas problembehafteter sind die Ausführungen zu dem vom Christentum abgelösten Polytheismus (S. 92).

Den Herausgebern ist es gelungen, mit den im Katalog präsentierten Rekonstruktionen und pointierten Kommentaren wichtige Impulse für die Fachcommunity zu geben und zugleich einer breiteren Öffentlichkeit Papstgeschichte auf hohem Niveau zugänglich zu machen (wozu auch der moderate Preis des Bandes beiträgt). Dazu kann ihnen nur gratuliert werden.

*Peter Eich*

ANDREAS BÜTTNER: *Königsherrschaft im Mittelalter (Seminar Geschichte)*. Berlin – Boston: De Gruyter 2018. 259 S. m. Abb. ISBN 978-3-11-044264-9. Kart. € 24,95.

Häufig hören Studierende in den ersten Semestern die mahnenden Worte der Dozierenden, dass mit dem Beginn des Studiums die Zeit der Schule vorbei sei. Mit derart »damokletisch« wirkenden Aussagen, die stets auf das defizitär empfundene, weil scheinbar alles mundgerecht aufbereitende Schulsystem abzielen, ist nicht selten der Anspruch verbunden, dass mit dem Studium die Zeit der Eigenständigkeit des Wissenserwerbs beginnt. Die Reihe »Seminar Geschichte«, deren Band »Königsherrschaft im Mittelalter« heute besprochen werden soll, scheint sich nahezu subversiv diesem Aufbäumen der Dozierenden entgegenzustellen.

Doch zunächst zum eigentlichen Gegenstand: Bei Andreas Büttners Buch in der genannten Reihe handelt es sich um ein konzises Werk, das den vielfältigen Aspekten mittelalterlicher Königsherrschaft Rechnung trägt. Die Kapitel folgen einem relativ konstanten Aufbauschema, ein Darstellungstext beleuchtet einen Teilaspekt des Phänomens, bevor Quellen und Fragen zur Vertiefung folgen. Eine kurz kommentierte Bibliographie beschließt jedes Kapitel.

Das Buch beginnt und endet mit einem Blick auf die Forschung, wobei das erste Kapitel ausgehend vom Gegenstand und seiner Systematisierung durch die Forschung (z. B. Periodisierungen, Stationen des Wandels der Königsherrschaft etc.) das Ziel des Buches erklärt, während das letzte Kapitel die Perspektive stärker vom Gegenstand an sich löst und die Linien der Forschungsgeschichte bis in die jüngste Zeit nachzeichnet. Diese Kapitel zeigen bereits den besonderen Fokus des Autors auf einen reflektierten Umgang mit der Forschungsliteratur und ihrer eigenen Zeitgebundenheit, die er stets differenziert und unvoreingenommen darzulegen weiß.

Die Kapitel, die das Phänomen Königsherrschaft beleuchten, sind durchdacht und sinnvoll zugeschnitten. Nach einem eher methodischen Kapitel, das die wesentlichen Quellengattungen sowie die Umstände der Überlieferung und grundlegende Methoden der Quellenauswertung bündig zusammenfasst, beginnt Büttner sich dem Phänomen von seinem Anfang her zu nähern (Kap. 3: »Wurzeln und Deutungen des frühen Königtums«). Hiernach weitet sich die Perspektive und die gesamte Breite der mittelalterlichen Königsherrschaft wird exemplarisch in systematischen Kapiteln beleuchtet. Eine Schwerpunktlegung auf einen bestimmten Zeitabschnitt des Mittelalters erfolgt (erfreulicherweise) nicht. Auch thematisch geht Büttner in die Breite: Das Buch nimmt politische, rechtliche, rituelle, ökonomische, soziale und ideelle Aspekte in den Blick; freilich ohne zu suggerie-

ren, dass diese klar voneinander trennbar wären. Nur selten wünschte man sich weitere Gesichtspunkte, die nicht zur Sprache kommen (z. B. *damnatio memoriae* in Kap. 12 »Das Ende: Tod und Memoria«). Abgerundet wird das Buch durch ein leider nicht ganz fehlerfreies Personen- und Ortsregister (so kommt beispielsweise der hl. Kg. Edmund von England doppelt im Register vor) sowie ein knappes Glossar wichtiger Fachbegriffe.

So reflektiert und angenehm zu lesen die einzelnen Darstellungstexte auch sind, so problematisch sind bisweilen deren weiterführende Teile (Bibliographie, Fragen und online verfügbare Zusatzmaterialien). Die in aller Regel wirklich hilfreich kommentierte Bibliographie zeigt in Teilen leider nicht dieselbe kritische Reflexion bezüglich der älteren Forschung wie die Darstellungstexte. Neben ausgesprochen gewinnbringenden Arbeitsaufträgen und Fragen (allen voran jenen, die auf den Vergleich verschiedener, einander gegenübergestellter Forschungsmeinungen zielen, und der Quelle, auf die sie bezogen sind), finden sich leider mitunter auch Fragen, deren Sinn sich nicht erschließt oder deren Erkenntnispotenzial zumindest angezweifelt werden kann (z.B. wenn Büttner auf der Grundlage eines durch ihn abgewandelten Zitats aus dem Roman »1984« von G. Orwell fragt, welche Rolle der Geschichtswissenschaft bei der Rekonstruktion von Vergangenheit zukommt; S. 214). Und obwohl noch für die Darstellungstexte die Maxime gilt, dass Quellen »nicht abschließend ausgedeutet werden« (S. VII), um eigene Deutungen zu ermöglichen, scheinen die weiterführenden Quellen mit den dazugehörigen Fragen zu häufig nur der retrospektiven Bestätigung und besseren Erinnerung dessen zu dienen, was die vorangehenden Darstellungstexte erklärten. Auch das (etwas versteckt) auf der Verlagsseite befindliche, »vertiefende« (S. VII) Zusatzmaterial vermittelt keinen besseren Eindruck. Das Material besteht im Einzelnen aus einer Liste der Kaiser und Könige des mittelalterlichen Europa, zwei uninspirierten und teilweise schlecht lektorierten Listen der (inzwischen z.T. nicht mehr) online verfügbaren benutzten Quellen und benutzten Literatur; jeweils ohne Kommentierungen, Arbeitsaufträge, Übersetzungen (es sei denn die z.T. nichtkritischen Editionen beinhalten diese bereits) etc. All dies mag zwar umfangreich, aber keineswegs wirklich vertiefend sein. Auch ermöglicht das neben dem Darstellungstext benutzte »i«-Symbol, das auf die Zusatzmaterialien verweist, keinen Hinweis, welches Zusatzmaterial genau konsultiert werden soll. Dies führt dazu, dass bereits die ersten beiden Hinweissymbole anscheinend ins Leere laufen, weil sie entweder auf nichts im vorhandenen Zusatzmaterial verweisen oder zumindest nicht klar wird, auf was diese verweisen sollen.

Gleichwohl bleibt das Gesamturteil über das Buch ohne Zweifel ein äußerst positives. Denn das größte Verdienst Büttners liegt nicht in jenen Teilen, die das Werk eher wie ein Schulbuch erscheinen lassen. Das herausragende Merkmal ist, dass es seinen Gegenstand angenehm komplex und vielschichtig abbildet, meist ohne dabei zu viel vorauszusetzen und den Leser nicht in aller Komplexität orientierungslos umhertreiben lässt. Büttner wird somit seinem eigenen Anspruch mehr als gerecht, zu zeigen, dass vergangene Realitäten selten so einfach waren, wie zwangsläufig vereinfachende Geschichtsschreibung sie darlegen muss. Das Ziel, mit dem Buch eine Basis zu schaffen, die im Optimalfall zur selbstständigen Weiterbeschäftigung führen kann, hat Büttner ohne Zweifel erreicht. Man kann aus diesem Buch viel über Geschichtswissenschaft, ihre Fragestellungen und Gegenstände lernen und überdies wird all das häufig sehr sympathisch mit einem Schmunzeln und Augenzwinkern vermittelt.

So positiv man dies bescheinigen kann, so kritisch müssen doch gewisse Zweifel an der grundlegenden Zielsetzung der Reihe angemeldet werden. Diese gelten vorwiegend der Frage, wie »verschult« universitäre Lehre sein sollte und ob die Reihe dem Trend der Verschulung nicht (unabsichtlich) Vorschub leistet. Denn obschon die Herausgeber der

Reihe es in ihrem Vorwort vorsichtig formulieren und darauf hinweisen, dass *einzelne* Kapitel zur Grundlage der eigenen Lehre genutzt werden *können*, zeigt die Aufteilung des Buches in 14 Kapitel einen größeren und v. a. problematischen Anspruch. So wird die Aufteilung damit begründet, dass ein Semester durchschnittlich 14 Lehreinheiten habe und damit den Stoff abbilde, der »innerhalb eines Semesters gut gelernt und gelehrt werden kann« (S. VIII). Sicher wird man sich nicht vorstellen dürfen, dass die Herausgeber durch die Reihe universitäre Lehre vereinheitlichen und normieren wollen, weil sie planten, dass auf Grundlage des Buches Kurse gehalten würden; doch es bleibt ein fahler Beigeschmack. Das ist vor allem insofern schade, als die Abkehr von der »klassischen«, lediglich präsentierenden Form der Studienbücher besonders dort, wo die Fragen tatsächlich zum Weiterdenken anregen, durchaus gewinnbringend erscheint.

Die Leistung des Autors, der es gleichwohl geschafft hat, ein äußerst lesenswertes und grundlegend informatives Buch über Königsherrschaft im Mittelalter zu schreiben, soll keinen Moment infrage gestellt werden. Und wengleich das Vorgehen Büttners gerade in den ersten Kapiteln dazu führt, dass er sich vor lauter Problematisierungen und Darlegung allgemeiner Prinzipien einer kritischen Mediävistik in Exkursen über Quelleninterpretation und Forschungstraditionen verliert, schmälert dies den Wert des Werkes in keiner Weise. Ganz im Gegenteil: Zu diesem Buch sollten nicht nur Leser greifen, die etwas über Königsherrschaft im Mittelalter lernen wollen. Es kann vielmehr nahezu allen Lesern empfohlen werden, die erst beginnen, sich mit der Erforschung des Mittelalters zu beschäftigen – sie werden viel mitnehmen können.

*Maximilian Nix*

SEBASTIAN BRATHER (HRSG.): Recht und Kultur im frühmittelalterlichen Alemannien (Ergänzungsbände zum Reallexikon der Germanischen Altertumskunde, Bd. 102). Berlin – Boston: De Gruyter 2017. VI, 371 S. m. Abb. ISBN 978-3-11-045294-5. Geb. € 109,95.

Der vorliegende Band geht auf die Tagung »Alemannisches Recht und alltägliches Leben. Das frühe Mittelalter im interdisziplinären Gespräch« zurück, die im Juli 2013 vom Forschungsverband »Archäologie und Geschichte des ersten Jahrtausends in Südwestdeutschland« veranstaltet wurde. Nach der Einführung des Herausgebers wurde das Thema gewählt, weil die alemannischen Rechtstexte – Pactus Alamannorum und Lex Alamannorum – aus dem frühen 7. bzw. 8. Jahrhundert zwar seit langem Gegenstand der Forschung waren, doch in den verschiedenen Disziplinen neben den Fortschritten auch Perspektivenwechsel vollzogen wurden. Daher war eine aktuelle Bestandsaufnahme der Forschungen vorzunehmen, um auf deren Ergebnissen ein möglichst umfassendes Bild des frühmittelalterlichen Lebens im alemannischen Raum zeichnen zu können. Der Band geht sein selbstgesetztes Thema in fünf Kapiteln an, die jeweils mit zwei bis vier Beiträgen besetzt sind.

Das erste Kapitel »Archäologie und Geschichte« widmet sich der Alamannia vom 6. bis 8. Jahrhundert aus Sicht der Archäologie (Heiko Steuer) und der Geschichte, Sprache und räumlichen Ausdehnung der Alemannen im 7. und frühen 8. Jahrhundert (Dieter Geuenich). Trotz der zahlreichen Forschungen zum alemannischen Raum und seinen Bewohnern bleibt nach den zusammenfassenden Darstellungen ein relativ unscharfes Bild, das weder von der Archäologie noch der Sprachwissenschaft klar begrenzt werden kann, »was aber durchaus den seinerzeitigen Verhältnissen entsprechen haben dürfte« (so Sebastian Brather, S. 351) und noch heute in Grenzregionen eine normale Situation bei eindeutig definierten Grenzen darstellt. Es scheint sich aber auch kein Zentralgebiet

abzuzeichnen, das sich von den Randgebieten abhebt. Dabei lässt sich feststellen, dass »die Bewohner der Bauernhöfe der Neuzeit [...] meist wesentlich weltferner als die der Merowingerzeit« (S. 59) waren. Hier wäre die Frage angebracht, ob das für alle sozialen Schichten der damaligen Bevölkerung galt. Aus allen Forschungsdisziplinen geht hervor, dass erst um 700 das alemannische Siedlungsgebiet in einem klareren Bild zu fassen ist.

Das zweite Kapitel behandelt »Recht und Sprache«. Nach der Vorstellung der »Leges aus rechtshistorischer Sicht« (Eva Schumann) wird »Entstehung und Überlieferung – Pactus und Lex Alamannorum« (Clausdieter Schott) untersucht und durch die Frage »Die ›Lex Alamannorum‹ eine Fälschung von Mönchen der Reichenau?« (Steffen Patzold) ergänzt. Abschließend wird »Quod Alamanni dicunt. Volkssprachliche Wörter in der Lex Alamannorum« (Wolfgang Haubrichs) erörtert. Als Volks- oder Stammesrechte werden Rechtstexte des späten 5. bis zum frühen 9. Jahrhundert(s) bezeichnet und von den Leges Romanae bei Goten und Burgunden sowie den Kapitularien der fränkischen Könige unterschieden. Die Leges entstanden in drei »Wellen«. Die erste um 500 zeichnete die Rechte von Westgoten, Burgunden und Franken auf; die zweite, etwas mehr als ein Jahrhundert später, reichte bis in die Mitte des 8. Jahrhunderts mit den alemannischen sowie bayerischen und langobardischen Leges. Die dritte »Welle« um 800 überarbeitete vorhandene Rechte und zeichnete die Rechte der Sachsen, Thüringer und Friesen auf. Die jüngere Lex Alamannorum enthält nur zur Hälfte unveränderte Teile des älteren Pactus. Die Hintergründe für die einzelnen Bestimmungen in den Gesetzestexten sind im Einzelnen schwer zu bestimmen. Das gilt in gleicher Weise für deren Wirksamkeit und Gebrauch in der Rechtspraxis. Pactus und Lex Alamannorum sind sehr unterschiedlich überliefert. Während der Pactus nur aus einer einzelnen Handschrift rekonstruiert werden konnte, liegt die Lex Alamannorum in rund 50 Handschriften vor, die inhaltlich denselben Text liefern. Dabei nennen zwei Handschriften anstatt König Chlothars Herzog Lantfrid als Gesetzgeber. Die starke Stellung der Kirche in der Lex hat zu der These geführt, dass sie von den Mönchen auf der Reichenau als Fälschung erstellt worden wäre. Diese These wird von den Kritikern, hier von Steffen Patzold, überzeugend abgelehnt. Die noch nicht vollzogenen Lautveränderungen im Text deuten darauf hin, dass dieser vor der Mitte des 8. Jahrhunderts abgefasst wurde. Die Bedeutung der Rechtstexte ist in ihrer Praxis noch nicht ganz geklärt, zudem sind die meisten Handschriften erst in einer Zeit geschrieben worden, als die Regelungen keine juristische Bedeutung mehr besaßen.

Das dritte Kapitel greift »Habitus und Bestattungen« auf. Dabei werden »Sozialstruktur und Habitus anhand der Gräber. Alemannisches Recht und merowingerzeitliche Bestattungen im Vergleich« (Sebastian Brather) sowie »Grabraub? Graböffnungen und ihre Erklärung« (Stephanie Zintl) untersucht. Auch in diesem zentralen Thema der frühmittelalterlichen Archäologie bleiben die Ergebnisse im eher Ungewissen. Die Reihengräberfelder kamen in der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts auf. Während Körperbestattung und West-Ost-Ausrichtung der Beigesetzten aus der Spätantike übernommen wurden, stellten die umfangreichen Grabausstattungen eine Neuerung dar, die der sozialen Präsentation dienen sollten. Daher sollen die Gräber eher zeitgenössische Vorstellungen über soziale Verhältnisse darstellen als diese selbst. Die Rechtstexte unterscheiden fünf verschiedene soziale Stufen, was die Archäologie nicht nachvollziehen kann. Sie kann nur Qualität und Umfang der Grabbeigaben feststellen, die aber sicherlich ein mittelbares Abbild der sozialen Abstufungen zeigen. Doch kann die Archäologie detaillierte Fragen aufgrund der Rechtstexte nicht beantworten. Beim »Grabraub« scheinen Verwandte oder Nachkommen der Verstorbenen deren Gräber »sekundär geöffnet« zu haben. Da diese Öffnungen von den benachbarten Siedlungen aus kaum unbeobachtet vorgenommen worden sein können, stellt die Tätigkeit Verwandter wohl die Mehrzahl der Fälle dar,



die nach ihrer großen Anzahl ungeahndet geblieben sind und ein gewisses Anrecht der Familien auf die Gräber dargestellt haben. Echter »Grabraub« dürfte nach diesen Darstellungen eher eine Ausnahme gewesen sein.

Das vierte Kapitel »Siedlung und Wirtschaft« wird durch die Beiträge »Siedlungsformen in der schriftlichen Überlieferung: domus, casa, curtis – Haus, Hof und Herrensitz« (Thomas Zotz) und »Haus und Hof im archäologischen Befund in Süddeutschland« (Valerie Schoenberg) untersucht. Die interdisziplinäre Forschung betrachtet diese Lebensformen des Frühmittelalters mit besonderem Interesse und kann dabei über die Rechtstexte Funktionen erschließen, während die Archäologie eher Bauformen erkennen lässt. Sie kann bei großflächigen Ausgrabungen Ausdehnung und Struktur frühmittelalterlicher Dörfer dokumentieren, doch liegen für Süddeutschland bislang nur sehr wenige vor. Die in der Lex Alamannorum genannten Gebäude sind durch die Archäologie mit Ausnahme der Speicher und Zäune schwierig zu bestimmen. Die alemannischen Rechtstexte lassen die Viehwirtschaft besser erkennen als den Ackerbau, was in der Lex Bajuvariorum umgekehrt ist. Die Landwirtschaft hat sich im Frühmittelalter gegenüber der Spätantike weiterentwickelt, während die Töpferei einen technologischen Rückschritt hinnehmen musste. In den Reihengräbern zeigte sich in der Sachkultur ländlicher Wohlstand. Die Gesellschaft war lokal strukturiert, auch wenn weiträumige – vielleicht über Zwischenstationen laufende – Handelsbeziehungen bestanden haben. Die archäologischen Quellen lassen in vielen Fällen eine bessere Beurteilung der Regelungen durch die Rechtstexte erschließen.

Im fünften Kapitel »Kirche und Glaube« erläutern zwei Beiträge die Entwicklungen. Neben der Erörterung von »Glaube und Kirche im Spiegel der Leges« (Wilfried Hartmann) wird das »frühe Christentum bei den Alamannen. Strukturelle Betrachtungen und methodische Fragen« (Sebastian Ristow) gestellt. Im heutigen Südwestdeutschland haben keine christlichen Institutionen seit der Spätantike bestanden, weshalb die Frage nach dem Anfang der heutigen Kirchenorganisation für die Forschung bedeutsam ist. Die Archäologie hat öfter Probleme mit sicheren Zuweisungen. Es lassen sich in vielen Fällen weder Einzelobjekte noch Gebäude mit eindeutiger Sicherheit auf christliche Lebensformen zurückführen. Die Friedhöfe um die Kirchen wurden mit der Christianisierung nicht sofort überall alleinige Bestattungsplätze. Damit hat die Forschung noch unbeantwortete Fragen. Die »Zusammenfassung: Rechtsgeschichte, Archäologie und Geschichte des 7. und 8. Jahrhunderts« (Sebastian Brather) lässt den Verlauf der Forschung gut nachvollziehen. Der Band gibt einen umfassenden Überblick über den derzeitigen Forschungsstand des Frühmittelalters im alemannischen Raum mit Anstößen für die weitere Forschung.

*Immo Eberl*

LARISSA DÜCHTING: Heiligenverehrung in Süditalien. Studien zum Kult in der Zeit des 8. bis beginnenden 11. Jahrhunderts (Beiträge zur Hagiographie 18). Stuttgart: Franz Steiner 2016. 321 S. ISBN 978-3-515-11506-3. Kart. € 54,00.

Die acht Kapitel umfassende Untersuchung wurde 2015 als Dissertation an der Universität Erlangen abgeschlossen. Das erste Kapitel führt als Einleitung unter der Überschrift »Heiligenverehrung im multikulturellen Raum Süditalien« in die methodischen Absichten der Untersuchung ein. Die Heiligenverehrung soll dahingehend überprüft werden, ob sie im Kontakt- und Konkurrenzbereich zwischen den verschiedenen Gemeinschaften eher verbindend oder trennend war. Die Kultaktivitäten und die Einflüsse der verschiedenen Kulturen stehen dabei im Mittelpunkt der Arbeit. Der zeitliche Rahmen reicht vom

8. Jahrhundert bis zum Beginn des 11., als die normannische Eroberung das bis dahin im Interessengebiet des oströmischen und fränkischen Kaisers liegende Süditalien verselbständigte. Um die Heiligenkulte des Raumes auf ihre Unterschiede prüfen zu können, werden die drei Städte Bari, Benevent und Neapel für eine vertiefte Betrachtung ausgewählt. Neapel befand sich im Zeitraum der Untersuchung unter byzantinischem Einfluss. Benevent war dagegen die Hauptstadt des langobardischen Herzogtums und Bari wurde von allen Gruppen: Langobarden, Sarazenen, Franken und Byzantinern begehrt und immer wieder umkämpft. Gemeinsamkeiten der drei Städte waren ihre jeweilige Stellung als Bischofssitz und die seit der Antike bestehende kontinuierliche Besiedlung. Die beiden großen Klöster in der Region – Monte Cassino und San Vincenzo al Volturno – haben im Untersuchungszeitraum eine im wesentlichen ähnliche Geschichte gehabt. Um die Heiligenverehrung in den drei Städten vergleichend untersuchen zu können, werden zunächst die verehrten Heiligen näher betrachtet, um sich dann den Einzelheiten der Verehrung zu widmen.

Das zweite Kapitel betrachtet die Entwicklung der Heiligenverehrung und des Reliquienkults. Nach der Betrachtung der Entwicklung werden die Forschungstendenzen in der Hagiographie vorgestellt, wobei sich die Verfasserin dem Untersuchungsgebiet ihrer Arbeit nähert und dabei verdeutlicht, wie sich die Forschung in Italien, aber auch in Deutschland mit der süditalienischen Hagiographie befasst hat.

Das dritte Kapitel geht auf die herrschaftlich-kulturelle Struktur Süditaliens anhand der drei vorgenannten Städte ein. Die verschiedenen politischen und kulturellen Entwicklungen werden dabei deutlich herausgearbeitet.

Das folgende Kapitel befasst sich mit den Quellen, wobei in einzelnen Schritten zuerst die beneventanischen Quellen, die Kalendarien von Monte Cassino, das Martyrologium des Erchempert, die hagiographischen Texte und der Marmorkalender aus Neapel und zuletzt die Kalendarien von Bari besprochen werden, um dann noch die liturgischen und historiographischen Quellen vorzustellen und zu untersuchen.

Das fünfte Kapitel befasst sich mit den Sakralbauten der drei Städte. In Benevent sind seit dem 4. Jahrhundert Kirchenbauten nachgewiesen, die insbesondere am Ende des 8. Jahrhunderts Ergänzungen erfuhren, die aber in der Überlieferung schwer festzustellen sind. Dagegen ist in Neapel der Kirchenbau seit der Spätantike gut bezeugt. In Bari sind die frühesten Zeugnisse über die Kathedrale der Stadt erst seit dem 11. Jahrhundert greifbar, doch lassen sich für dieses Jahrhundert die in der Stadt bestehenden Kirchen näher beschreiben.

Das sechste Kapitel ist das umfangreichste der Untersuchung. Es befasst sich mit Translationen und lokalen Heiligen. Zuerst wird die Heiligenverehrung in Benevent unter der Frage der langobardischen Eigenständigkeit der Stadt und des Herzogtums betrachtet. Die Zeit von Herzog Arichis II. (758–787) wird dabei erörtert und ebenso die Umbruchzeit des beginnenden 9. Jahrhunderts. Das Fazit zeigt, dass Herzog Arichis eine Translationspolitik betrieben hat, um seine Stellung als Herrscher zu betonen. Diese Translationen des Herzogs, aber auch von Großen seines Herzogtums haben Heilige mit Bezügen zur Region in die Stadt geholt, aber auch z. B. aus Konstantinopel. Im frühen 9. Jahrhundert ging die Initiative für Translationen mehr und mehr in die Hand des Bischofs über. In Neapel zeigt sich dessen Stellung zwischen Rom und Byzanz. Nachdem es in der Stadt keine autochthonen Märtyrer gab, hat es sich ergeben, dass von den rund 41 Bischöfen bis zur Mitte des 9. Jahrhunderts rund 20 als Heilige verehrt werden, von denen Euphebius und Agrippinus einer näheren Betrachtung unterzogen werden. Aus den Translationen wird immer wieder die Stellung der Stadt zwischen Rom und Byzanz deutlich, wie die nähere Untersuchung weiterer

Heiliger beweist. In Bari lassen sich im Untersuchungszeitraum keine Translationen nachweisen. Die Gefahr durch die Sarazenen hat im 9. Jahrhundert in Benevent für die Translation des hl. Bartholomäus und in Neapel für die der hll. Severinus und Sosius gesorgt. Translationen fanden in bestimmten Zeitfenstern statt, wobei sich die Gründe für dieselben oft nicht näher feststellen lassen. Auffallend ist auch, dass zwischen den näher beieinander liegenden Städten Benevent und Neapel eine vergleichbar nähere Entwicklung in der Heiligenverehrung feststellbar ist als zwischen den beiden Städten im Vergleich zu Bari.

Das siebte Kapitel der Arbeit widmet sich Kultübernahmen und der Distanz, wobei Heilige in den lokalen Kalendarien herangezogen werden. Dabei werden zuerst gemeinsam verehrte Heilige betrachtet, wie der Erzengel Michael, Georg aus Kappadokien oder Bischof Petrus aus Alexandria. In einem weiteren Schritt werden dann die nur in Benevent verehrten Heiligen betrachtet, denen die in Neapel an die Seite gestellt werden, wobei dort der Marmorkalender eine besondere Rolle spielt. Es werden dazu auch die hagiographischen Werke dieser Heiligen herangezogen. Dabei werden vor allem die kulturellen Einflüsse von Byzanz herausgearbeitet. Im ausgehenden 8. Jahrhundert ist eine Veränderung in der Intensität der Heiligenverehrung festzustellen, wobei Translationen eine größere Rolle spielen. In der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts ist eine zweite Phase von Translationen festzustellen. Hier kam es auch zu Diebstählen von Reliquien im Zuge von Kriegen. Eine einheitliche Linie in der Betrachtung ist durch die Quellenlage nicht möglich, jedoch wurden in allen drei Städten sowohl lateinische als auch griechische Heilige verehrt. Die wertvolle Untersuchung erschließt den in der deutschen Mediävistik ansonsten weniger bekannten und bearbeiteten süditalienischen Kulturraum ebenso wie die Heiligenverehrung und eine nähere Untersuchung der Hagiographie für die deutschsprachige Mediävistik.

*Immo Eberl*

JÖRG BÖLLING: Zwischen Regnum und Sacerdotium. Historiographie, Hagiographie und Liturgie der Petrus-Patrozinien im Sachsen der Salierzeit (1024–1125) (Mittelalter-Forschungen, Bd. 52). Ostfildern: Jan Thorbecke 2017. 456 S. ISBN 978-3-7995-4372-9. Geb. € 52,00.

Die Auseinandersetzung von Regnum und Sacerdotium im 11./12. Jahrhundert wird hier (erneut) diskutiert, allerdings mit Hilfe eines innovativen regionalen Zugriffs: Es ist Sachsen, das mit dem Aussterben der Ottonen aufgehört hatte, unmittelbares Königsland zu sein. Der heimische Adel war nicht unbedingt papstfreundlich, die Bischöfe waren es nur teilweise. Die Region war also weder eindeutig proköniglich noch propäpstlich – und dieses Faktum macht den Untersuchungsansatz spannend. Sachsen wird hier territorial mit Hilfe der dortigen Diözesen umschrieben, wobei die Bischofssitze Zentren und die dortigen Klöster, Stifte bzw. Pfarrkirchen eine unterschiedlich hierarchisierte Peripherie bildeten. Spezifisch ist der Zugang über das jeweilige Patrozinium, das mit seinen Haupt- und Nebenheiligen einen dynamischen Charakter besaß, was sich wiederum in der Vielgestaltigkeit von Reliquien und Weihetiteln dokumentierte. Der Leitheilige der Untersuchung ist der hl. Petrus, dem sich nicht nur Papst Gregor VII. besonders verpflichtet fühlte, sondern auch sächsische Dom-, Kloster- und Pfarrkirchen. Wie spiegelte sich nun das Petrus-Patrozinium auf den unterschiedlichen Ebenen von kirchlichen Institutionen, wie wirkte es in die Region hinein? Die Leitquellen finden sich dabei in Historiographie, Hagiographie und Liturgie.

In einem ersten Zugang wird die Petrusverehrung im Generellen in den Blickpunkt genommen, besonders aber in Rom selbst. Der Papst wurde dabei Petrus rechtlich gleichgesetzt, er war der direkte Nachfolger des Apostels, wobei Amt und Person des jeweiligen Papstes streng getrennt wurden. Die Papstkirche agierte als institutioneller Körper Petri, letzterer wurde somit zu einer juristischen Person. In Rom selbst wurde die Petrus- mit der Paulusverehrung zusammengeschlossen. Die Reliquien beider lagen jeweils an zwei Orten, wobei die sog. *Triglia* – neben den Apostelgräbern außerhalb der antiken Stadtmauern – eine besondere Rolle bei der Verehrung spielte. Körperreliquien blieben rar, so spielen bei Petrus die Ketten – als Sekundärreliquien – eine große Rolle in der Verbreitung des Kultes. Das Pallium für die Erzbischöfe wäre eine weitere Kontaktreliquie, der Agneskult eine Art Komplementärverehrung. Als Hochfeste entwickelten sich der 29. Juni (Martyrium), der 1. August (Kettenfeier), am 18. Januar *Cathedra Petri* bzw. für Antiochia am 22. Februar. Solche und andere Festtage konnten auch eine politische Implikation haben: Am Vorabend des 25.1.1076, Pauli Bekehrung, sagten sich König und Fürsten vom Papst los. Die Kultverbreitung geschah, so eine der Kernthesen der Arbeit, mit Hilfe von Heiligenlegenden, Predigten, Pilgerberichten, allgemein durch Historiographie. Als Embleme dienten im Falle Petri Schlüssel und Schwerter bzw. Schädelabbildungen auf Siegeln. Während die Häupter nur auf päpstlichen Siegeln abgebildet sind, waren Schlüssel und Schwerter überall zu finden, etwa auch in geistlichen (und städtischen) Institutionen in Sachsen. Diese Embleme wurden in einer zunehmenden verschriftlichten Kanzleiverwaltung immer dichter verbreitet!

Somit sind in gewisser Weise alle Petrus-Patrozinien, so auch in Sachsen, mehr oder weniger starke Verweise auf Rom: Bremen, Osnabrück und Minden besaßen ein Petrus-, Münster ein Paulus-, Naumburg-Zeitz ein Peter- und Paul-Patrozinium. Die Leitheiligen entwickelten sich häufig als Ausgangspunkt für Körperschaften, denn sie garantierten Kontinuität und verstärkten den Einfluss nach außen. Häufig konnte der Heilige der Domkirche zu jenem der Stadt werden (Minden und Bremen mit gekreuztem bzw. einfachem Schlüssel). Der Heilige ›leitete‹ eine Korporation, deren Mitglieder in Form einer Wahl bestimmt wurden, neben der Stadt waren dies oftmals auch die Domkapitel. Petrus selbst stand aber, das muss einschränkend gesagt werden, nicht allein dominierend in der ›sächsischen Heiligenwelt‹. Maria dominierte stattdessen (Paderborn, Verden, Hildesheim, Hamburg). Es sind häufig die Domherren, die Petrus akzentuieren (statt Willehad und Ansgar in Bremen). Neben Petrus standen oftmals noch spezifische Kathedralheilige (Gorgonius in Minden, Crispian und Crispianus in Osnabrück, Willehad in Bremen). Allerdings lässt sich die Patroziengeschichte nur halbwegs für die Kathedrale und die sie umgebenden Klöster und Stifte – mit Einschränkungen und vielen Vermutungen versehen – nachzeichnen, im Niederkirchenbereich sind allenfalls Hinweise erkennbar.

Die Arbeit erweist sich als eine intensive Untersuchung, die den zahlreichen Verstärkungen und Details von regionalen Formen von Verehrungen nachgeht. Deutlich wird neben dem historischen auch das theologische bzw. liturgische Interesse des Autors, dessen Gelehrsamkeit fast unbegrenzt erscheint. Dies macht die Lektüre nicht gerade einfach, aber jeder Leser, jede Leserin wird voll neuer Erkenntnisse nach der Lektüre dieses Buches sein. Die Verbindung zwischen Kirchen- und Landesgeschichte wird am Beispiel Sachsen intensiv durchgespielt. Damit zeigen sich auch neue methodische Zugriffsweisen.

*Helmut Flachenecker*

HORST FUHRMANN: Papst Gregor VII. und das Zeitalter der Reformation (Monumenta Germaniae Historica, Bd. 72). Wiesbaden: Harrassowitz 2016. XI, 586 S. m. farb. Abb. ISBN 978-3-447-10162-2. Geb. € 80,00.

Der Band druckt aus dem über 40-jährigen Wirken des langjährigen Präsidenten der Monumenta Germaniae Historica in der Forschung insgesamt 28 Aufsätze ab. Das Vorwort informiert über die Entstehungsgeschichte des Bandes, dessen Zusammenstellung Horst Fuhrmann noch selbst vorgenommen und dabei auch die Titel des Bandes und seiner Teile vergeben hat. Das 2006 bereits fertige Projekt wurde erst 2012 erneut aufgenommen und abgeschlossen. Für die Drucklegung wurden die Aufsätze in ihrer Zitierweise vereinheitlicht und nach den Richtlinien des »Deutschen Archivs« ausgerichtet, das Horst Fuhrmann zwischen 1971 und 1994 herausgegeben hat. Die 28 Beiträge verteilen sich mit jeweils 14 auf die beiden Teile des Bandes.

Im ersten des sich mit »Gregor VII., sowie Geist und Gestalt der Reform« befassenden Teils sind die 14 Beiträge nicht chronologisch nach ihren Erscheinungsjahren angeordnet, sondern nach ihrem Inhalt. Eine Betrachtung Gregors VII., seiner Reform und des Investiturstreits fesseln den Leser zuerst, um durch eine Untersuchung des Reformpapsttums und der Rechtswissenschaft sowie einer Abhandlung über die Randnotizen zum *Dictatus papae* ergänzt zu werden. Der *Dictatus papae* wird durch eine Betrachtung Gregors VII. und des Kirchenrechts weiter vertieft. Die Betrachtung der »*Romana als Ecclesia universalis*« führt die Untersuchung der Kirchenreform nochmals weiter. Die irdische Gewalt im Mittelalter wird unter dem Satz »der wahre Kaiser ist der Papst« betrachtet. Das Zitat stammt aus der um 1160/1170 entstandenen Handschrift der »*Summa Parisiensis*«, findet sich aber in ähnlicher Form auch in anderen Quellen der Zeit. Der Beitrag führt zuletzt mit der Einbeziehung der Ablegung der Tiara durch Papst Paul VI. 1964 in die kirchenpolitische Gegenwart. Im Zeitalter des Politik und Theologie beanspruchenden und verbindenden Islam ist diese Handlung des Papstes, in Zukunft ausschließlich im *signum sacerdotalis* aufzutreten, ein neues Kennzeichen christlicher Demut und weiterer Entwicklung des christlichen Bekenntnisses im Sinne des Christuswortes »mein Reich ist nicht von dieser Welt«. Der Beitrag über das »Ökumenische Konzil und seine historische[n] Grundlagen« wird weitergeführt zur Untersuchung der »Heiligkeit des Papstes«. Über die *Collectio Lipsiensis* und Aussagen von Pseudoisidor in Verbindung zu Kardinal Otto von Ostia, dem späteren Papst Urban II., gelangt der Leser im weiteren Verlauf zu diesem und dem Stand der Regularkanoniker, die durch einen Beitrag zur Biographie Manegolds von Lautenbach ergänzt werden. Fuhrmann greift Manegold von Lautenbach nochmals mit seinen Aussagen zur »Volkssouveränität« und zum »Herrschaftsvertrag« auf, um zuletzt den Zölibat näher zu betrachten, wobei er die edle Pfarrersfrau der armen Pfarrersfrau gegenüberstellt.

In dem ebenfalls 14 Beiträge umfassenden zweiten Teil des Bandes werden »Beiträge zur Quellenkunde zum Quellenverständnis der Reformzeit« zusammengefasst. Nach einer Untersuchung des Registers Gregors VII. durch Paul von Bernried werden drei weitere Beiträge Fuhrmanns zu Paul von Bernried in den Band aufgenommen. Zuerst die von diesem in der Vita Gregors VII. berichteten Marienwunder, die handschriftliche Verbreitung der *Vita B. Herlucae* und zuletzt eine Stellungnahme des bayerischen Gelehrten und Propstes von Polling, Franziskus Töpsl, über Paul von Bernried. Es folgen Untersuchungen zu einzelnen Reformschriften wie »*De ordinando pontifice*« und die 74-Titel-Sammlung (*Diversorum Patrum Sententiae*), die dem Reformzeitalter weiter auf den Grund gehen. Die folgenden Untersuchungen einzelner Quellen im Umkreis der Reform verdeutlichen die tiefe Einbindung Fuhrmanns in die quellenkritische Bear-

beitung der historischen Überlieferung, wobei auch immer wieder seine Verbindung zu Rechtstexten wie der Florentiner Digestenschrift und zur Rechtssammlung »Polycarpus« deutlich wird. In diesem Umkreis sind auch zwei Beiträge zu Erzbischof Adalbert von Bremen in den Band aufgenommen worden. Dabei wird der Patriarchatsplan Adalberts erörtert und dessen Mahnung »*Si non caste, tamen caute*« näher untersucht. Die Zusammenfassung der zahlreichen, gerade weniger umfangreichen Beiträge des Gelehrten lässt die vorliegende Arbeit zu einem weiteren beeindruckenden Gesamtwerk heranwachsen, das tiefe Einblicke in die Umbruchzeit des 11./12. Jahrhunderts gewährt. Deutlich wird dabei vor allem auch, wo Fuhrmann die entscheidenden Entwicklungspunkte in dieser bewegten Zeit gesehen hat. Der Schwerpunkt lag weit mehr im 11. als im 12. Jahrhundert. Den offiziellen Vertretern der Monumenta Germaniae Historica ist ebenso wie den Bearbeitern der Aufsatzsammlung für die Zusammenstellung zu danken, die damit der Forschung einen hervorragenden Dienst erwiesen haben. Nicht nur die Quellenkunde des 11./12. Jahrhunderts wird durch die vorliegende Untersuchung entscheidend gefördert, sondern auch die Erforschung der Kirchengeschichte. Der Band fesselt durch seinen flüssigen, gut lesbaren Stil. Man kann den Band nur zur Anschaffung zu empfehlen.

*Immo Eberl*

GERD ALTHOFF U. A.: Krieg im Mittelalter. Darmstadt: Theiss 2017. 128 S. m. zahlr. farb. Abb. ISBN 978-3-8062-3637-8. Geb. € 24,95.

Krieg ist aktuell. Mit deutlichem Gegenwartsbezug widmet das Geschichtsmagazin DAMALS dem »Krieg im Mittelalter« vor diesem Hintergrund ein Sonderheft. Der Band zielt nach dem Vorwort von DAMALS-Chefredakteur Stefan Bergmann darauf, die Grundlagen der eigenen Kultur »besser zu verstehen«, indem mit dem Krieg zentrale »Strukturen« der mittelalterlichen Gesellschaft erfasst werden (S. 6).

Das zu diesem Zweck versammelte Autorenkollektiv ist prominent besetzt, für die einzelnen Unterthemen werden ausgewiesene Experten herangezogen. Dem Format des Magazins entsprechend stellt das Sonderheft keinen eigentlichen Forschungsbeitrag dar, sondern bietet – fundierte – Überblicke zu zentralen Aspekten des Titelthemas. Literatur ist nicht nachgewiesen, eine sehr kurze Liste am Ende des Bandes gibt jedoch aktuelle Einstiegsliteratur zu jedem Artikel an.

Der Journalist Winfried Dolderer bietet mit einer lebendigen Schilderung der Schlacht von Azincourt 1415 einen sehr gelungenen Einstieg ins Thema, der neugierig auf die folgenden Beiträge macht. Diese kommen deutlich akademischer, aber durchweg vernünftig lesbar daher. Malte Prietzel eröffnet die Fachartikel mit einer Definition des Titelthemas »Krieg«, im anschließenden Beitrag umreißt Christoph Mauntel das gewaltorientierte Normengerüst mittelalterlicher Eliten über die Schilderung der Erziehung des spätmittelalterlichen Adels. Den »heiligen Krieg« als aktuelles Thema behandelt Nikolaus Jaspert in seinem Artikel zu den Kreuzzügen. Ebenfalls deutlich gegenwartsbezogen sind die unter der Überschrift »Eroberungskriege« thematisch zusammengefassten Beiträge von Jürgen Sarnowsky zur normannischen Eroberung Englands, Nikolaus Jasperts zur spanischen Reconquista und Sven Ekdahls zum Deutschen Orden. Einen Überblick zur Militärtechnologie gibt, stark auf das 14.–16. Jahrhundert konzentriert, Martin Clauss. Bernd Schneidmüller spricht anhand der Schilderung dreier bedeutender Schlachten (Lechfeld 955, Legnano 1176, Bouvines 1214) zentrale erkenntnistheoretische Fragen der Geschichtswissenschaft an: Über die zeitgenössische Verarbeitung der drei Einzelereignisse veranschaulicht er die »Gemachtheit« von Geschichte. Die zwei folgenden Beiträge



haben Gewalt als zentrales Element jeden Krieges zum Gegenstand: Christoph Mauntel stellt ihre Entgrenzung im 100-jährigen Krieg dar, Gerd Althoff die Einhegung von Gewalt in nicht-staatlichen Ordnungen über Mechanismen von Ritual und symbolischer Kommunikation. Ein Beitrag von Kurt Andermann zu den »letzten Rittern« als Symptom einer politischen Wendezeit beschließt den Band.

Das Werk ist üppig und ansprechend illustriert, allerdings lässt sich aus einer fachhistorischen Perspektive eine oft große zeitliche Distanz zwischen dem Gegenstand eines Beitrags und den beigegebenen Illustrationen bemängeln. Anders als der Titel des Bandes vermuten lässt, umfassen die Beiträge zudem nicht das ganze Mittelalter, sondern sind sehr auf das Hoch- und Spätmittelalter konzentriert. Auch leidet der insgesamt sehr gelungene Band etwas an einem Problem vieler Sammelbände: Die einzelnen Artikel sind inhaltlich kaum aufeinander abgestimmt. Einen verbindenden Bogen schlägt unsystematisch lediglich die Reflektion über Gewalt im Krieg; Immer wieder betonen die verschiedenen Autoren, dass das Mittelalter keineswegs als besonders gewalttätige Zeit gelten könne und stellen dem Mittelalter die Gräueltaten und Kriegsschrecken des 20. Jahrhunderts und der Gegenwart gegenüber. Damit dürfte einer der wesentlichen Gründe für die Publikation des Sonderhefts angesprochen sein, nämlich die gefühlte Aktualität des Themas: das Gefühl, in einer Zeit der neuen Entfesselung von Gewalt zu leben.

Unter der genannten zeitlichen Beschränkung auf das hohe bis späte Mittelalter bietet der Band einen vergnüglich zu lesenden, ansprechend gestalteten, fachlich sehr fundierten und vom Umfang her angenehm überschaubaren Überblick zum Titelthema.

*Christoph Haack*

NIKOLAS JASPERT, STEFAN TEBRUCK (HRSG.): Die Kreuzzugsbewegung im römisch-deutschen Reich (11.–13. Jahrhundert). Ostfildern: Jan Thorbecke 2016. VI, 376 S. m. Abb. ISBN 978-3-7995-0383-9. Geb. € 39,00.

Der vorliegende Sammelband fasst die Beiträge einer internationalen Tagung vom Juni 2012 an der Justus-Liebig-Universität Gießen zusammen. Ziel der Tagung war es, die Rückwirkungen des Kreuzzugsgedankens auf das römisch-deutsche Reich und dessen unterschiedliche Regionen und Räume in ihrer Vielfalt darzustellen. Dabei wird ein transdisziplinärer Ansatz verfolgt. Die Beiträge reichen von regionalen Analysen zur Motivation der Kreuznahme, über die Ausbreitung der Ritterorden im Reich, bis hin zur Bedeutung Jerusalems in der Liturgie. Die Kreuzzugsbewegung soll mit Blick auf das Reich interpretiert werden, um die wechselseitige Dynamik der Bewegung herauszuarbeiten und zu analysieren. Die Beiträge sind in vier Sektionen gegliedert: Zunächst geht es um Räume und Akteure im römisch-deutschen Reich. Die zweite Sektion geht auf Ritterorden und Kanoniker ein, die sich im Reich etabliert hatten. In der dritten Sektion steht die Kreuzzugswerbung im Vordergrund. In der vierten Sektion stehen visuelle Objekte im Vordergrund: Reliquien, Reliquiare, Architektur und Liturgie.

Im ersten Beitrag arbeitet Alexander Berner die Kreuzzugsmotivation von Bischöfen und Adeligen im Nordwesten des römisch-deutschen Reiches heraus. Dabei stellt er drei Faktoren vor: Das jeweilige regionale politische Klima ist ebenso von Bedeutung wie eine persönliche Frömmigkeit sowie eine Familientradition der Kreuzzugsteilnahme. Zu ähnlichen Ergebnissen kommt auch Stefan Tebruck, der den sächsisch-thüringischen Raum untersucht. Er stellt 215 Kreuzfahrer aus dieser Region fest, von denen 130 ins Heilige Land aufgebrochen sind. Vor allem für die Zeit nach dem dritten Kreuzzug seien kaum noch JerusalemPilger aus diesem Raum festzustellen, so Tebruck. In Bezug auf die Grün-

de einer Teilnahme an einem Kreuzzug sei vor allem die politische oder familiäre Nähe oder Ferne zu den Staufern von Bedeutung gewesen. Die politischen Verbindungen zum Stauferschen Haus als Grund für eine Kreuznahme sieht auch Allan Murray als eine der wichtigsten Motivationen. In seiner Untersuchung zum südwestlichen Raum des Reiches stellt er fest, die Staufische Monarchie habe dort die Kreuzzugsbereitschaft klar befördert; persönliche und institutionelle Verbindungen spielten eine wichtige Rolle. Hubert Houben geht in seinem Beitrag auf Italien ein. Während die italienischen Hafenstädte während der ersten Kreuzzüge zunächst für den Weg ins Heilige Land von Bedeutung waren, siedelten sich später vermehrt Ordensritter dort an. Gerade in Süditalien lässt sich eine hohe Präsenz des Deutschen Ordens feststellen, die sich bis ins 15. Jahrhundert hielt.

Jürgen Burgtorf geht den ersten Niederlassungen der Templer im römisch-deutschen Reich nach. Er untersucht dabei nicht nur historiographische und diplomatische Quellen, sondern auch literarische. Burgtorf stellt fest, dass die Präsenz der Templer vor dem dritten Kreuzzug größer gewesen sein muss als bislang angenommen und der Orden durchaus Relevanz im Reich hatte. Karl Borchardt nimmt sich der Johanniter in Mitteleuropa an, die zu Beginn der Kreuzzüge die Frömmigkeit nutzten, um Unterstützung im Heiligen Land zu erhalten; später folgten verstärkt Niederlassungen. Die Förderung des Ordens war oft an Familientraditionen gebunden. Auch der Deutsche Orden war von Gönnern abhängig, wie Marie Luise Favreau-Lilie zeigt. Die Unterstützung Friedrichs II. verhalf dem Orden zu seinem Aufstieg. Neben königlichen bildeten päpstliche und fürstliche Privilegien das Fundament des Ordens. Nikolas Jaspert analysiert die Bedeutung der Kanoniker vom Heiligen Grab, die er als Vertreter Jerusalems und der Heiligen Stätten im Reich deutet.

Claudia Zey untersucht die Bedeutung päpstlicher Legaten als Kreuzzugsprediger, deren Aufgabe nicht nur in der Werbung für einen Kreuzzug bestand, sondern auch in der Rechtsprechung sowie der Erteilung von Ablässen. Später verschob sich diese Aufgabe als Predigtbefehl auf lokale Akteure wie Bischöfe. Christoph Maier nutzt seinen Beitrag, um auf das Potential der Kreuzzugpropagandaforschung hinzuweisen. Er zeigt, dass es im Nordwesten des Reiches starke Predigtaktivitäten für einen Kreuzzug ins Baltikum gab. Die Umstände seien aber noch nicht genau untersucht worden. Bernd Bastert stellt in seinem Beitrag fest, dass die Kreuzzugsthematik in der deutschsprachigen Literatur nur sehr schwach repräsentiert wird. Er analysiert eine der wenigen Ausnahmen, das »Buch von Akkon«.

Gia Toussaint untersucht die Herkunft eines Tafelreliquiars aus dem 12. Jahrhundert und stellt dessen Bedeutung einer Translozierung Jerusalems nach Mitteleuropa dar. Einen ähnlichen Ansatz wählt Andrea Worm, die die Verbreitung ikonographischer Bezüge auf Jerusalem und das Heilige Land anhand der Heiliglandkarte im Zwiefalter Passionale, des Grabes Christi in Darstellungen der Kreuzfahrerzeit und des Himmelfahrtsteins auf dem Ölberg analysiert. Motive mit konkretem Bezug auf die Heiligen Stätten werden im 13. Jahrhundert mit dem Zusammenbruch des Königreichs von Jerusalem seltener. Eine weitere Übertragung des Heiligen Landes nach Europa behandelt Bianca Kühnel, die sich der monumentalen Repräsentation durch Architektur widmet, das als Phänomen schon vor den Kreuzzügen existierte, durch diese aber noch einmal verstärkt wurde – ebenso wie die Bedeutung Jerusalems in der Liturgie mittelalterlicher Gottesdienste durch die Kreuzzugsbewegung intensiviert wurde. Jürgen Bärsch zeigt, dass Kirchen als Bühnen dienten, um in der Liturgie Jerusalem gleichzeitig als historischen Ort, als Ort des Christushilfs und als Bild der Vollendung darzustellen.

*Dominik Holl*

NIELS BRANDT: Gute Ritter, böse Heiden. Das Türkenbild auf den Kreuzzügen (1095–1291). Köln – Weimar – Wien: Böhlau 2016. 408 S. ISBN 978-3-412-50337-6. Geb. € 55,00.

Ein unerwartetes Lob der Türken aus der Zeit des Ersten Kreuzzugs bestimmt die Thematik dieses Buchs. Die »Gesta Francorum« geben als Selbsteinschätzung und Selbstlob der Türken wieder, sie hätten mit den Franken eine gemeinsame Abstammung (*generatio*) und kein anderer Mensch als ein Franke oder Türke sei ein wahrer Krieger, sei *naturaliter* ein *miles* (lat./engl. ed. Hill [1962], S. 21). Der Autor des anonymen Werks gehört zu den süditalienischen Normannen, die unter der Führung Bohemunds in das Heilige Land zogen; vermutlich war er ein schreibkundiger Laie. Das Selbstbild der Türken hält er für zutreffend. Denn er fügt hinzu, wenn die Türken nur den richtigen, nämlich den christlichen Glauben hätten, könnte man keine besseren Leute für Kampf und Kriegsführung finden. Damit begründet der Anonymus gleichzeitig den Sieg, den das christliche Heer im Juli 1097 durch die »Gnade Gottes« bei Doryläum gegen die Seldschuken errungen hatte. Es war der erste Sieg der Kreuzfahrer über ein türkisches Heer in einer offenen Feldschlacht. Die Kreuzzugforschung hat sich wiederholt mit dieser Stelle befasst. Doch ist sie sich nicht darüber einig, ob sie unter militärischen Gesichtspunkten eher eine Ausnahme gegenüber einer vorherrschenden Abwertung der Türken darstelle, weil diese hinterhältig und unritterlich mit dem Bogen aus der Ferne kämpften und den Nahkampf meidende Gegner seien. Dass sowohl in der Gesellschaft des lateinischen Mittelalters wie in der türkischen eine kriegerische Lebensführung hohes Prestige verschaffte und strukturelle Parallelen aufwies, ist in derartige Überlegungen einbezogen worden.

Eine Voraussetzung für sein Untersuchungsvorhaben klärt Brandt mit dem Nachweis, dass die frühen Kreuzzugsquellen den Begriff *Turci* präzise auf eine Gruppe anwendeten, die sich ethnisch und durch ihre hauptsächliche Kampfweise als berittene Bogenschützen von weiteren islamischen und sonstigen Gruppen abgrenzen ließ. Die Gegner der Kreuzfahrer wurden nicht unter dem religiösen Allgemeinbegriff »Muslime« zusammengefasst. Man vermerkte vielmehr die Unterschiede von Bewaffnung und Kampfweise der Türken Kleinasiens mit ihrer mit Bogen kämpfenden Reiterei und den syrischen bzw. ägyptischen Armeen, in denen schwerbewaffnetes Fußvolk eine größere oder die entscheidende Rolle spielte und die Lanze die Hauptwaffe der Berittenen war. Die »Türken« konnten von den »Sarazenen« abgegrenzt werden, das Türkenlob der Gesta stellt ihnen »Araber, Sarazenen, Armenier, Syrer und Griechen« gegenüber. Die militärischen Urteile wurden jedoch vor dem Hintergrund eines fast unveränderten Bildes des Islam gefällt, in dem dieser als »Religion der Gewalt und des frivolen Luxus [...], kurz als Religion von dieser Welt, im Gegensatz zum Christentum als Religion des Jenseits« (S. 35) galt.

Ob man wie der Verfasser wiederholt nach dem »wahren Kern« des Erzählten suchen sollte (vgl. S. 71), lässt sich bezweifeln, denn ihm geht es letztlich um Deutungen. Auch thematisiert er zu wenig die Vertrautheit der meist geistlichen Berichterstatter mit militärischen Belangen. Deren soziale Herkunft und familiäre Bindung dürften wohl Grundkenntnisse davon (und vielleicht sogar Interesse daran) mit sich gebracht haben. Bei Angehörigen »reformorientierter« Mönchsgemeinschaften betont er (S. 172) in besonderem Maße deren Ferne zu militärischem Denken und Wissen. Ein solches prägt aber die Kritik Bernhards von Clairvaux an der zum Kampf wenig geeigneten Prachtentfaltung des weltlichen Rittertums, und Brandt selbst ist von der realistischen Betrachtung seiner meist geistlichen Autoren »abhängig«. Das führt zu einem wichtigen Ergebnis seiner Arbeit: Die Kreuzzugsquellen entwerfen nicht nur ein Bild von den Geschehnissen im Hl. Land und dem Zug dorthin, sondern sie zeichnen ebenso das Bild eines *miles christianus*, das auch in der »Heimat« gelten sollte und eben dort noch nicht realisiert war. Bereits in den

Bearbeitungen der »*Gesta Francorum*« aus den ersten Jahrzehnten des 12. Jahrhunderts lässt sich das erkennen. Die realistischen Schilderungen und Einstellungen werden übernommen, aber hinzutritt eine »theologisierende Deutung«, die sich am Ideal des *miles christianus* orientiert, dem die heidnischen Türken naturgemäß nicht genügen konnten und die christlichen Krieger des lateinischen Europa trotz ihres »richtigen« Glaubens weitgehend nicht genügen.

Hervorzuheben ist nämlich, dass Brandt die Brutalität der Kriegsführung, wie man sie den Türken vorwarf, eher als anthropologische Konstante begreift, die auch die innerchristlichen Kriegshandlungen im lateinischen Europa erfasste – und dort ebenfalls thematisiert wurde. Als Beispiel ließe sich seinen Ausführungen zum Niedermetzeln des Fußvolkes der Kreuzfahrer (S. 90 und 96, dazu S. 110 über das Leiden der ländlichen Bevölkerung bei Krieg und Fehde im lateinischen Europa sowie S. 156 zu List und Plünderung) das etwa zeitgleiche Verhalten der siegreichen Truppen Heinrichs IV. nach ihrem Sieg über die Sachsen bei Homburg an der Unstrut (1075) beigesellen, wo die fliehenden Fußtruppen gnadenlos niedergemacht wurden (vgl. Lambert von Hersfeld, *Annales* zum Jahr 1075, ed. Holder-Egger, S. 220ff.).

Da ein realistischer Blick auf die muslimischen Gegner durchgehend existierte, sieht Brandt in »positiven« Äußerungen bei Wilhelm von Tyrus († 1186) keine Frühformen moderner Toleranz, sondern eher eine situationsgebundene politische Einschätzung (wobei nach dem zweiten Kreuzzug die Byzantiner als die »eigentlichen Feinde«, die Türken »als friedliche Vertragspartner« wahrgenommen werden konnten [S. 308]). Dass im lateinischen Europa das Bild des »edlen Heiden« politisch instrumentalisiert werden konnte, zeigt Brandt an Saladin, dem Rückeroberer Jerusalems von 1187. Er galt zunächst »wenig mehr als ein heidnischer Tyrann«, seine »negative Charakterisierung« entsprach letztlich »dem Bild ..., das man sich von seinen türkischen Truppen machte« (S. 278). Die Forschung hat einige der Bedingungen bereits herausgearbeitet, unter denen schnell ein positives Bild Saladins entstanden ist (z. B. dass Richard Löwenherz einen moralisch und ritterlich ebenbürtigen Gegenspieler brauchte). Brandt ergänzt das in seiner Analyse der Fortsetzungen von Wilhelm von Tyrus (bes. der Chronik des Ernoul): Es ging ebenso um die Rechtfertigung der Kontakte des der sog. Hofpartei des Königreichs Jerusalems fernstehenden Adels zu Saladin – auch denjenigen vor der Niederlage bei Hattin und der Eroberung Jerusalems. Der »edle Heide« Saladin vermochte diese Gruppe von dem Vorwurf entlasten, das Königreich zuerst verraten und danach militärisch versagt zu haben. Selbst der Mameluckensultan Baibars, der die letzte Phase der Kreuzfahrerherrschaft im Hl. Land herbeiführte, konnte als gerechter Herrscher auch Christen gegenüber und Mann von hoher sexueller Moral (was einem sonst gängigen Bild der Muslime widersprach) geschildert werden (vgl. S. 356ff.). Für den entscheidenden letzten Angriff auf Akkon 1291 machten die christlichen Quellen den Bruch eines bestehenden Waffenstillstands durch europäische Neuankömmlinge verantwortlich.

Die allgemeine Bedeutung der Arbeit liegt darin, dass sie zeigt: Die Quellen selbst sind aus einer vielfältigen, zumindest doppelten Perspektive geschrieben: Neben der überwiegend religiösen, welche ein Gesamtbild der Kreuzzüge zeichnet, steht eine konkret-militärische. Neuere Forschungen zum Zweiten Weltkrieg (Sönke Neitzel und Harald Welzer) haben etwa für die Selbstzeugnisse und Selbstaussagen von Angehörigen der Wehrmacht die Eigenständigkeit und den Eigenwert des militärischen »Referenzrahmens« gegenüber dem ideologischen herausgearbeitet. Brandt zeigt, dass für die Kreuzzüge mit vergleichbaren Erscheinungen zu rechnen ist. Das »Türkenbild« wurde jedenfalls »facettenreicher« (S. 360). Das militärische Urteil der *Gesta Francorum*, von dem die Untersuchung ausging, wurde nicht aufgegeben, sondern ständig an die neuen Gegebenheiten

und Ereignisse angepasst sowie durch politische und diplomatische Erfahrungen ergänzt. Brandt formuliert bündig: »Dies darf nicht dazu verleiten, die Religionsunterschiede als für die Zeitgenossen bedeutungslos anzusehen. Die Religion besaß für sie lediglich auf der Ebene, mit der sie mit den Türken in Kontakt traten, etwa im militärischen Bereich, keine Bedeutung« (S. 360). Im konkreten politischen und kriegerischen Geschehen erleichterte die militärische Perspektive zumindest zeitweise und vorübergehend Ausgleich und Vertrag zwischen christlichen und muslimischen Machthabern, während nach Meinung des Rezensenten die religiöse Sicht und Bewertung dem eher entgegenstand, da dies als ein »falscher« Frieden gelten konnte. Brandts Buch führt jedenfalls in grundlegende Fragen des Verhältnisses von Religion und Gewalt.

*Ernst-Dieter Hehl*

VOLKER LEPPIN (HRSG.): Thomas Handbuch (Handbücher Theologie). Tübingen: Mohr Siebeck 2016. XIV, 523 S. ISBN 978-3-16-150084-8. Geb. € 119,00.

Das Handbuch bietet eine breit angelegte Einführung in Leben, Werk und Wirkung von Thomas von Aquin, »der Zentralgestalt der mittelalterlichen Theologie« (S. V). 29 Autorinnen und Autoren, zum Teil bekannte Thomasforscher, liefern 54 voneinander unabhängige Beiträge. Der Aufbau, der sich an den Brauch der Reihe »Handbücher Theologie« hält, aber den Besonderheiten des Thomas vielleicht nicht ganz gerecht wird, besteht aus vier Sektionen. Die Beiträge sind aus den Bereichen Geschichte, Philosophie und – evangelische wie katholische – Theologie verfasst und repräsentieren die internationale Forschung.

Das Buch setzt mit einer von H. Anzulewicz verfassten gründlichen Darstellung der handschriftlichen Überlieferung und Werkausgaben ein. Außerdem werden die verschiedenen Hilfsmittel, einschließlich der Internetressourcen, angegeben. Zur weiteren Orientierung dient an dieser Stelle ein aufschlussreicher Bericht von D. Berger über die Thomas-Forschung am Beginn des 21. Jahrhunderts.

Um die Person des Thomas kennenzulernen, gibt es Abhandlungen über sein Leben (W. Stürmer), über seine Aufenthaltsstädte Paris, Köln und Neapel (V. Leppin), über den Dominikanerorden (V. Leppin), über die Universität und die scholastische Theologie im allgemeinen (V. Leppin). Eine ausführliche Darstellung über Kirche und Gesellschaft im 13. Jahrhundert (W. Stürmer) erscheint mir unangemessen lang – länger etwa als der Beitrag über die theologische Ethik – und wenig relevant, was Thomas angeht – er wird nicht einmal erwähnt.

Es werden dann Traditionen behandelt, die Einfluss auf Thomas gehabt haben, und zwar Augustinus (V. H. Drecoll), Dionysius Areopagita und Boethius (R. Rieger), der lateinische Aristotelismus (F.-X. Putallaz), Petrus Lombardus (Ph. W. Rosemann), Alexander von Hales und die *Summa fratris Alexandri* (H. Ph. Weber), Avicenna und Averroes (C. Baffioni). Abschließend werden das Verhältnis von Papsttum und weltlichen Mächten im 13. Jahrhundert (J. Miethke) sowie die dominikanische Spiritualität (E. H. Füllenbach) erörtert.

Unter dem Stichwort »Beziehungen« wird das Verhältnis des Thomas zu seinem Lehrer Albertus Magnus (M. Dreyer), seinem Kollegen Bonaventura (M. Schlosser) und dem Aristoteles-Übersetzer Wilhelm von Moerbeke (P. de Leemans) untersucht. Hinzu kommt seine Stellung im Streit zwischen Bettelorden und Weltklerikern (V. Leppin) sowie die Haltung des Thomas gegenüber den »Heiden«, vor allem bezüglich der *Summa contra gentiles* (R. Imbach).

Die Behandlung des Werkes von Thomas selbst wird in zwei Sektionen unterteilt. Zuerst werden die Schriften im einzelnen beschrieben, wobei inhaltliche Themen exemplarisch erläutert werden. Die *Quaestiones disputatae* (D. Berger), der Sentenzenkommentar (M. Basse), die Kommentare zu Boethius (R. Schönberger) und Dionysius Areopagita (R. Rieger) und vor allem die Bibelkommentare (Th. Prügl) werden hier angeführt. Die Kommentare zu Aristoteles mit kontroversen Fragen (R. Schönberger), zum *Liber de causis* (S. Folger-Fonfara), den Schriften gegen die pagane Philosophie und die Aristoteliker, allen voran die *Summa contra gentiles*, aber auch *De unitate intellectus* und *De aeternitate mundi* (R. Imbach). Daneben erfahren auch kleinere einflussreiche Werke wie *De ente et essentia* (S. Folger-Fonfara), *De rationibus fidei* (M. Basse) und *De regno ad Regem Cypri* (J. Miethke) ausführliche Einzeldarstellungen. Die *Summa Theologiae* wird im Rahmen der Werkanalyse nur in ihrem Aufbau analysiert und hinsichtlich eines problematischen Planes diskutiert (U. Köpf). Die Schriften zum Ordensleben, die Predigten und Predigtreihen sowie Gelegenheitsschriften werden abschließend von M. Schlosser vorgestellt.

Im zweiten Teil der Darstellung des Werkes werden einige allgemeine Themen – den klassischen dogmatischen Traktaten entsprechend – ausgewählt. Hier gibt es Abhandlungen über Theologie als Wissenschaft, Gotteslehre, Trinitätslehre, Gottesbeweise, Schöpfungslehre, Anthropologie, Gnade und Rechtfertigung, Theologische Ethik, Christologie, Sakramentenlehre und Eschatologie, wobei die Bedeutung der leiblichen Auferstehung und damit eines der zentralen Themen der Anthropologie in den Mittelpunkt gerückt wird. Sie werden freilich nicht gründlich dargestellt, wählen dennoch paradigmatische Fragen aus und versuchen, die Gedankengänge nachvollziehbar zu machen.

Die Gotteslehre – wohlgerneht nicht der Glaube oder die Offenbarung – ist für Thomas »der zentrale Gegensand und das Organisationsprinzip aller Inhalte der Theologie« (S. 291). Trotz der kenntnisreichen, eingehenden und akribischen Ausführungen über die Gotteslehre (N. Slenczka) leiden diese unter einem wesenhaften Mangel aufgrund des Verständnisses dessen, was Thomas mit *esse* meint. Dieser zeigt sich deutlich, wenn gesagt wird, dass *esse* von Thomas aufgefasst wird als »*actualitas omnium actuum* bzw. als *perfectio perfectionum*«. Anstatt »bzw.« steht bei Thomas »und deshalb (*et propter hoc*)«, ein entscheidender Unterschied. Es handelt sich also nicht um eine Gleichsetzung, sondern um eine Ableitung. Thomas synthetisiert dabei den Platonismus mit dem Aristotelismus. Dabei wird der Aristotelismus mit dem quasi-abstrakten Ausdruck *actualitas omnium actuum* gleichsam unter Anwendung der platonischen Sicht übertroffen. Der quasi-abstrakte Begriff *actualitas* (auch im Griechischen) ist bei Aristoteles unbekannt. Diese Veränderung bedeutet, dass das Spezifische der Theologie und Philosophie des Thomas – beispielhaft die Lehre von der Unveränderlichkeit Gottes und seiner Erkenntnis der Geschöpfe – verkannt wird, was für ein umfassendes Handbuch, das den Stand der Forschung darstellen will, bedauerlich ist.

Obwohl sie ebenfalls in der Abhandlung über Gott behandelt werden, wird eine eigene Abhandlung den Gottesbeweisen des Thomas gewidmet (R. Rieger). Der Autor bezeichnet zu Recht »das erste Ziel der Gotteserkenntnis« folgendermaßen: »Der Versuch, die Existenz Gottes zu beweisen, stellt also das notwendige Fundament der gesamten Theologie dar. Wenn diese Frage nicht beantwortet werden könnte, hinge das ganze Unternehmen der Theologie in der Luft« (S. 325). Umso befremdlich ist es, wenn die thomistischen Gottesbeweise charakterisiert werden mit Ausdrücken wie »wertlos« (S. 330), »problematisch« (S. 334) und »Schlussfehler« (S. 336). Wird ein Theologe mit einem großen Handbuch dargestellt, der nicht in der Lage ist, zu zeigen, dass Gott existiert? Ich möchte diese Behandlung der Gottesbeweise unmissverständlich kritisieren, zumal die Frage wesentlich ist.



Obwohl er ausführlich und sorgfältig logische Aspekte der Frage erklärt, wendet der Vf. meines Erachtens eine allzu naive Logik auf die konkreten Gottesbeweise an. Er besteht darauf, dass Thomas sie rein empirisch zu entwickeln beansprucht, aber, wenn das Denken die Erfahrung analysiert, kann man das nicht deduktiv nennen. Der Autor setzt voraus, dass Thomas ein deduktives Verfahren ausschließt und dennoch im ersten Beweis deduktive Faktoren einführt, was den Beweis ungültig, also »wertlos« macht. Das Ergebnis, dem Verfasser zufolge, ist, dass der Erfahrungsansatz, nämlich die Wahrnehmung von Bewegung bzw. Veränderung verzichtbar ist, was eigentlich ein erstaunliches Versehen bei Thomas impliziert, zumal er gerade aus diesem Grund den Beweisgang wählt. Die Argumentation wird nicht von einem Axiom oder einer Definition abgeleitet, wie Vf. behauptet. Es stimmt nicht: »Auf die empirische Beobachtung könnte verzichtet werden« (S. 330), als bestünde der Beweis auch ohne die Wahrnehmung von Bewegung. Er ist vielmehr das Ergebnis einer unmittelbaren Analyse der Bewegung. Es ist übrigens nicht zutreffend, den Beweis als den kosmologischen Beweis zu bezeichnen (S. 292), denn er hängt von einer Wahrnehmung von Wirklichkeit ab, einer denkenden Wahrnehmung, nicht von einer Schlussfolgerung. Es geht darum, dass es einem durch wachsende Aufmerksamkeit bewusst wird, wie die Wirklichkeit innerlich strukturiert ist. Der Beweisgang besteht vor allem in Aufmerksamkeit, also Denken, was durch das Phänomen der Bewegung erleichtert wird. Im Fall von Bewegung wird es nämlich deutlich, dass Wirklichkeit zusammen mit Möglichkeit vorkommt. Dies macht es möglich zu sehen, dass es eine Wirklichkeit ohne Möglichkeit geben muss, d. h. eine Wirklichkeit, die sich nicht verändern kann. Das ist zwar der *actus purus*, freilich aber noch nicht *ipsum esse*. Der Gott des ersten Beweises ist für Thomas nicht der Schöpfer, d. h. die Ursache des Seins. In dem Beweis wird Bewegung beschrieben, und zwar als die Überführung eines Möglichen in ein Wirkliches. Das ist aber nicht die Definition von Bewegung. Diese lautet traditionellerweise »die Wirklichkeit eines in Möglichkeit Befindlichen als solchen«. Es geht demnach nicht um zwei Wahrnehmungen, sondern vielmehr um eine einzige Doppelwahrnehmung. Und auch wenn es sich um ein Axiom oder eine Definition handelte, wäre das kein Argument gegen die Gültigkeit des Beweises, denn auch bei einem induktiven Beweis ist das Denken nicht ausgeschlossen. Es kann nicht verlangt werden, dass man Gott selbst in der Erfahrung finden soll. Die Behauptung, dass alles, was bewegt wird, von einem anderen bewegt wird, kann man nicht, wie der Autor es tut, als Axiom bezeichnen, denn sie wird in dem Beweisgang begründet. Des Weiteren ist es kein Axiom, dass es keinen unendlichen Regress gibt, denn auch dies erfährt in dem Beweis eine Begründung.

Es ist ein zusätzliches Missverständnis, dass die Beweise »auch Auskunft über das Wesen Gottes« (S. 337) geben. Thomas sagt ja ausdrücklich, dass es sich nur um das Sein eines wahren Satzes handelt. Die Beweise verweisen lediglich auf Ursächlichkeit in der Welt und, da diese die Welt transzendiert, kann man sagen, dass es Gott im landläufigen Sinne, d. h. etwas jenseits der Welt, gibt. Wenn man will, kann man sagen, dass es um die Ursächlichkeit Gottes, aber nicht um sein Wesen geht. Man kann also nicht behaupten: »Strenggenommen ist der Existenzbeweis zugleich eine Definition des Begriffes [Gott]« (S. 294). Im Übrigen ist es auch unangemessen – erst recht in Bezug auf Thomas von Aquin –, zu schreiben, es handele sich um eine »Interpretation philosophischer Beweise mit einem theologischen Begriff« (S. 337).

Eine häufig begegnende Missinterpretation findet sich in diesen Ausführungen, nämlich die Überzeugung, dass der Inhalt der Theologie mit der Offenbarung gleich sei: »Die Theologie betrachtet nur etwas, insofern es göttlich geoffenbart ist (*secundum quod sunt divinitus revelata*)« (S. 324). Thomas schreibt das aber in Wahrheit nicht über Theologie, sondern über die Heilige Schrift, wie es im angeführten Text tatsächlich heißt und hier

ausgelassen wird. Der Gegenstand der Theologie ist umfassender, da er aus den *revelabilia*, und nicht nur aus den *revelata* besteht. Mit anderen Worten: Philosophie gehört zur Theologie.

In einem weiteren Abschnitt unter der nicht gut verständlichen Überschrift »Strukturen« werden Fragen nach Theologie und Philosophie (V. Leppin), Theologie und Heil (N. Slenczka) wie auch Theologie als didaktische Aufgabe (U. Köpf) erörtert.

Der letzte Teil des Bandes ist der Wirkung des Aquinaten gewidmet. Darunter werden seine Seligsprechung (E. H. Füllenbach), das erste Jahrhundert nach seinem Tod (P. Walter), die reformatorische Auseinandersetzung (M. Wriedt), die Ausbildung einer Schule und der Neothomismus (P. Walter) verstanden.

Unvermeidlicherweise fehlen wichtige Themen der thomistischen Theologie, was bei einem Buch, das viel mehr als nur die Lehre des Thomas behandelt, nicht verwunderlich ist. Bedauerlich ist festzustellen, dass für die Lehre des Thomas im Gesamtverhältnis des Bandes relativ wenig Raum bleibt, zumal das Buch die vom Verlag festgelegte Aufteilung der Handbuch-Serie zugrunde legt, die für Thomas nicht angemessen ist, selbst wenn die Ausführungen für sich interessant sind. Ein ausführliches Quellen- und Literaturverzeichnis und Registerwerk am Schluss machen den Band gut benutzbar. Dass die Anmerkungen im Text in Klammern angegeben werden – häufig mehrere Zeile lang –, wirkt auf mich störend.

William J. Hoye

ULRICH HORST: Thomas von Aquin. Predigerbruder und Professor. Paderborn: Ferdinand Schöningh 2017. 338 S. ISBN 978-3-506-78679-1. Kart. € 69,00.

»Tut man einen Schritt in das strenge Gefüge der Theologischen Summe des heiligen Thomas von Aquin, so möchte man sich hin und wieder fragen: Sind diese Sätze wirklich von einem lebendigen Menschen geprägt worden, oder hat sich in ihnen nicht vielmehr der objektive Sachverhalt selber zu Wort gebracht, nicht berührt – weder getrübt noch erwärmt – durch den Atem eines hier und jetzt lebendig wirklichen Denkers?« – Mit diesen Worten hat Josef Pieper treffend den Lektüreeindruck der Schriften des Thomas von Aquin beschrieben. Die vermeintliche »Objektivität« der thomanischen Diktion mag einer der Gründe dafür gewesen sein, dass man – insbesondere in der Neuscholastik – die Schriften des Thomas mitunter ähnlich zitiert hat wie im Kommunismus jene von Karl Marx: als Autoritäten, jedoch ohne Sinn für die historischen und biographischen Bedingungen ihrer Entstehung. Inzwischen haben sich die Zeiten geändert: Nicht nur hat Thomas seine herausragende Stellung als Lehrautorität der katholischen Theologie verloren; die historische Forschung des 20. Jahrhunderts hat überdies eine umfassende Verankerung seines Denkens und seiner Schriften im Kontext seiner Zeit wie seiner Biographie erbracht. Von den großen Darstellungen zur Biographie des Thomas sind insbesondere die Standardwerke von M. Grabmann, M.-D. Chenu, J. Weisheipl und J.-P. Torrell zu nennen, flankiert von den Ergebnissen der editorischen Arbeit an der historisch-kritischen *Editio Leonina*.

Der Band von Ulrich Horst fügt sich nahtlos in diese Reihe ein. Zwar erscheint er zunächst von einem weniger umfassenderen Anspruch bestimmt: Handelt es sich doch formal um einen Sammelband mit 15 Beiträgen, die im Zeitraum von 36 Jahren entstanden sind und in ihrer Kompilation als Summe eines Forscherlebens gelten können. Doch beanspruchen sie mit Recht für sich eine »innere Einheit«, insofern sie vom »Predigerorden« handeln und von »seinem Ort in der Kirche, wie ihn Thomas von Aquin mit Argu-

menten begründete« (S. 7), – zuvor und zunächst jedoch von Thomas selbst als »Predigerbruder und Professor« (wie es im Titel heißt).

Das Besondere der Darstellungen Horsts liegt dabei darin, die Persönlichkeit des Thomas sozusagen »von innen« her zu erschließen: durch eine ausführliche Analyse und Interpretation jener Schriften, in denen Thomas mit mitunter starker persönlicher Beteiligung vom Predigerorden und von seiner eigenen Berufung spricht und die ihre Entstehung dem Mendikantenstreit verdanken, wie er im 13. Jahrhundert v. a. an der Theologischen Fakultät in Paris ausgefochten wurden (v. a. *Contra impugnantes Dei cultum, Contra doctrinam retrahentium a religione, De perfectione vitae spiritualis*). Als erstes und treibendes Motiv für das Leben und Wirken des Thomas tritt damit seine Faszination für eine möglichst buchstäbliche Nachfolge des *Christus pauper praedicans*, die unmittelbare Orientierung am Vorbild Jesu und der Apostel, hervor, wie sie im Neuen Testament beschrieben ist und durch den hl. Dominikus in die institutionelle Form des Predigerordens gebracht worden war. Hier werden die eigentlichen Ursprünge des thomanischen Werks berührt! Von hier aus werden seine Person und seine Schriften zugänglich – womit zugleich Modifikationen am Bild vom »christlichen Aristoteliker« verbunden sind, der Thomas zwar auch, aber nicht in erster Linie war!

Gemäß dem Prinzip, alles aus seinen Ursprüngen zu verstehen, ordnen sich die Beiträge zunächst (I) um biographische Gesichtspunkte – (1) die Motive seines Ordenseintritts (S. 9–24), (2) Christus als Leitbild der dominikanischen Lebensform (S. 25–40) und (3) sein Selbstverständnis als Mitglied des Predigerordens (S. 41–60), dem er damit zugleich eine theologische Legitimation von bleibender Gültigkeit gegeben hat –, und führen von da aus (II) zu zeitgeschichtlichen und ekklesiologischen Fragen: (4) der Verteidigung des Ideals der Bettelorden an der Pariser Universität (S. 61–80) und (5) der Bestimmung ihres Ortes im Gesamt der kirchlichen Hierarchie (S. 81–92), verbunden mit den Fragen nach (6) Amt und Ämterkauf (S. 93–112, ein bisher unveröffentlichter Text! mit ungeahnten Implikationen im Hinblick auf das heutige Verhältnis von Kirche und Staat) und (8) der Beurteilung der Motive für ein Erstreben des Bischofsamtes (S. 127–140). Die theologische Einordnung des Mendikantentums geschah ja im Wesentlichen in Orientierung am Amt des Bischofs und der ihm obliegenden *cura animarum*. – (III) Der grundlegenden Rolle der Heiligen Schrift und ihres Studiums für das Selbstverständnis des Thomas wie der Predigerbrüder sind zwei Beiträge (9) zur Exegese des Berichts von der Geburt Christi (S. 141–160) und (10) zu Wundern und Bekehrung im Johannes-Evangelium (S. 161–184) gewidmet. Als Vergewisserung an den Ursprüngen müssen ja gerade die lange unterschätzten Schriftkommentare des Thomas als die wesentliche Grundlage für Ausformulierung einer Theologie nach wissenschaftlichem Vorbild gelten und ziehen sich wie ein »roter Faden« durch sein Gesamtwerk. – Wenn von hier aus auf der Grundlage der Interpretation von Mt 16,18f. und (noch wichtiger!) Lk 22,32 die besondere Bedeutung des Papsttums (11) in der Kirche (S. 185–200), (13) die päpstliche Unfehlbarkeit (S. 231–272) sowie (14) die biblische Begründung des päpstlichen Primats (S. 273–292) in den Blick kommen, so nicht nur deshalb, weil das Papsttum den entscheidenden Garanten für die Stellung der Bettelorden als Personalverband bildete, der in seiner Tätigkeit des Predigens und der Seelsorge unabhängig von örtlichen kirchlichen Autoritäten und Strukturen war, sondern auch weil verschiedene Werke des Thomas – am bekanntesten ist hier das Fronleichnamsoffizium mit seinen Hymnen und die *Catena aurea*, ein Evangelienkommentar mit Hilfe von Kirchenväterzitativen – durch verschiedene päpstliche Aufträge v. a. Urbans IV. ihr Entstehen verdanken. – Dementsprechend weitete sich der Blick schließlich auf (IV) Aufgaben, die sich aus dem neuen Typ des Univer-

sitätslehrers ergaben, den Thomas verkörperte: (7) seine Tätigkeit als Gutachter, in der er vor allem seit seiner Zeit in Orvieto (1261–1265) angefragt war und die zur Entstehung einer Reihe von Auftragsarbeiten in Form seiner *Opuscula* führte (S. 113–126), oder (12) die Stellungnahme zur Diskussion um die Zwangstaufe jüdischer Kinder in den Disputationen an der Pariser Fakultät (S. 201–230). – (16) Ein summarischer Beitrag zu Leben und Werk, der viele der Einzelergebnisse noch einmal fokussierend zusammenfasst, rundet den Band ab (S. 293–308).

Immer wieder erscheint Thomas in den Darstellungen U. Horsts, die seinem Bezug zur universitären Diskussion, zum Alltag als Prediger und Lehrer und zur kirchlichen Praxis sowie schließlich auch seiner Wirkung auf die theologischen Diskussionen der folgenden Jahrhunderte nachgehen, nicht nur als herausragender Theologe, sondern auch in seiner geistlichen Gestalt als Mensch, Glaubender – und Heiliger. Mit der *cura animarum*, die den Predigerbruder Thomas beseelt, tritt überdies die gewissermaßen »pastoraltheologische« Sinnspitze seines Werkes hervor, wie sie ja etwa auch sein Hauptwerk, die *Summa theologiae*, geschrieben für Anfänger und gedacht für die in der Seelsorge tätigen *fratres communes* seines Ordens, bestimmt. Eine besondere Rolle für die Profilierung der spezifischen »Innerlichkeit« des Thomas spielt das mehrfach wiederkehrende Motiv des *instinctus interior* – sowohl in den Stellungnahmen zu Berufung und Mendikantentum wie in den Auslegungen der biblischen Perikopen –, wodurch zugleich die Lehre vom Heiligen Geist und seinen Gaben als zentrales Element der spirituellen Theologie des Thomas zu Tage kommt (vgl. hierzu weiterführend U. Horst, *Die Gaben des Heiligen Geistes nach Thomas von Aquin*, Berlin 2001).

Mit ihrem klaren und luziden Stil spiegeln alle Texte des Bandes nicht nur die Anwendung der Prinzipien thomanischer Darstellungsweise wider, vor allem wird in ihnen die besondere Liebe des Verfassers zu seinem Autor spürbar. Sie machen das Buch zu einem Werk, für das der Leser ihm nur dankbar sein kann.

Hanns-Gregor Nissing

MARKO J. FUCHS: *Gerechtigkeit als allgemeine Tugend. Die Rezeption der Aristotelischen Gerechtigkeitstheorie im Mittelalter und das Problem des ethischen Universalismus* (Veröffentlichungen des Grabmann-Institutes zur Erforschung der mittelalterlichen Theologie und Philosophie, Bd. 61). Berlin – Boston: De Gruyter 2017. 241 S. ISBN 978-3-11-048085-6. Geb. € 69,95.

Kann die Ethik des Aristoteles, die ihren Fokus auf das Gelingen menschlichen Tätigseins nach lebensweltlichen und kulturellen Vorgaben richtet, wie sie in Charakter und Vorbild ihre besondere Gestalt haben, mit einem normativen und streng allgemeinen Anspruch verknüpft werden? Bedarf nicht sogar die Tugend der Gerechtigkeit eines derartigen Anspruchs, insofern diese die am Gemeinwohl und damit in allgemeiner Hinsicht orientierte Praxis betrifft? Ist also für eine Ethik der Gerechtigkeit eine normative oder universalistische Ausweitung und Ausrichtung sogar geboten (Abs. 3)?

Die Untersuchung widmet sich dieser Problemstellung im Blick auf mittelalterliche Auffassungen zur Gerechtigkeit (Abs. 4). Sie tut dies zum einen deswegen, weil ihr die betreffende moderne Diskussion (Abs. 1) »aporetisch« (S. 14) erscheint. Zum anderen kann vor dem Hintergrund der Aristoteles-Rezeption im 13. Jahrhundert »eine genuin philosophische Ethik rekonstruiert werden«, die die genannte Aporie ebenso vermeidet, wie sie zugleich »ohne offenbarungstheologische Momente auszukommen vermag« (S. 15) (Abs. 2).

Ins Zentrum rückt dabei die Auffassung des Thomas von Aquin (Abs. 4.4). In Hinsicht auf deren Vorbereitung nimmt die Untersuchung über die aristotelische Auffassung hinaus betreffende Elemente aus der stoischen Philosophie, des augustinischen Denkens, Philipps des Kanzlers und Alberts des Großen in Betracht (Abs. 4.1–4.3). Unter wirkungsgeschichtlichem Aspekt von Thomas aus gesehen kommen die Auffassungen des Jakob von Viterbo und des Gottfried von Fontaines zur Sprache. Dabei wird das Verständnis der Freundschaft miteinbezogen (Abs. 4.5).

Die Untersuchung folgt der allgemeinen Einschätzung, dass bei Thomas die Ethik im Verständnis der *lex naturalis* als des Inbegriffs der Prinzipien praktischer Vernunft in Gestalt einer genuin philosophisch-praktischen Wissenschaft in einer offenbarungstheologischen Gesamtschau und Synthese begründet wird.

Wie ist diese »ganz allgemeine und abstrakte Normativität des Naturgesetzes« (S. 152) zu konkretisieren? In dieser Frage rückt die Gerechtigkeit (*iustitia*) in den Blick. In dieser geht es um das soziale Verhältnis von zwei Personen untereinander und »in einer Gemeinschaft stehend« (Sth II-II q. 58 a. 5), insofern dieses durch das Recht (*ius*) vermittelt ist. Der leitende Gesichtspunkt ist der des Ausgleichs etwa in der Entrichtung eines Lohnes für eine geleistete Arbeit oder eines Preises für ein Grundstück. Im Ergebnis stellt die Gerechtigkeit diejenige Einstellung dar, »kraft der jemand mit beständigem und dauerhaftem Willem jedem sein Recht zukommen lässt« (Sth ebd. a. 1). Die Basis dafür bietet das Naturrecht (*ius naturale*). Im Verständnis der Untersuchung begründet sich dieses Recht »in den Dingen selbst, das heißt in der konkreten Situation« (S. 158f.). Der naturrechtliche »Anspruch« verweist auf die »Situation und des in dieser Geforderten« (S. 159) und »übersteigt« das Naturgesetz hin auf eine »subjektunabhängige Dimension von Ethikbegründung« (S. 218). Historisch gesehen folgt Thomas dabei der Untersuchung zufolge einer betreffenden Auffassung Alberts.

In der Freundschaft (*amicitiae*) im vorrangigen Sinne des *amor amicitiae* steht das soziale Verhältnis in einer allgemeinen Hinsicht in Betracht, insoweit es die Beziehung zweier Personen untereinander betrifft, die nicht über das Recht vermittelt ist und die um ihrer selbst willen gesucht wird. Die Untersuchung deutet Thomas' Auffassung dahingehend, dass das fremde Wohl »aus der Selbstliebe« (S. 179) gesucht wird. Insofern erscheint es fraglich, ob es sich hier um »Freundschaft im eigentlichen Sinne« handelt, in der das Gut des Freundes »um des Freundes selbst willen verfolgt wird« (ebd.). Bei Jakob und Gottfried kommt es insoweit nicht zu entscheidenden Änderungen. Die infrage stehende universalistische Ausweitung und Ausrichtung der Ethik gelingt aus Sicht der Untersuchung im mittelalterlichen Denken also in der Lehre vom Naturgesetz (*lex naturalis*) und Naturrecht (*ius naturale*).

Zwei kritische Bemerkungen legen sich nahe: Die thomatische Auffassung zum Naturrecht kann durchaus dahingehend gedeutet werden, dass es sich nicht über die menschliche Vernunft als Grund von Normativität überhaupt hinausgehend begründet, die Wahrung grundlegender menschlicher Güter zur Aufgabe hat und deswegen als allgemeines Menschenrecht erscheint (Dazu: G. KRIEGER, »Est autem iustitia circa ea quae ad alterum sunt«. Thomas von Aquin über Gerechtigkeit, in: Bestimmung des Menschen und die Bedeutung des Staates. Beiträge zum Staatsverständnis des Thomas von Aquin, hrsg. v. R. SCHÖNBERGER, Baden-Baden 2017, 75–90). Und das Verständnis der Freundschaft bei Thomas kann durchaus im angesprochenen eigentlichen Sinne aufgefasst werden (dazu: A. ANSARI, Ganzer Mensch und moralische Person. Der Freundschaftsbegriff bei Thomas von Aquin und Johannes Buridan, Würzburg 2016).

Gerhard Krieger †

HELMUT FELD: *Jeanne d'Arc. Geschichtliche und virtuelle Existenz des Mädchens von Orléans (Christentum und Dissidenz, Bd. 5)*. Berlin: LIT-Verlag 2016. XII, 339 S. ISBN 978-3-643-13462-2. Geb. € 49,90.

Wie der Verf. selbst im Vorwort erklärt, haben ihn zwei Motive veranlasst, den vielen Werken über Jeanne d'Arc ein weiteres hinzuzufügen. Es gehe ihm zum einen um die »Frage nach der Wirksamkeit des Göttlichen in der Geschichte« (S. XI). Zum anderen seien »in den neueren Werken mehrere historische Probleme nicht oder nur unzureichend gelöst« (S. XI), und es gebe »in der Interpretation der Quellen, namentlich der Prozeßakten, erhebliche Mängel«.

Das erste Motiv betrifft freilich Fragen, die nicht Gegenstand der Geschichtswissenschaft sind, und so wird auf das göttliche Wirken nur einige Male angespielt, wenn z.B. Jeanne andeutet, sie besäße »höheres Wissen« oder »Zugang zu der himmlischen Welt« (S. 56, 66). Was die »historischen Probleme« und die »Interpretation der Quellen« betrifft, vermag der Verf. interessante Details beizutragen. An einigen Stellen legt er z.B. Wert auf zeitgenössische theologische Auffassungen (S. 31f., 67), was verdientvoll ist, da diese Sachkenntnis in so mancher Veröffentlichung über Jeanne fehlt. Insgesamt liegt ein gut lesbares und kenntnisreiches Werk vor, das auf einer breiten Quellen- und Literaturgrundlage gründet. Es fehlt eigenartigerweise ausgerechnet das enzyklopädische Werk von Philippe CONTAMINE, Olivier BOUZY und Xavier HÉLARY (»Jeanne d'Arc: Histoire et dictionnaire«, Paris 2012).

Als Erstes wird anhand einiger Autoren, die sich schon vor längerer Zeit über Jeanne geäußert haben, erläutert, was Menschen an dieser Person fasziniert. Das nächste Kapitel beschäftigt sich mit »Wert und Zuverlässigkeit der Quellen«. Berechtigterweise geht es dabei vor allem um die Akten des Ketzereiprozesses von 1431 und jenes Verfahrens von 1455/56, das zur Aufhebung von dessen Urteil führte. Dann folgt der Verf. der Geschichte Jeannes von der Jugend bis zum Tod auf dem Scheiterhaufen. Es folgen noch Kapitel über die Geschichte Frankreichs in den Jahren nach ihrem Tod, über den Prozess von 1455/56 sowie zu Jeannes Nachleben.

Der Verf. schildert das Geschehen stets dicht an den Quellen, oft mit Zitaten, manchmal in expliziter Auseinandersetzung mit Deutungen anderer Forscher. Auf diese Weise entsteht ein plastisches Bild von den beschriebenen Vorgängen. Problematisch ist allerdings, dass insbesondere der Inhalt von Aussagen, die im Verlauf der Prozesse gemacht wurden, mitunter nicht konsequent hinterfragt wird. Tatsächlich aber äußerte sich Jeanne oft ausweichend, wenn ihre Richter heikle Themen ansprachen. Das spricht auch der Verf. einige Male an. In anderen Fällen sagte sie sicher durchaus die Wahrheit. Aber wo sie eher zur Vorsicht und wo eher zur Wahrheit neigte, ist im Einzelfall schwer festzustellen. Schwieriger noch zu interpretieren sind die Aussagen im Prozess von 1455/56, denn die Ereignisse lagen mehr als 25 Jahre zurück, die Erinnerungen waren womöglich verblasst und, schlimmer noch, durch spätere Vorgänge beeinflusst: durch den überwältigenden Erfolg, den Jeanne eine Zeitlang hatte, durch ihren Ruhm und durch den Umstand, dass hinter diesen Zeugenverhören deutlich erkennbar das Bestreben stand, die Verurteilung wegen Ketzerei aufzuheben, die das Ansehen des französischen Königs und seiner Politik beeinträchtigte. Aus allen diesen Gründen kann man z.B. die Aussagen des Herzogs von Alençon, eines Waffengefährten Jeannes, über deren militärische Fähigkeiten nicht einfach als Schilderung von Fakten auffassen (S. 87–90). Letztlich steht hinter diesen Schwierigkeiten, die jede Biographie Jeannes mit den Quellen haben muss, ein größeres Problem: Jeannes Person lässt sich nur erfassen, wenn man die widersprüchlichen Aussagen darüber als Zeugnisse ihrer Wirkung akzeptiert – und das heißt: gerade nicht ein eindeutiges Urteil anstrebt.

*Malte Prietzel*



PATRICK STURM: *Leben mit dem Tod in den Reichsstädten Esslingen, Nördlingen und Schwäbisch Hall. Epidemien und deren Auswirkungen vom frühen 15. bis zum frühen 17. Jahrhundert* (Esslinger Studien – Schriftenreihe, Bd. 23). Ostfildern: Jan Thorbecke Verlag 2014. 520 S. m. farb. Abb. ISBN 978-3-7995-0538-3. Geb. € 29,90.

Als Patrick Sturm im Jahre 2014 seine Dissertation zu Epidemien und Seuchen in den Reichsstädten Esslingen, Nördlingen und Schwäbisch Hall vom frühen 15. bis zum frühen 17. Jahrhundert vorlegte, bekam die Thematik durch den in diesem Jahr erfolgten epidemischen Ausbruch des Ebola-Virus in einigen westafrikanischen Ländern eine plötzliche Aktualität für die Gegenwart. Medizin, Staat und Gesellschaft standen dabei im frühen 21. Jahrhundert ganz ähnlichen Problemen gegenüber, wie die mitteleuropäischen Städte des späten Mittelalters und der Frühen Neuzeit. Damals wie heute entfalteten hochansteckende und sich rasant ausbreitende Krankheiten in Ermangelung wirksamer Gegenmittel und Impfstoffe eine hohe Letalität, denen letztlich nur in Kombination politischer, medizinischer und gesellschaftlich-sozialer Handlungsweisen beizukommen war.

Im Mittelpunkt der vorliegenden interdisziplinären Studie steht hingegen primär eine Krankheit, die heute in Europa verschwunden ist, nämlich die Pest. Allerdings stellt Sturm gleich einleitend klar, dass die historische Pest – gleichsam als Inbegriff einer epidemischen Erkrankung – nicht unbedingt identisch sein muss mit dem in der Moderne ausgemachten Erreger *Yersinia pestis*. Da »die« Pest von zeitgenössischen Seuchenkonzepten bestimmt und intellektuell konstruiert wurde, nimmt er von jedweder retrospektiven Diagnostik Abstand und orientiert sich stattdessen an den Theorien und Definitionen der Zeit. Der Autor geht damit mit der modernen Medizingeschichtsschreibung konform, die die soziale Konstruiertheit von Krankheiten betont und herausgearbeitet hat, wie sehr Konzeptionen von Krankheit und Gesundheit vielschichtigen Aushandlungsprozessen und historischen Dispositiven unterliegen.

Als Referenzbeispiele hat der Autor die schwäbisch-fränkischen Reichsstädte Esslingen, Schwäbisch Hall und Nördlingen gewählt, was vor allem der günstigen Überlieferungssituation dieser Städte hinsichtlich der Thematik und der Zeitstellung geschuldet ist. Die Arbeit, die somit die langen Entwicklungslinien vom Spätmittelalter zur Frühen Neuzeit sichtbar machen will, stützt sich auf ein breites Quellenspektrum, mit einem Schwerpunkt auf seriellen Zeugnissen, wie etwa Ratsprotokollen, Rechnungen und Misivenbüchern, aber auch auf Aktenmaterial, Urkunden und chronikalische Aufzeichnungen. Im Allgemeinen und speziell für die frühe Zeit besteht ein gewisses Quellenproblem. So ist etwa, wie auch in anderen Städten und Regionen, vor allem die große Pandemie von der Mitte des 14. Jahrhunderts nur schwer bzw. indirekt fassbar. In Ermangelung statistischer Erhebungen und zum Teil widersprüchlicher Einzelnachweise bleibt das Seuchengeschehen auch noch für weite Teile des 15. Jahrhunderts wenig konkret. Erst gegen Ende des Jahrhunderts und in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts gewinnen die Sterbensläufe in den untersuchten Städten schärfere Konturen, wohingegen für die Zeit zwischen 1560 und dem Vorabend des Dreißigjährigen Krieges eine regelrechte Verdichtung zu konstatieren ist, was nicht zuletzt auch mit der geschlosseneren Überlieferung korrelieren dürfte. Die Pest trat dabei in zyklischen aber unregelmäßigen Abständen auf, die häufig in einem engen Wechselspiel mit der Witterung, Hungerkatastrophen, Teuerungen und kriegerischen Auseinandersetzungen standen. Diese bereits damals erkannten Einflussgrößen unterschieden über Dauer und Intensität der jeweiligen Seuche.

Patrick Sturm hat seine Marburger Graduierungsschrift in zehn Kapitel eingeteilt, die nach dem Ursache-Wirkung-Schema aufgebaut sind, im ersten Teil zunächst die Einflussfaktoren der Epidemien auf die reichsstädtischen Kommunen beleuchtet, um

im zweiten Teil nach den unmittelbaren Auswirkungen auf den Alltag zu fragen. Dabei interessieren ihn vor allem die Maßnahmen der Städte zu Prävention und Bekämpfung der Pestilenz, die speziell über schriftlich festgehaltene Seuchenordnungen fassbar sind. Damit einhergehend ergibt sich die Frage nach deren Entwicklung und den Wechselwirkungen mit den zeitgenössischen Vorstellungen von Krankheit, wie auch nach der Umsetzung der darin empfohlenen Maßnahmen. Folgerichtig wird der Blick anschließend auf die Effekte in den verschiedenen urbanen Lebensbereichen, wie in Verwaltung und Politik, Medizinalwesen, Gesellschaft, Wirtschaft und Kirche gerichtet. Sturm untersucht also die gesamtgesellschaftlichen Folgen von Seuchen für das städtische Milieu, indem er neben demographischen, seuchenpolitischen und wirtschaftlichen Aspekten vor allem sozialhistorische Fragestellungen mit einbezieht.

Grundlegend für das Verständnis und damit die Bekämpfung von Seuchen im Mittelalter und auch noch der Frühen Neuzeit war die Auffassung vom Ursprung aller Krankheit bei Gott als Resultat menschlicher Sündhaftigkeit. Dem nachgeordnet waren es jedoch natürliche Kräfte, wie ungünstige Planetenkonstellationen, die dann zum Ausbruch einer Seuche führten. Auf und gerade aus der Erde zog dies die Vergiftung der Luft nach sich, die wiederum die Menschen erkranken ließ. Der Miasmen- und Kontagionstheorie entsprechend basierten die Seuchentraktate akademisch sozialisierter Mediziner der Zeit auf der Säftelehre und Diätetik. Diese Pestschriften, die zum Teil sogar aus der Feder hiesiger Stadtärzte stammten, wiesen neben den traditionellen, auf den antiken und arabischen Autoritäten fußenden Elementen zunehmend seit dem 16. Jahrhundert auch empirische Beobachtungen auf. Neben realen Behandlungsanleitungen stehen vor allem prophylaktische Ratschläge im Vordergrund dieser humoralpathologischen Gebrauchsliteratur, deren große Verbreitung Patrick Sturm nicht nur nachweisen kann, sondern auch, dass ihre Inhalte und damit die Seuchenkonzepte von der städtischen Bevölkerung rezipiert wurden.

Davon abgesehen waren es aber vor allem die Obrigkeiten, für deren Agieren die medizinischen Theoreme entscheidend waren. Das zentrale Anliegen stellte dabei die Vermeidung von Unsauberkeit dar, um die Luft rein zu halten und Infektionen zu vermeiden bzw. dem Ausbruch einer Seuche vorzubeugen. Verstärkt im 16. Jahrhundert erließen die Stadträte umfangreiche Seuchenordnungen, die in den meisten Fällen auf bereits bestehende Regulative zurückgreifen konnten. Inhaltlich bemühten sie sich um verbesserte Hygiene- und Isolationsmaßnahmen, womit Beschränkungen im Personen- und Warenverkehr einhergingen, wie auch um Bestimmungen religiöser und sittlicher Natur.

Diese Direktiven und die Epidemien an sich entfalteten aber weniger auf eine Stadt in ihrer Gesamtheit, als vielmehr auf einzelne Personen und soziale Gruppen innerhalb derselben Wirkung. Während Kinder und Jugendliche meistens stärker bedroht waren, betraf dies vor allem die Armen, die daher in den besonderen Fokus der obrigkeitlichen Verfügungen gerieten. Es waren überwiegend ärmere Leute, die in Pestgängen kommunale Unterstützungsleistungen genossen und zwecks Isolation in entsprechende Brechenhäuser eingewiesen wurden. Andererseits rekrutierte sich das Krankenpflegepersonal, durch monetäre Anreize und der Möglichkeit zu sozialem Aufstieg motiviert, vor allem aus den niederen Gesellschaftsschichten. Trotz der hohen Mortalitätsrate verzeichnete keine der untersuchten Städte dauerhafte demographische Einbrüche. Erhöhte Geburten und Zuzug von außerhalb kompensierten die Seuchenverluste innerhalb kürzester Zeit.

Als grundlegende Maxime zur Prävention und Bekämpfung von Epidemien kann der Autor plausibel machen, dass es meist Aspekte der praktischen Umsetzung waren, die über die Qualität und Quantität der einzelnen Maßnahmen entschied. Dabei wogen Bürgermeister und Stadträte stets zwischen strikten Schutzmaßnahmen und wirtschaftlichen Interessen ab. Somit ist es zu erklären, warum im gesamten untersuchten Zeitraum die

entscheidende Konsequenz sehr oft fehlte und Seuchen immer wieder ein- und weitergeschleppt bzw. nicht vollständig isoliert werden konnten. Stattdessen wurde, um städtische wie auch bürgerliche Eigeninteressen weiter zu verfolgen, mit dem Risiko kalkuliert.

Mit Sturms Dissertation und der vor über 20 Jahren erschienenen Arbeit von Annetarie Kinzelbach zu Ulm und Überlingen liegt nun eine weitere, epochenübergreifende Untersuchung am Beispiel zusätzlicher süddeutscher Reichsstädte vor. Freilich bedarf es sicherlich noch zahlreicherer Forschungen, um für den oberdeutschen Raum Verallgemeinerungen ableiten zu können. Eine andere Frage stellt sich zudem hinsichtlich der Situation im ländlichen Bereich bzw. den weltlichen und geistlichen Territorialherrschaften außerhalb der Reichsstädte. Ein weiterer Ausblick ergibt sich in Anbetracht des jüngst durch die Archäo- und Paläogenetik mittels DNA-Sequenzierung erbrachten Nachweises von *Yersinia pestis* als identisch mit dem mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Pesterreger. Diese Erkenntnis wird zukünftig auch in den Fachdiskussionen der geschichtswissenschaftlichen Disziplinen Berücksichtigung finden müssen.

Kritisch anzumerken bleibt lediglich die etwas knapp ausgefallene Betrachtung religiöser Pestbewältigungsstrategien. Sturms Arbeit tendiert somit in die traditionelle Richtung der deutschen Medizin- und Seuchengeschichte, die ihr Interesse besonders aus der profanen Perspektive speist. Da die behandelten Städte alle zur Reformation übergingen und auch protestantisch blieben, lassen die Forschungsergebnisse auch keine komparative konfessionelle Konturierung zu.

Alles in allem besticht Sturms interdisziplinäre Studie nichtsdestotrotz durch die differenzierte Analyse von Einzelaspekten, die in ihrer vergleichenden Detailliertheit gekonnt zwischen der Mikro- und Makroperspektive changierend, die deutschsprachige Forschung ungemein bereichert, die trotz ihres Interesses in den letzten Jahren noch immer einen Nachholbedarf gegenüber der französischen oder hierzulande kaum beachteten italienischen Seuchenforschung aufweist. Der tief und souverän aus den Quellen und der Sekundärliteratur schöpfende Band, der nicht zuletzt durch Zusammenfassungen am Ende eines jeden Kapitels sehr gut zu lesen ist und durch sieben illustrative Abbildungen und 21 Graphiken zu demographischen Gesichtspunkten abgerundet wird, führt eindringlich vor, wie moderne Seuchengeschichte gegenwärtig geschrieben wird. Patrick Sturm kann ein differenziertes Bild vom Umgang mit epidemischen Krankheiten im städtischen Kontext zeichnen, das von rationalem Handeln bestimmt war und die Mär von der Hilflosigkeit der damaligen städtischen Gesellschaften wie auch der Medizin im Speziellen genauso widerlegen, wie die Vorstellung vom Zusammenbruch der öffentlichen Ordnung und dem vermeintlichen Ausbruch von Panik und Chaos. Demgegenüber tritt in den behandelten Städten ein breites Setting an Maßnahmen und Bewältigungsstrategien zutage, das ein Leben von größtmöglicher Normalität angesichts des temporär umgehenden Todes gestattete.

*Dominik Gerd Sieber*

JAN-HENDRYK DE BOER: Die Gelehrtenwelt ordnen. Zur Genese des hegemonialen Humanismus um 1500 (Spätmittelalter, Humanismus, Reformation, Bd. 101). Tübingen: Mohr-Siebeck 2017. 671 S. ISBN 978-3-16-155421-6. Geb. € 129,00.

Was für eine schwergewichtige Doktorarbeit: Vorliegendes Buch umgreift annähernd 700 enggedruckte Seiten und ist doch nur eine Art Nachspann zur eigentlichen, ein Jahr früher publizierten Dissertation im doppelten Umfang! Insgesamt 2000 Seiten deutscher Humanismus um 1500 – eine aufwändige Kost, die leicht erschlagend wirkt. Wird da dem

Leser nicht zu viel zugemutet? Der Rezensent räumt ein: Er hat nur das hier anzuzeigende Buch gelesen, seinen Vorgänger über den Reuchlinkonflikt, vom Verfasser als ergänzend zu konsultierende andere Perspektivierung des behandelten Themas anempfohlen, nur kursorisch herangezogen.

Humanismus – das Thema steht in Deutschland schon länger eher im Schatten historischer Aufmerksamkeit, was auch damit zu tun hat, dass die Erforschung der dafür einschlägigen Quellen besondere Kompetenzen wie insbesondere ausgezeichnete Lateinkenntnisse voraussetzt, über die zunehmend weniger Historiker verfügen. Gewiss, es gibt gute jüngere Spezialstudien, und mit Caspar Hirschis 2005 veröffentlichter Dissertation über den nationalistischen Diskurs deutscher Humanisten erschien eine erfrischend provozierende Neuaufwertung. Seitdem Humanismus seine Geltung als Epochenmodell weitgehend eingebüßt hat, kaum noch von ›Humanismus‹, mehr von ›humanistischer Bewegung‹ die Rede ist, wird die Forschung nicht mehr von der großen Frage regiert, welche Rolle der Humanismus bei der Herausbildung der Moderne gespielt hat. Von Interesse sind heute Fragen wie die nach dem Gruppen- und Sozialprofil humanistischer Gelehrter, danach, wie Humanisten medial oder institutionell agierten, wie sie sich habituell oder wissenschaftlich abgrenzten, Fragen nach den epistemischen Effekten, Verflechtungen und Transformationen der humanistischen Bildungs- und Kulturformation im langen Zeitraum vom 15. bis zum 20. Jahrhundert, worüber der amerikanische Historiker Anthony Grafton brillante Studien vorgelegt hat.

›Hegemonialer Humanismus‹ ist der Leitbegriff vorliegender Untersuchung. Der Verf. versteht darunter eine Diskursformation, die die Gelehrtenwelt vollständig (gerne wird das Adjektiv »total« eingesetzt) nach humanistischen Prinzipien neu ordnete. Sie bildete sich, so die Leithese, im Deutschen Reich innerhalb der humanistischen Bewegung aus, entwickelte um 1500 in Abgrenzung zur herrschenden scholastischen Wissenschaft, aber auch zum gemäßigten Humanismus ein eigenes (›distinktives‹) diskursives Profil, das mit der Reformation seine Überzeugungskraft wieder einbüßte. Erkenntnisziel der Untersuchung ist es, die »Genese des hegemonialen Humanismus um 1500«, wie es im Untertitel der Arbeit heißt, zu rekonstruieren; mit den Worten des Verf.s: »Eigenschaften der diskursiven Ordnung analytisch herauszuarbeiten, um darüber idealtypisch die Wirkweisen hegemonialer Bewegungen (nicht nur) im gelehrten Feld erkennen zu können. Leitlinie soll dabei die Konstruktion einer bipolaren Wirklichkeit sein, in der im Außen Scholastiker und andere Gelehrte als Feinde konstruiert und im Inneren ein Ideal wahrer Bildung entworfen wurde, das als Neustart der Tradition verstanden wurde« (S. 17).

Was sind die Themen und Hauptargumente der Untersuchung, wie geht der Verf. im Einzelnen vor? Nach der thematischen Einführung (›Gespenster machen‹, S. 1–24) und einer »Bestandsaufnahme« zur Humanismusforschung (S. 25–53) folgt in Kapitel 3 (›Diskursive Vereindeutigungen. Humanistisches Reden und Schreiben um 1500‹, S. 54–157) die Analyse humanistischer Programmreden und Verteidigungsschriften (behandelt werden u. a. Texte von Peter Luder, Georg Agricola, Conrad Celtis, Nikolaus Marschalk, Hermann von dem Busche). Der Verf. referiert hier ausführlich Inhalte und Argumente der untersuchten Texte, jeweils erweitert um biobibliographische Detailinformationen. Kapitel 4 (›Deutungsmacht. Warum die Humanisten lernten, die Hegemonie zu lieben‹, S. 158–244) erörtert das »analytische Instrumentarium« (S. 193) und strukturiert auf dieser Basis anschließend resümierend die Ergebnisse des vorangegangenen Kapitels. Kapitel 5 (›Lebenswege zur Eindeutigkeit. Auf dem Weg ins Zentrum der diskursiven Ordnung‹, S. 245–352) fokussiert die Diskursformation ›hegemonialer Humanismus‹ im Blick auf die Lebensläufe zweier prominenter Humanisten, Juan Luis Vives und Philipp Melancthon, abschließend kontrastiert mit der Geschichte von Maarten von Dorp, der

trotz humanistischer Schulung und Sozialisation um seiner universitären Karriere willen »den Lockungen des hegemonialen Humanismus« widerstand (S. 21). Die Beispiele Vives und Melanchthon sollen verdeutlichen, wie »Akteure zu Sprechern im Zentrum der diskursiven Ordnung des Humanismus werden« (S. 247).

Thema des umfangreichsten Kapitels 6 (»Scharmützel der Musen. Auf der Suche nach dem wirksamen Gelehrtenstreit«, S. 353–556) sind »diskursive Frontstellungen« (S. 367), die sich mit dem »hegemonialen Humanismus« ausbildeten. Die aufgerufenen Fälle werden detailreich erzählt, anschließend eher knapp im Muster des eingesetzten Theoriendesigns interpretiert. Das abschließende Kapitel 7 (»Schluss. Hegemonialität als Ereignis«, S. 557–583) formuliert nochmals den Anspruch der Arbeit und resümiert Ergebnisse. Das besondere Interesse an Konflikten zwischen Gelehrten mache »Strukturen, Grenzen, Kontinuitäten, Diskontinuitäten des gelehrten Feldes« als »verhandelt« und »konstruiert« sichtbar (S. 557); es verdeutliche, dass es dabei um mehr als nur um persönliche Animositäten und die Konkurrenz auf dem akademischen Markt gehe. Das behandelte Thema sei von grundsätzlicher Bedeutung für diskursive Grenzziehungen und das Entstehen neuer Wissensordnungen (S. 560). Neben den Frömmigkeitsbewegungen habe sich der Humanismus »als zweites Gravitationszentrum im gelehrten Feld am Vorabend der Reformation« (S. 558) etabliert und sei als »hegemonialer Humanismus« am Ende des 15. Jahrhunderts »zu einer alternativen Ordnung geworden, welche der Scholastik nicht mehr bedurfte, um epistemisch vollständig zu sein« (S. 575).

Geht es um die epistemische Besonderheit der humanistischen Bewegung, gehört die programmatische Abgrenzung zur universitären Scholastik, verbunden mit dem Anspruch, eine alternative Wissensordnung mit neuen Leitdisziplinen wie der Poetik zu etablieren, zum klassischen Erklärungsarsenal der Humanismusforschung. Vorliegende Arbeit untersucht dieses durch Quellen gut belegte humanistische Programm diskursanalytisch. Unterschiedliche neuere Theorieansätze werden dafür eingesetzt, vor allem Thomas Gieryns »boundary-work«, auch ältere Theorien (u. a. Michel Foucault, Ernesto Laclau, Chantal Mouffe). Die behandelten Quellen sollen aber nicht einfach, heißt es einleitend, einem vorausgehend entwickelten »Theoriebaukasten« unterworfen werden, die Theorie sich vielmehr sukzessive »im Kontext der Deutung von Texten und Ereignissen« entfalten: »So wird die ideengeschichtliche Interpretation selbst als theoretische Arbeit sichtbar« (S. 18); gewiss ein schönes Programm, dessen Umsetzung den Rezensenten aber nicht recht überzeugt hat. Schaut man nämlich auf die Darstellung selbst, zerfällt die Arbeit deutlich in relativ klar voneinander getrennte Blöcke, in Abschnitte, in denen Quellentexte referiert, kommentiert, kontextualisiert oder (wie in Kapitel 6) Streitfälle zwischen Gelehrten detailliert in ihren verwickelten Abläufen erzählt werden, und Abschnitte, in denen Theorie im Zentrum steht. Die Verbindung von historischer Erzählung und theoretischer Erklärung bleibt abstrakt und schematisch, so wenn die Diskursanalyse Foucaults und ihre Rezeption in über 20 Seiten weitgehend ohne jeden Bezug auf das engere Thema lehrmeisterlich erklärt wird (S. 168–190) oder in einer der erzählenden Partien dem Lebenslauf des jungen Vives (S. 251–274) mehr Seiten eingeräumt werden als dem folgenden, auf das eigentliche Thema bezogenen Abschnitt über »die räumliche und intellektuelle Reise des Humanisten zur Hegemonie« (S. 274–290).

Es vermittelt sich so der Eindruck eines Schwankens zwischen historischer Erzählung und theoretischem Anspruch, der in vielem programmatisch bleibt, auch im Blick auf die beanspruchte paradigmatische Relevanz der analysierten humanistischen Grenzziehungsprozesse, die behauptet, aber nicht begründet wird. Der Verf. ist ein feinsinniger und spannender Erzähler; er präsentiert die verhandelten historischen Quellenmaterialien und Sachverhalte differenziert und kenntnisreich, manchmal allerdings allzu ausschwei-

fend. Die beiden Linien Erzählung und Theorie greifen nicht recht ineinander, laufen oft unverbunden nebeneinanderher, was die Lektüre des Buches bisweilen anstrengend macht. Sein Können auf unterschiedlichen Feldern nachzuweisen – als profunder Kenner humanistischer Quellenlektüre und Forschung, beschlagener Theoretiker, eleganter Erzähler –, mag im Fall des besonderen Formats »Qualifikationsschrift«, auf das der Verf. seine Arbeit an einer Stelle freimütig bezieht (S. 165), die Anschlussmöglichkeiten erhöhen. Doch vielleicht gilt hinsichtlich intendierter Wirkungen eher das (soweit ich weiß nicht humanistische) Sprichwort: »Weniger ist mehr«.

*Helmut Zedelmaier*

SIGRID HIRBODIAN, ROBERT KRETZSCHMAR, ANTON SCHINDLING (HRSG.): »Armer Konrad« und Tübinger Vertrag im interregionalen Vergleich. Fürst, Funktionseliten und »Gemeiner Mann« am Beginn der Neuzeit (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe B Forschungen, Bd. 206). Stuttgart: Kohlhammer 2016. VI, 382 S. m. Abb. ISBN 978-3-17-030721-6. Geb. € 34,00.

Im Jahre 2014 feierte man den 500. Jahrestag des Aufstandes des »Armen Konrad« und des Abschlusses des Tübinger Vertrags. Aus diesem Anlass veranstalteten die Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, das Institut für Geschichtliche Landeskunde der Universität Tübingen und das Landesarchiv Baden-Württemberg vom 10. bis 13. Juli 2014 eine gemeinsame Tagung in Tübingen, deren Ergebnisse zwei Jahre später im vorliegenden Band publiziert wurden. Im ersten Teil der Tagung standen die »vorreformatorischen Agrarunruhen im internationalen Vergleich« im Fokus. Als Leitfragen stellte man dabei voran: Welche Ursachen und Maßnahmen führten zu den Aufstandsbewegungen? Welchen Anteil hatte daran das Verhalten der Landesfürsten? In welchem Maße war dabei dem gesellschaftlichen und politischen Wandel der Zeit um 1500 eine Bedeutung zuzumessen? Wer waren die Träger und Wortführer der Aufständischen? Sechs Beiträge, die hier nur überblicksartig besprochen werden können, behandeln das Leitthema in unterschiedlicher Weise, wobei sich das Spektrum der Untersuchungen von Württemberg über das Elsass und Österreich bis nach Ungarn und Schweden erstreckt. Robert Kretzschmar und Peter Rückert stellen in einem gemeinsamen Beitrag zum »Armen Konrad« in Württemberg im Jahr 1514 die Träger des Aufstandes in den Mittelpunkt. Die Initiative ging sowohl von Tagelöhnern als auch von Personen aus dem großbäuerlichen Milieu aus. Als maßgeblicher Auslöser des Aufstandes wird die konkrete Situation eines Zusammentreffens von Misserten mit einer Erhöhung der fiskalischen Belastung durch den württembergischen Landesherrn ausgemacht. Die Träger des Aufstandes organisierten sich in Schwurgemeinschaften, die von verschiedenen Orten aus eine landesweite Vereinigung anstrebten. Prägend für den Aufstand war die Dynamik der Entwicklung, die zwischen Agieren und Reagieren keine ausreichende Möglichkeit zur detaillierten Programmentwicklung ließ. Nach Abschluss des Tübinger Vertrags war die Huldigungsbereitschaft, wie überzeugend dargelegt wird, allgemein weiter verbreitet als der aktive Widerstand. In einem aufschlussreichen Zusatzbeitrag kann Robert Kretzschmar die wichtige Rolle des Markgröninger Pfarrers Reinhard Gaißlin im »Armen Konrad« anhand einiger Originalquellen aufzeigen. France Dolinar untersucht die im Kontext der Türkeneinfälle zwischen 1471 und 1515 in der Steiermark, Kärnten und Krain ausgebrochenen Bauernaufstände, während Márta Fata die Besonderheiten des ungarischen Bauernaufstands von 1514 akzentuiert. Etwas randständig ist in diesem Zusammenhang der Beitrag von Werner Buchholz, der sich mit dem sogenannten Engelbrektsaufstand im Königreich Schweden beschäftigt.



Eine zweite Sektion der Tagung widmete sich den Funktionseliten und ihrer Positionierung in der Entwicklung frühmoderner Herrschaftssysteme. Man fragte danach, wie Funktionseliten auf Empörungen in den Territorien reagierten, wie Amtsträger ihre Interessen in entsprechenden Situationen artikulierten und welche kommunikativen Strategien sie anwandten, um ihre Ziele durchzusetzen. In fünf Beiträgen des Bandes wird diese Thematik mit unterschiedlichen Akzenten behandelt. Christian Hesse nimmt das Verhältnis zwischen Funktionseliten und »Gemeinem Mann« in der Zeit um 1514 in Hessen, Sachsen und den Landshuter Teilen Bayerns in den Blick, um auf dieser Basis die Frage nach dem möglichen Sonderstatus der württembergischen Funktionseliten zu erörtern. Hesse kann überzeugend darlegen, dass sich das Nebeneinander unterschiedlicher Entwicklungsstadien der fürstlichen Verwaltung in einer heterogenen Herkunft der Amtsträger spiegelte. In Hessen waren es besonders Angehörige alteingesessener Ratsfamilien und Schöffengeschlechter, die eine dominierende Rolle in der Lokalverwaltung einnahmen. In Sachsen, wo der landständische Adel seine Position behauptete, hatten es die bürgerlich-städtischen Eliten relativ schwer, in entsprechende Stellen zu gelangen. Nina Kühnle rückt in ihrem Beitrag »Die württembergische Funktionselite im Spannungsfeld von Landesherrschaft und Gemeinem Mann« die württembergischen Funktionseliten in den Vordergrund und stößt damit zum Kernthema des Bandes vor. Die Mitglieder dieser städtisch-bürgerlichen, durch familiäre Vernetzung gefestigten Gruppe zeichneten sich durch wirtschaftliche, administrative und juristische Kenntnisse aus, die sie zu Positionen in der Lokalverwaltung befähigten. Über solche Amtsfunktionen konnten sie sich als politische Verhandlungspartner des Herzogs im Rahmen der Landschaft festigen. Die Forderungen des »Armen Konrad« machten das Informations- und Kommunikationsmonopol der Amtsträger zum Konfliktgegenstand zwischen Auführern und Funktionselite. Letztere aber konnte dank ihrer besseren Einflussmöglichkeiten den Aufstand zur Verbesserung der eigenen Position gegenüber dem Landesherrn nutzen. Mit dem »Tübinger Vertrag« setzte sich die Funktionselite letztlich gegenüber dem »Gemeinen Mann« durch, begab sich dafür aber in eine stärkere Abhängigkeit von Herzog Ulrich. Im Beitrag von Andreas Schmauder mit dem Titel »Macht, Gewalt, Freiheit: Der Vertrag zu Tübingen 1514« wird der Inhalt des Festvortrags der Tagung wiedergegeben. Sein Autor, der 1998 eine Dissertation zum »Armen Konrad« vorlegte, war für dieses schwierige Thema gut gerüstet.

Ein abschließendes Resümee fasst die Hauptergebnisse des inhaltsreichen Sammelbandes in einigen Kernpunkten zusammen: Wechselseitige Bezüge und Beziehungen der Akteure; programmatischer Hintergrund; Multikausalität; Rolle der Funktionseliten sowie administrative und sozioökonomische Binnenstruktur. Die Erforschung des »Armen Konrad« und des Tübinger Vertrags von 1514 ist nunmehr weit vorangeschritten. Es zeigen sich aber an verschiedenen Stellen auch Forschungslücken, die in Zukunft noch geschlossen werden müssen.

*Werner Rösener*

PIA ECKHART: Ursprung und Gegenwart. Geschichtsschreibung in der Bischofsstadt und das Werk des Konstanzer Notars Beatus Widmer (1475–ca. 1533) (Veröffentlichungen der Kommission für Geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe B Forschungen, Bd. 207). Stuttgart: Kohlhammer 2016. LXXXIV, 570 S. m. Abb. ISBN 978-3-17-030722-3. Geb. € 49,00.

Die 2013 an der Philosophischen Fakultät der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg als Dissertation angenommene, für den Druck überarbeitete Studie untersucht die deutsch-

sprachige Chronik des Beatus Widmer, Notar am geistlichen Gericht in Konstanz. Nach methodischen Überlegungen und der Darlegung der Forschungsgeschichte zur spätmittelalterlichen Geschichtsschreibung in der Stadt im einleitenden Kapitel skizziert die Verfasserin im zweiten Abschnitt das Leben Beatus Widmers sowie sein Konstanzer Umfeld und das hier anzutreffende Geschichtsinteresse. Darauf folgt der zentrale Teil der Arbeit über die Chronik Widmers. Vorgestellt wird zunächst die handschriftliche (Haupt-)Überlieferung der Chronik in Stuttgart, Württembergische Landesbibliothek, HB V 32. Die Verfasserin kann zeigen, dass der Hauptteil dieser Handschrift, der den in drei Büchern gegliederten und sicher 1526 abgeschlossenen ersten Teil der Chronik enthält, eine im Auftrag von Beatus Widmer angefertigte Reinschrift darstellt, die von ihm nach Fertigstellung aber weiter korrigiert bzw. bearbeitet wurde, wohingegen der aus zwei Abschnitten (fol. 1r–6v: Materialsammlung zu diversen Ereignissen und Liste der Stiftungen diverser Klöster und zerstörter Burgen; 7r–14r: sechs Kapitel aus dem geplanten zweiten Teil der Chronik) bestehende Konzeptteil der ersten 16 Blätter der Handschrift von Widmer selbst geschrieben wurde, wie ein paläographischer Vergleich mit gesicherten Autographa des Autors zeigt. Eine weitere Teilüberlieferung der Chronik, nämlich die Kapitel 8 und 9 aus dem dritten Buch ihres ersten Teils, enthalten in Karlsruhe, Generallandesarchiv 65/11229, kann die Verfasserin als eine von Widmer selbst überarbeitete Fassung der genannten Kapitel erweisen.

Nun folgen eine detaillierte Inhaltsübersicht der Chronik, die Aufstellung und Untersuchung der von Widmer benutzten Vorlagen sowie eine Auseinandersetzung mit den enthaltenen eigenständigen Berichten des Autors und die detaillierte Aufarbeitung der Textgenese, die sich durch die in der Stuttgarter Handschrift erhaltenen Korrekturen, Streichungen und Ergänzungen hervorragend nachvollziehen lässt. Der fünfte Abschnitt untersucht schließlich – nach einer ausführlichen Einleitung über das Genos der »Ursprungsgeschichten« – die von Widmer präsentierten Ursprungsgeschichten der Stadt und des Bistums Konstanz, wobei auch eingehend auf die diesbezüglichen Vorläufertexte zur Geschichte von Konstanz eingegangen wird. Die Verfasserin kann vor diesem Hintergrund die Chronik, die bisher gleichsam als abseits der Konstanzer Historiographie stehend galt, zumindest teilweise in die Konstanzer Tradition einordnen, andererseits aber auch zeigen, wie Widmer in für Konstanz bis dahin unbekannter Weise antike Autoren für diese Ursprungsgeschichten auswertete, wie also die Stadt Konstanz und der dortige Bischofshof die Konzeption und den Informationsstand der Chronik beeinflussten. Abgeschlossen wird die sorgfältig und mit sehr zeitintensivem und genauem Blick für Details gearbeitete Band mit einer Zusammenfassung der Ergebnisse; ein Anhang von insgesamt zwölf kurzen Abschnitten bietet noch Informationen zu »Autoren und Werken der Konstanzer Geschichtsschreibung« wie Jakob Mennel oder Ulrich Molitor.

*Martin Wagendorfer*

### *5. Reformation und Frühe Neuzeit*

ANDREAS HOLZEM, VOLKER LEPPIN, CLAUS ARNOLD, NORBERT HAAG (HRSG.): Martin Luther. Monument, Ketzler, Mensch. Lutherbilder, Lutherprojektionen und ein ökumenischer Luther. Freiburg – Basel – Wien: Verlag Herder 2017. 464 S. m. zahlr. farb. Abb. ISBN 978-3-451-34754-2. Geb. € 35,00.

Ziel des lesenswerten Sammelbandes, der auf eine Tagung im September 2014 zurückgeht, ist es, »in ökumenischer Absicht [...] die Bedeutung Luthers für eine Geschich-

te des Christentums im 21. Jahrhundert neu zu bedenken« (S. 9). Die hermeneutische Problematik, die sich bei einem identitätslegitimierenden Rückbezug auf Luther und die Reformation stellt, der sich stets aus der Perspektive ihrer Wirkungsgeschichte ereignet und darüber hinaus versucht, diese fortzuschreiben, reflektieren die Herausgeber in ihrem Vorwort (S. 7–9). Um zu zeigen, dass genetisch hergestellte Zusammenhänge Deutungszusammenhänge sind und diese von gegenwärtigen Interessen geleitet werden, greift der Band auf Lutherdeutungen der vergangenen 500 Jahre zurück (den größten Raum nehmen Aufsätze zum 16. und 17. Jh. ein) und analysiert diese in ihrer Entstehung, Darstellung und Wirkung bis in die Gegenwart hinein. Dies ermöglicht, eine »kritische Sensibilität« (S. 8) für umlaufende Luther-Projektionen zu schaffen.

Friedrike Nüssel (S. 11–36) zeigt, wie sich in den frühen innerprotestantischen Auseinandersetzungen in durchaus wechselnden Koalitionen auf Luther und seine Schriften bezogen wird, der dabei geschichtstheologisch u. a. als dritter Elia stilisiert und als Autorität für die je eigene Auffassung bemüht wird.

An dieses Lutherbild knüpft Peter Walter (S. 37–62) mit Robert Bellarmins Kontroversliteratur an, der die Lutherdeutung der lutherischen Orthodoxie aufgreift, um sie dann polemisch gegen die reformatorischen Kontrahenten, v. a. gegen Calvin, zu wenden. Luther, den er »plastisch«, als »Person« (S. 58) unter Rückgriff auf Johannes Cochlaeus angreift, dient dabei »nur dem Einstieg« (S. 51).

Während in den innerlutherischen und konfessionellen Lehrstreitigkeiten Luthers Autorität bemüht bzw. diskreditiert wird, zeichnet Sabine Holtz (S. 63–87) hinsichtlich der Predigten aus der Zeit der Konfessionalisierung ein anderes Bild. Dazu analysiert sie ausgewählte Predigten und Postillen, in denen die »lutherische Lehre [zwar] das Fundament« (S. 87) bildet, diese jedoch nicht fortwährend explizit gemacht wird. Dies drückt neben dem selbstverständlichen Umgang mit der reformatorischen Lehre auch ein (konfessionelles) Selbstbewusstsein der Prediger aus, deren Verweise auf Luther und sein Werk eher als »Ausweis der eigenen Gelehrsamkeit« (S. 87) gelten. Von diesem Befund weichen die apologetischen Predigten zum Reformationsjubiläum 1617 ab.

Andreas Holzem (S. 89–160) trägt mit Untersuchung von risikobehafteten, jedoch breit rezipierten Kontroverspredigten eine antireformatorische Perspektive ein. Diese kreist unter »penible[r]« Aufnahme von »Bibelstellen, Väterliteratur und Belege[n] aus den Veröffentlichungen [der protestantischen] Gegner« (S. 156) neben der Kritik an der unsachgemäßen reformatorischen Bibelauslegung auch um ein gnadentheologisch motiviertes »ethisches Laisser-faire des Unmoralischen« (S. 128). Luther und sein Gefolge werden dabei – in Abgrenzung zur eigenen aufkommenden Konfessionsidentität – zu idealtypischen Häretikern stilisiert.

Das »überholte Denkmuster« (S. 166) einer engen, unverbrüchlichen Freundschaft zwischen Lucas Cranach d. Ä. und Martin Luther macht Anja Otilie Ilg (S. 161–198) als Konstruktion sichtbar. Dazu konzentriert sie sich auf das Vorkommen dieses Motivs, seine traditionsgeschichtliche Entstehung und seine Rezeption in drei sich wechselseitig durchdringenden Themenkomplexen: im Fachdiskurs der (Kunst-)Wissenschaft, in bildlichen Darstellungen sowie in belletristischem Material.

Abgesehen von Gottfried Arnold ist der pluriforme Pietismus mehrheitlich nicht an der Person und Biographie, sondern an (theologischen) Ideen Luthers interessiert. Neben materialdogmatischen Themenschwerpunkten werden vor allem Luthers Bibelübersetzung und seine Katechismen wertschätzend rezipiert. Zu diesem Ergebnis kommt Martin H. Jung (S. 199–214), der zusätzlich die Lutherdeutung von zehn württembergischen Pietisten analysiert.

Das Interesse ändert sich in der Aufklärung, was Albrecht Beutel (S. 215–246) anhand von Fallstudien aus den Bereichen Literatur, Historiographie und (evangelischer) Theologie aufzeigt. Luther und sein Charakter wird »zum Urbild der eigenen aufklärerischen Identität« (S. 220), das Thema der Glaubens- und Gewissensfreiheit, in religiösen wie wissenschaftlichen Bereichen, rückt in den Mittelpunkt der Betrachtung. Diese wird beansprucht, um auch über Luthers kontextgebundene Lehre in »aneignender Umformung« (S. 246) hinauszugehen.

Claus Arnold (S. 247–268) befasst sich mit der Lutherdeutung Heinrich Suso Denifle von 1903. Dem hehren Ziel der Entmythologisierung verschrieben, gibt Denifle zwar historisierende Hinweise, die auch in der gegenwärtigen Luther-Forschung berücksichtigt werden, versteigt sich aber in einen psychologisierenden »Charaktermord« (S. 252). Dies trifft neben heftiger Kritik von Harnack u. a. auch auf skeptische Reaktionen im katholisch-universitären Bereich.

In Auseinandersetzung mit wirkmächtigen, protestantischen Lutherdeutungen des 19. Jahrhunderts, aber auch mit Denifle etabliert Karl Holl mit seiner Lutherinterpretation einen »der wesentlichen Neuansätze der Theologie« (S. 278), der viele Luther- und Reformationsdarstellungen bis in die Gegenwart maßgeblich bestimmt. Der existenzphilosophisch geprägten Deutung des Kirchenhistorikers, der Luther mit seiner Entdeckung der »Gewissensreligion« als Beginn der Neuzeit stilisiert, sowie ihrer Fortführung und Umformung in der sog. Holl-Schule geht Volker Leppin (S. 269–291) im Kontext der theologischen Debatten der Weimarer Zeit nach.

Wie die vorangegangenen Lutherdeutungen ist auch die der Glaubensbewegung Deutsche Christen (GDC) funktional geprägt. Dass sie »zur Legitimierung der eigenen nationalsozialistischen Orientierung« (S. 319) dient und die Verbundenheit des Nationalsozialismus zur GDC unterstreicht, arbeitet Jürgen Kampmann (S. 293–321) bis zum Zerfall der Bewegung Ende 1934 heraus.

Zeitlich schließt Norbert Haags Beitrag (S. 323–359) daran an, inhaltlich konzentriert er sich auf Luther als Referenzgröße innerhalb der innerkirchlichen Auseinandersetzungen der württembergischen Landeskirche. Dabei betrachtet er zwei gegensätzliche Positionen mit grundlegend verschiedener Bezugnahme auf den Reformator: eine völkische Reformation, die eine »theologisch-argumentativ[e] Anschlussfähigkeit« (S. 349) zur Rassenbiologie des Nationalsozialismus herzustellen sucht sowie ein auf die Theologie Luthers fokussierter Versuch, eine Grundsatzdebatte um das Wesen des Protestantismus anzustoßen.

Michael Beyer (S. 361–384) erinnert an die »Gleichwertigkeit« der »partei-offizielle[n]« und der ausdifferenzierten »kirchlich-theologische[n]« (S. 361) Geschichtsschreibung in der DDR, die – unterschiedlich motiviert – den älteren Luther, die Bauernkriege und Thomas Münzer thematisiert.

Wie Lutherbilder in breitenwirksamen Spielfilmen von 1911 bis 2003 transformiert werden, untersucht Esther P. Wipfler (S. 385–406). Die auch von kommerziellen Intentionen geprägten Interpretationen reichen von hoher Emotionalität über den »deutschnationale[n] Titan« (S. 391) bis zum rebellischen Freiheitskämpfer und spiegeln damit Themen und Vorstellungen der jeweiligen Gegenwartskultur.

Schließlich bietet Martin Treu (S. 407–448) einen Durchgang durch Lutherbilder aus der Zeit nach Luthers Tod bis zum Luther-Jubiläum 1983 in der DDR. Bei allen kontextgebundenen Unterschieden in Darstellungsart und Aussageabsicht fällt auf, dass fast alle »auf wenige Vorlagen der Cranachwerkstatt zurück[gehen]« (S. 448), auch wenn sich 1806 mit dem »ersten echten Luther-Leben-Zyklus« (S. 427) ein neuer Stereotyp etabliert.

Auf die Beiträge folgt ein Personen-, Orts- und Bibelstellenregister (S. 453–464).

Der Tagungsband stellt den gelungenen Versuch dar, stereotype evangelische und katholische Lutherdeutungen, die zum Teil in ihrer Prägekraft bis in aktuelle Debatten hinein wirken, reflektiert miteinander ins Gespräch zu bringen. Einzig fehlen Beiträge zum 19. Jh., in dem neue, wichtige Impulse in der protestantischen Lutherdeutung entstehen, da hier erstmals empirische Geschichtsschreibung und Geschichtsdeutung in ein Verhältnis gesetzt werden. Das Ergebnis dieser Problematisierung und die damit verbundenen geschichtshermeneutischen Überlegungen spiegeln sich allerdings im Vorwort und in einzelnen Beiträgen.

*Jan Kingreen*

ULRICH LEHNER, RICHARD A. MÜLLER, A.G. ROEBER (HRSG.): *The Oxford Handbook of Early Modern Theology, 1600–1800*. Oxford: Oxford University Press 2016. xv, 668 S. ISBN 978-0-19-993794-3. Geb. € 139,40.

Das anzuzeigende, monumentale Werk wird sich als Handbuch und Nachschlagewerk hoffentlich schnell und dauerhaft etablieren. Denn es ist den Herausgebern gelungen, eine eindrucksvolle Sammlung von Beiträgen zur frühneuzeitlichen Theologie zusammenzuführen, die insgesamt einen wenn auch nicht vollständigen, so doch weit ausgreifenden Überblick über Entwicklungen, Standpunkte und zentrale Themen der lateinisch-christlichen Theologie zwischen etwa 1580 und 1815 geben. Es ist unmöglich, an dieser Stelle alle 42 Abhandlungen auch nur zu nennen, geschweige denn im Detail zu besprechen. Doch das ist auch kaum nötig, denn alle Beiträge sind von hohem, etliche sogar von ganz herausragendem Niveau. Mit besonderem Gewinn gelesen habe ich beispielsweise die souveräne Einführung von Jean-Louis Quantin in die komplexe katholische Moraltheologie, den Überblick über den Pietismus von Jonathan Strom und Hartmut Lehmann sowie die beiden Abhandlungen von Trent Pomplun über katholische Mariologie / Christologie und die katholische Sakramentenlehre. Stephen Gaukroger hat einen faszinierenden Beitrag geschrieben, in dem die wachsende Bezugnahme auf Empirie in ihrer Rückwirkung auf die Theologie behandelt wird.

Um das Gesamt der lateinisch-christlichen Theologie der behandelten Jahrhunderte zu präsentieren, wählt das Handbuch eine eigenwillige Gliederung, die viele Vorteile und einige Nachteile bringt. Zunächst werden die drei großen Konfessionen Katholizismus, Reformiertentum und Luthertum jeweils in mehreren Aufsätzen behandelt, die zentrale dogmatische Punkte in den Blick nehmen (Exegese, Providenz, Mariologie, Erbsünde, Ekklesiologie, Gnadenlehre etc.). Sodann folgt ein Block, der diverse »andere christliche Theologien« umfasst. Hierunter fallen die radikale Reformation, der Sozinianismus, Arminianismus, Pietismus, Jansenismus und die Böhmisches Brüder. Dass durch diese Gliederung etwas unglücklich suggeriert wird, es gäbe drei »eigentliche« Theologien, von denen dann die anderen Entwicklungen abwichen, ist offensichtlich. An dieser Stelle mag man außerdem fragen, ob die Unterteilung nach Konfessionen – so nachvollziehbar sie sein mag – nicht auch Nachteile hat. Nicht immer wird in den Aufsätzen nämlich der Bezug zu den anderen Konfessionen klar hergestellt, d. h. das Verhältnis von gesamtchristlichen Gemeinsamkeiten und konfessionellen Spezifika ist bisweilen unklar. Immer wieder werden dogmatische Standpunkte einer Konfession erwähnt, ohne dass der Leser erfährt, wie Theologen der Gegenpartei dazu standen. Die Alternative, das Handbuch nach theologischen loci zu organisieren und diese dann konfessionsübergreifend zu behandeln, hätte hier womöglich Abhilfe schaffen und zugleich gerade auch die fließenden Übergänge zwischen theologischen Auffassungen noch besser pointieren können.

Besondere Anerkennung verdient der Aufbau des Handbuchs dagegen in den hinteren Teilen (v. a. ab S. 469). Denn hier werden zunächst die theologischen »Außenbeziehungen« der lateinischen Christenheit behandelt. Namhafte Autoren wie Stephen G. Burnett oder Emanuele Colombo stellen die christliche Wahrnehmung des Judentums, des Islams und der Orthodoxie dar, ehe anschließend das große Feld der Beziehungen zwischen Christentum und (früh)aufklärerischer Philosophie sowie neuer Naturwissenschaft behandelt wird. Passend endet der Band mit einem Aufsatz über die Neologie.

Angesichts der beeindruckenden Leistung der Herausgeber, die eine große Zahl von sehr hilfreichen Aufsätzen versammelt und ein enormes Feld ausgewogen vermessen haben, verbietet sich Kritik an Einzelheiten – kein Handbuch wird ganz ohne Lücken und ganz und gar ausgewogen sein können. Das vorliegende Buch ist im Gegenteil ein Zeugnis dafür, wie souverän sich ein solches Überblickswerk ungeachtet der enormen inhärenten Schwierigkeiten doch gestalten lässt. Erlaubt sein muss aber doch die grundsätzliche Frage, wie eigentlich das Projekt einer Geschichte frühneuzeitlicher Theologie insgesamt aussehen könnte und für welchen Weg dieser Entwurf steht. Einfach gesagt: Theologiegeschichte ist in diesem Buch fast ausschließlich verstanden als Ideengeschichte, näherhin als Dogmen- oder Dogmatikgeschichte. Damit ist sicherlich ein wesentlicher Teil frühneuzeitlicher Theologie angemessen erfasst, doch schon die frühneuzeitlichen Theologen selbst führten bekanntermaßen erbitterte Debatten darüber, was Theologie eigentlich genau sei (praktische oder theoretische Wissenschaft). Und dass es in der Frühen Neuzeit auch theologische Ausdrucksformen gab, die nicht oder nicht primär der dogmatischen Präsentation dienen, ist ebenfalls klar. Doch dies bleibt hier erstaunlich unberücksichtigt, denn der Aufsatz von Ulrich G. Leinsle über »Sources, Methods, and Forms of Early Modern Theology« (S. 25–42) ist zwar sehr präzise und hilfreich, jedoch allzu knapp. V. a. finden seine Ergebnisse in den anderen Aufsätzen keinerlei Wiederaufnahme. Weitgehend unerörtert bleibt deshalb beispielsweise die Beziehung zwischen Dogmatik und Kontroverstheologie, aber auch zwischen Dogmatik und Exegese – auffällig ist, dass die Passagen zur Exegese denn auch in erster Linie die Methodenlehre und die grundsätzlichen Standpunkte, nicht aber die Praxis der Exegese behandeln. Und besonders auffällig ist, dass für nicht-akademische Formen der Theologie kein Platz ist – das gilt vor allem für die Mystik, die hier bestenfalls en passant einmal erwähnt wird. Sicherlich muss ein Handbuch zur Theologiegeschichte gewisse Grenzen ziehen; es handelt sich nicht um eine Geschichte von christlicher Frömmigkeit oder christlicher Literatur schlechthin. Und doch wären einerseits die getroffenen Festlegungen auf dogmatische Entwicklungen wenigstens zu erklären, andererseits gerade zu betonen, dass dogmatische Theologie eben nur eine Variante im breiten Feld frühneuzeitlicher Theologie und theologischer Ideenproduktion war.

Ein zweiter Punkt betrifft die methodische Herangehensweise. Die soziale, institutionelle oder konfessionskulturelle Einbindung bestimmter dogmatischer Entscheidungen, ja die sozio-kulturelle Rahmung von Theologie insgesamt wird völlig ausgeblendet. Auch hier stehen die beiden vorgeschalteten Aufsätze von Ronnie Po-Chia Hsia über die Folge der Mission für die Theologie (S. 11–24) und von Paul Shore über Theologie und konfessionelle Staaten (S. 43–61) isoliert da. Es fehlen im Band Hinweise auf die Rahmenbedingungen frühneuzeitlicher Universitäten oder auf die obrigkeitlichen Interessen, die die Durchsetzung bestimmter theologischer Standpunkte beförderten. Dass innerkatholische theologische Konflikte beispielsweise verbunden waren mit religionspolitischen Streitigkeiten zwischen Rom und Madrid, bleibt ebenso unerörtert wie die Frage danach, wie sich das Grand Awakening, das in mehreren Aufsätzen angesprochen wird, als soziales und kommunikatives Ereignis beschreiben lässt. So bleiben in diesem Handbuch Theolo-



gie bzw. Dogmatik als genuin historische Phänomene, als sozial, kulturell, institutionell und politisch eingebettete Reflexionsformen auf menschliche Erfahrungen, erstaunlich vage. Die umfangreiche Literatur zu (religiösen) Kontroversen und Konflikten, von denen doch immer auch die Artikulationsform von Ideen stark abhing, bleibt unberücksichtigt. Was die Dynamik der Ideenproduktion auslöste, wie die Theologen arbeiteten, weshalb sich bestimmte Positionen durchsetzten, wie dogmatischer Konsens hergestellt bzw. erzwungen wurde, was überhaupt der Begriff von Orthodoxie und Heterodoxie war – solche stärker historisch ausgerichtete Interessen bleiben hier eher am Rande. Dennoch: Ein Handbuch allein kann unmöglich alle Fragen beantworten, und es verdient noch einmal festgehalten zu werden, dass dieses Handbuch bereits eine sehr große Zahl an Antworten autoritativ und präzise bereitstellt. Lehner, Müller und Roeber haben ein eindrucksvolles Werk vorgelegt und es bleibt zu hoffen, dass sich der Band schnell großer Beliebtheit erfreut!

*Markus Friedrich*

ANDREW PETTEGREE: Die Marke Luther. Wie ein unbekannter Mönch eine deutsche Kleinstadt zum Zentrum der Druckindustrie und sich selbst zum berühmtesten Mann Europas machte – und die protestantische Reformation lostrat. Berlin: Insel Verlag 2016. 407 S. m. Abb. ISBN 978-3-458-17691-6. Geb. € 26,00.

»Wie ein theologischer Streit im gänzlich andersartigen Kommunikationsumfeld, das vor fünf-hundert Jahren herrschte, zu einem großen öffentlichen Ereignis werden konnte, das Kleriker und Laien über weite Teile des europäischen Kontinents erfasste« (S. 8) – diese Frage stellt Andrew Pettegree mit seinem Buch »Die Marke Luther«. Ihr nähert er sich unter historischen und medialen Gesichtspunkten, die er verbindet und aufeinander bezieht.

Pettegree beginnt mit der Beschreibung Wittenbergs, deren – und damit auch Martin Luthers – Provinzialität und Randständigkeit er herausstellt. Diese kontrastiert er mit dem rasanten, bahnbrechenden Aufschwung beider. Diesen Ansatz verliert er nie aus dem Auge, während er das ganze Buch hindurch den Geschicken Luthers und der reformatorischen Bewegung folgt. Den Höhepunkt bildet die Entwicklung der »Marke Luther«, deren Entstehungsbedingungen und Eigenarten geschildert werden. Dabei blickt Pettegree auch über Luther und Wittenberg hinaus auf andere Gegenden und Personen, bevor er sich schließlich dem Fortgang der reformatorischen Bewegung mit einem Ausblick auf die kommenden 100 Jahre widmet, immer mit einem Bezug zu den medialen Voraussetzungen und Folgen.

Pettegree betrachtet immer wieder die wirtschaftlichen Motive der Druckereien und lenkt damit den Leserblick auf Nachfrage und Adressaten der »Marke Luther«. Die Motive der Drucker von Reformationsschriften werden als zwischen Ökonomie und Solidarität stehend herausgearbeitet: »Im Kommerz ist wenig Raum für Haltung. Die Kirche war ein hervorragender Kunde, bis Luther ein besserer wurde.« (S. 74) Dieser Blickrichtung entspricht die Vorstellung vieler Schriften v. a. Martin Luthers, die auf ihre Auflagenstärke, Qualität und Verbreitung hin untersucht werden. Auch der persönliche Verdienst Luthers wird herausgestellt, der sich z. B. in der Anfangszeit auf kurze, achtseitige Schriften konzentriert habe, die schnelle Renditen und geringes Risiko für Druckereien bedeuteten. Der Umgang Luthers mit seinen Schriften und den Druckereien, die er oft besucht und deren Arbeit er gelenkt habe, stellen Luthers Verdienst für die reformatorische Bewegung auch auf dieser Ebene heraus.

Pettegrees Verknüpfung von Druck- und Mediengeschichte mit der Geschichte der Persönlichkeit Martin Luthers ist durchaus gelungen. Am stärksten ist Pettegree dabei in seinem Umgang mit Quellen und Drucken, bezüglich derer er augenscheinlich über ein breites wie tiefes Wissen verfügt. Mit seinem Fokus lenkt Pettegree den Blick auch auf Menschen, die einen bedeutenden Anteil an der Reformation und ihrer Ausbreitung hatten, aber sonst selten im Fokus stehen: neben den Wittenberger Theologen und Freunden Luthers wie Lucas Cranach und Justus Jonas sind das hier u. a. die Drucker Rhaugrunenberg und Lotter. Die Untersuchung der »Marke Luther« durchzieht das ganze Buch, ist aber in ihrer konkreten Schilderung und Erklärung im entsprechenden Kapitel eher knapp.

»Die Marke Luther« ist leicht und spannend zu lesen. Es gibt zahlreiche veranschaulichende Beispiele, die über die tiefe Quellenkenntnis des Autors Aufschluss geben und die häufig durch Bildmaterial unterstützt werden. Im Ton ist Pettegree manchmal fast pathetisch, was der guten Lesbarkeit und Anschaulichkeit des Buches sicher keinen Abbruch tut.

Pettegrees Buch folgt einem erhellenden Ansatz, bei dem die Wirkung der Reformation mit Hilfe des Druckwesens aufbereitet wird. Es bietet einen Einblick in die zentralen (v. a. Wittenberger) Ereignisse der Reformation mit Schwerpunkt auf den frühen Jahren und den Werken Luthers. Ein wenig Vorwissen in Druckwesen und Reformation ist sicherlich von Nutzen für einen größtmöglichen Lesegewinn. Dennoch ist »Die Marke Luther« nicht nur ein Buch für Fachkundige, sondern kann durch die gute und angenehme Lesbarkeit allen interessierten Lesern sehr empfohlen werden – gerade für Leser mit einem besonderen Interesse an Druck- und Mediengeschichte, aber auch für diejenigen, die sich an einem besonderen Blickwinkel auf die Geschichte der (Wittenberger) Reformation freuen.

*Fabian Kunze*

ENNO BÜNZ, HARTMUT KÜHNE, PETER WIEGAND (HRSG.): Johann Tetzel und der Ablass. Berlin: Lukas Verlag 2017. 432 S. m. zahlr. farb. Abb. ISBN 978-3-86732-262-1. Kart. € 29,80.

Der um 1465 im sächsischen Pirna geborene und am 11. August 1519 im Leipziger Dominikanerkonvent gestorbene Ablasskommissar und -prediger Johann Tetzel gehört zu den prominentesten Gestalten der Reformationsgeschichte; wurde er doch schon zu Lebzeiten zur Symbolgestalt eines Ablasswesens in seinen »schlimmsten Auswüchsen«, das die Befreiung von Sündenstrafen zur käuflichen Ware machte. In dieser Rolle bestimmt er zusammen mit dem ihm zugeschriebenen Werbeslogan »Wenn das Geld im Kasten klingt, die Seele aus dem Fegefeuer springt« das bis heute kulturell dominante Reformationsnarrativ, das Tetzels »marktschreierischen« Einsatz für den Petersablass, die Entstehung von Luthers »95 Thesen« und die Anfänge der Reformation kausal verknüpft. Tetzel galt stets als personifizierte Kulmination der kirchlichen Missstände und Verfallserscheinungen am Vorabend der Reformation. Bereits 1899 hat der katholische Kirchenhistoriker Nikolaus Paulus mit seiner Monographie »Johann Tetzel der Ablassprediger« den Weg zu einer wissenschaftlich versachlichenden Wahrnehmung Tetzels jenseits von Polemik und Apologetik eröffnet. Indem er den Dominikaner in die Ordens-, Frömmigkeits- und Theologiegeschichte seiner Zeit einordnete, hat er ihn als erstzunehmenden Theologen gewürdigt. Allerdings konnte Paulus das skandalisierende Tetzeltbild in Wissenschaft und Popularkultur nicht nachhaltig beeinflussen. Bis ins 21. Jahrhundert hinein gab es auf

diesem Forschungsfeld keine neuen perspektivischen Impulse mehr. Das änderte sich erst jüngst, als im April 2016 in Jüterbog eine Tagung über ›Tetzel – Ablass – Fegefeuer‹ und im Jahr darauf die gleichnamige Ausstellung stattfanden und der hier zu rezensierende Begleitband zur Ausstellung erschien. Er enthält die Beiträge der Tagung und zusätzliche Aufsätze, die kommentierten Exponate der Ausstellung (Dokumente zum Leben und Wirken Tetzels) und Katalogartikel zu weiteren Tetzel-Dokumenten, die auf der Jüterbogener Ausstellung nicht präsentiert werden konnten, außerdem eine fünfseitige biographische Zeittafel und sechs Karten zu Tetzels sehr mobilem Leben, zum Einzugsbereich der Livlandablässe, zum Vertriebsnetz des Peters- und Albrechtsablasses unter Leo X. und zum Itinerar des Subkommissars Johann Breidenbach 1517/18. Abgeschlossen wird der reich bebilderte und mit vielen Textfaksimiles ausgestattete Band durch ein umfangreiches Literaturverzeichnis (52 Katalogspalten) und ein Orts- und Personenregister.

Den drei Herausgebern des Bandes gelang es, ein interdisziplinäres Forschungsteam zu gewinnen, das sich der Herausforderung stellte, unabhängig von Epochen- und Dekadenkonstrukten und konfessionellen Identitätsbedürfnissen die Tetzel-Forschung auf eine neue Grundlage zu stellen. Vor allem wurde erstrebt, die Gestalt Tetzels in der Mentalität, Religiosität und den sozialen wie religionspolitischen Bezügen seiner Zeit zu kontextualisieren und dabei besonders auf seine Stellung in der Universität, im Dominikanerorden, in der klösterlichen Observanzbewegung, im zeitgenössischen Predigt- und Ablasswesen, in der Jubiläumsablass-Organisation und in den Netzwerken persönlicher Beziehungen zu anderen Ablassakteuren, zu Prälaten und weltlichen Obrigkeiten zu achten. Die Titel der Aufsätze zeigen den Perspektivenreichtum dieser Kontextualisierungen Tetzels: ›Das nicht erloschene Fegefeuer. Zum Cranach-Retabel in der Nikolaikirche zu Jüterbog‹ (Susanne Wegmann); ›Jüterbog um 1500 aus landes-, stadt- u. kirchengeschichtlicher Perspektive‹ (Frank Göse); ›Der Agent des Antichristen. Zur Entstehung der Tetzellegende im 16. u. 17. Jh.‹ (Hartmut Kühne); ›Was ist ein Ablasskommissar?‹ (Christiane Schuchard); ›Netzwerke eines »berühmten Practicus«? Was Tetzel zum erfolgreichen Ablasskommissar machte‹ (Peter Wiegand); ›Predigt u. geistliches Schrifttum im Leipziger Dominikanerkloster um 1500‹ (Volker Honemann); ›Tetzel u. die Verbreitung des Livlandablasses in den Oberlausitzer Sechsstädten‹ (Petr Hrachovec); ›Tetzel u. Annaberg‹ (Enno Bünz); ›Tetzel und der Petersablass‹ (Wilhelm Ernst Winterhager); ›Die Universität Frankfurt, der Ablassstreit und Tetzel‹ (Michael Höhle); ›Beichtbriefe und Formulardrucke für die Livlandkampagnen und für den Vertrieb des Petersablasses durch Arcimboldi‹ (Oliver Duntze, Falk Eisermann); ›Druckerzeugnisse der Leipziger Offizin Melchior Lotters d. Ä. für den von Albrecht v. Brandenburg vertriebenen Petersablass u. deren Funktion‹ (Ulrich Bubenheimer). Der Forschungsertrag der Aufsätze findet in dem reichhaltigen Katalogteil sein ideales Pendant: Durch die dokumentierende und teilweise auch edierende Erschließung bisher verborgener Quellen kann er die biographischen Kenntnisse über Tetzel im Zusammenhang des Ordens- und Ablasswesens seiner Zeit wesentlich erweitern.

Überhaupt zwingt das gesamte Buch durch die Veröffentlichung unbekannter Archivalien und durch die neuen Kontextualisierungen des Dominikaners und Ablasskommissars, das gängige Tetzel-Narrativ einer gründlichen Revision zu unterziehen. So zeigt z.B. Honemann, dass im Leipziger Dominikanerkloster eine Religiosität herrschte, die strenge Reformideale, geistliche Verinnerlichung und Unterstützung des Ablasswesens miteinander verband, eine Kombination, für die es auch bei Tetzel deutliche Indizien gibt. Der durchweg sorgfältig gestaltete und redigierte Band ist meines Erachtens ein Markstein der Forschung. Unter den immens vielen Reformatio- und Lutherpublikationen der vergangenen Jahre dürfte er zu den wenigen gehören, deren Wirkung über Jahr und Tag

hinausreichen und künftiges Nachdenken über Spätmittelalter und Reformation inspirieren wird (vgl. meinen Aufsatz »Johann Tetzel in neuem Licht«, erscheint im Jahresband des Neuen Archivs für sächsische Geschichte 89, 2018).

*Berndt Hamm*

LANDESARCHIV BADEN-WÜRTTEMBERG, HAUPTSTAATSARCHIV STUTTGART, IN KOOPERATION MIT DEN STAATLICHEN SCHLÖSSERN UND GÄRTEN BADEN-WÜRTTEMBERGS (HRSG.): Reformation in Württemberg. Freiheit – Wahrheit – Evangelium. Beitragsband zur Ausstellung des Landesarchivs Baden-Württemberg. Hauptstaatsarchiv Stuttgart (13. September 2017–19. Januar 2018), Ostfildern: Jan Thorbecke 2017. 336 S. m. farb. Abb. ISBN 978-3-7995-1233-6. Geb. € 32,00.

LANDESARCHIV BADEN-WÜRTTEMBERG, HAUPTSTAATSARCHIV STUTTGART, IN KOOPERATION MIT DEN STAATLICHEN SCHLÖSSERN UND GÄRTEN BADEN-WÜRTTEMBERGS (HRSG.): Reformation in Württemberg. Freiheit – Wahrheit – Evangelium. Katalogband zur Ausstellung des Landesarchivs Baden-Württemberg. Hauptstaatsarchiv Stuttgart (13. September 2017–19. Januar 2018), Ostfildern: Jan Thorbecke 2017. 416 S. m. farb. Abb. ISBN 978-3-7995-1234-3. Geb. € 28,00.

Im Jahr 2017 sind anlässlich des 500. Reformationsjubiläums zahlreiche wissenschaftliche Werke publiziert worden, die sich nicht nur in größerem Maßstab mit der Reformation auseinandersetzen (z. B. Mark Greengrass: *Das verlorene Paradies. Europa 1517–1648*, Darmstadt 2018.). Auch einzelne Aspekte dieses Umbruchs (z. B. Eva-Maria BACHTELER / *Evangelische Frauen in Württemberg* [Hrsg.], *Auf zur Reformation. Selbstbewusst, mutig, fromm – Frauen gestalten Veränderung*, Stuttgart 2016) oder dessen Ausprägung in verschiedenen Regionen wurden zum Gegenstand der neu angelegten Untersuchungen (neben dem hier zu besprechenden Katalog- und Begleitband zur Reformationsausstellung des Landesarchivs Baden-Württemberg z. B. Andreas STEIDEL: *Auf Luthers Spuren. Orte der Reformation in Baden und Württemberg*, Stuttgart 2016). Der wissenschaftliche Begleitband zur Reformationsausstellung des Landesarchivs Baden-Württemberg nimmt mit seinen 35 Beiträgen in diesem Kontext eine kulturhistorische Perspektive ein, die sich ebenso wie der zugehörige Ausstellungskatalog »der aufregenden Frühzeit der Reformation im Herzogtum Württemberg« (Beitragsband, S. 7) annimmt.

Eine kurze Einführung in die Thematik des Begleitbandes von Prof. Dr. Peter Rückert, der für die Konzeption und Gesamtorganisation der Ausstellung verantwortlich war, bettet die Reformation in Württemberg in den zeitgenössischen Diskurs ein. Das erste Kapitel (I. Gesellschaft, Reformation und Bauernkrieg, Beitragsband, S. 13–76) will kontextualisieren. Es beschäftigt sich daher mit den Menschen in ihrer damaligen Lebenswelt, mit der Volksfrömmigkeit und dem Ablasswesen sowie mit den in dieser Zeit häufigen Aufstandsbewegungen als Ausdruck u. a. der sozialen Unzufriedenheit, die als Bauernkriege Bekanntheit erlangten; hierzu zählt im Württembergischen z. B. der Aufstand des »Armen Konrad« im Jahr 1514 (Beitragsband, S. 61). Auch Geschlechterrollen werden in einem Aufsatz über »Frauen im Umfeld Württembergischer Reformatoren« (Dr. Nicole Bickhoff, Beitragsband, S. 73–76) hinterfragt. In der zweiten Sektion (II. Medien und Kunst, Beitragsband, S. 77–192) stehen mediale und künstlerische Elemente während der frühen Reformation im Fokus. Nicht nur der Medieneinsatz selbst (»Die Reformation als Medienereignis: Die zwei Gesichter des Medieneinsatzes der frühen Reformation«, Prof. Dr. Volker Honemann, Beitragsband, S. 78–87) sowie »Der Buch-

druck in Württemberg im frühen 16. Jahrhundert« (Dr. Armin Schlechter, Beitragsband, S. 88–95) werden hierbei diskutiert, auch andere Quellengattungen wie »Bilder für die Reformation« (PD Dr. Hans-Martin-Kaulbach, Beitragsband, S. 138–149) oder »Reformation und Reformationsgedenken auf südwestdeutschen Münzen und Medaillen« (Dr. Matthias Ohm, Beitragsband, S. 186–192), die sich mit der Sachkultur zuzuordnenden Quellen beschäftigen, werden ausgewertet und erhalten Raum. Das kürzer gehaltene nachfolgende Kapitel über liturgische und musikalische Aspekte der frühen Reformation in Württemberg (III. Liturgie und Musik, Beitragsband, S. 193–232) stellt Aufsätze zusammen, die von der »Reformatorsche[n] Kirchenmusik« (Prof. Dr. Andreas Traub, Beitragsband, S. 206–213) bis hin zu einer Untersuchung von frühen katholischen Kontroverspredigten (»Luther der Teufel? Martin Luther in frühen katholischen Kontroverspredigten«, Prof. Dr. Adreas Holzem, Beitragsband, S. 223–232) handeln. Dieser Teil darf freilich kürzer gehalten werden, denn er wird im Katalogband intensiv medial dargestellt und eingeordnet. Im letzten Kapitel des Begleitbandes wird die Reformation in den Zisterzienserklöstern Maulbronn (Beitragsband, S. 234–257) und Bebenhausen (Beitragsband, S. 258–281), in der Benediktinerabtei Alpirsbach (Beitragsband, S. 282–300) und in dem dem Maulbronner Kloster unterstellten Zisterzienserinnenkloster Rechensteden (Beitragsband, S. 301–312) besprochen (IV. Die Reformation in den Klöstern, Beitragsband, S. 233–312). Den drei erstgenannten Männerklöstern widmen sich dabei jeweils drei Aufsätze, während dem letztgenannten Frauenkonvent, der sich bis an das Lebensende der Nonnen gegen die Aufhebung des Klosters wehrte, nur ein Aufsatz Rechnung trägt. Ein Anhang mit Abkürzungen, Quellen- und Literaturverzeichnis sowie Bildnachweise über die ca. 160 Abbildungen und eine Kurzvorstellung der Autoren und Autorinnen beschließt den Beitragsband zur Reformationsausstellung.

Der Aufbau des Ausstellungskatalogs ist angelehnt an den Aufbau des Begleitbandes: Nach einem Grußwort von Winfried Kretschmann, dem Ministerpräsidenten des Landes Baden-Württemberg, und einem Vorwort von Prof. Dr. Robert Kretschmar, dem damaligen Präsidenten des Landesarchivs Baden-Württemberg, enthält der Katalogband zur kulturhistorischen Reformationsausstellung eine Einführung von Prof. Dr. Peter Rückert. Dieser schließt sich eine Zeittafel an, die von 1483 bis 1559 über die Frühzeit der Reformation im Reich und in Europa und kontrastierend dazu über die Umbrüche im südwestdeutschen Raum informiert, um somit den Gesamtüberblick über das Thema und die zeitliche Eingrenzung abzurunden.

Die Ausstellung war in neun Sektionen unterteilt, die verschiedene Aspekte der württembergischen Reformation näher beleuchteten. Diese Konzeption wahrt der Katalogband, sodass der Hauptteil des Ausstellungskatalogs mit einer Einstimmung beginnt (I. Am Ende der Zeiten? Land und Leute um 1500, Katalogband, S. 20–41), der sich eine Hinführung zum Thema anschließt (II. Kirche und Frömmigkeit am Vorabend der Reformation, Katalogband, S. 42–65). Insbesondere die Kunst jener Zeit verbildlicht die Angst und Endzeiterwartung, in der die Menschen um 1500 lebten, weshalb viele Zeichnungen und Holzschnitte die kirchlichen Missstände, Wirtschaftskrisen und sozialen Umwälzungen um 1500 darstellen. Die religiösen Anschauungen und deren Niederschlag (beispielsweise in der Gestaltung von Gottesdiensten) präsentiert der Katalog in Form von liturgischen Codices, sakralen Geräten sowie Skulpturen und gar Altären. In den somit geschaffenen Kontext werden Martin Luther und seine Lehre eingeordnet (III. Martin Luther und seine Ausstrahlung im deutschen Südwesten, Katalogband, S. 66–119), die sich insbesondere in schriftlichen Dokumenten wieder spiegelt, welche aus reformatorischer Feder sowohl von Luther als auch von Melancthon stammen. Nicht fehlen darf hier freilich der Einblattdruck mit Luthers 95 Thesen, doch werden auch Traktate, Predig-

ten und Bibelübersetzungen herangezogen. Zudem wird die Bannandrohungsbulle von Papst Leo X. ausführlich besprochen (Katalogband, III. 39 [Urkunde], S. 113–118 sowie III. 40 [Druck], S. 118f.). Weiter veranschaulicht wird dieses umfangreichste Kapitel im Ausstellungskatalog durch verschiedene Gemälde – so ist hier erstmals das Tafelgemälde von Ambrosius Fütterer zu sehen, das Luther im Profil auf Goldgrund zeigt –, Münzen, Medaillen, Plakatdrucke oder auch Alltagsgegenstände wie Luthers Reiselöffel. Der Bauernkrieg von 1525 und Herzog Ulrichs Versuch, seine Rückkehr mit Hilfe der Aufständischen gewaltsam durchzuringen, sowie seine Rückeroberung Württembergs im Jahr 1534 sind zentrale Inhalte der anschließenden Sektion (IV. Herzog Ulrich, Bauernkrieg und Reformation, Katalogband, S. 120–169). Jenes Kapitel ist bedeutsam, da Herzog Ulrich die Einführung der Reformation in Württemberg maßgeblich voranbrachte. Dies spiegelt sich in schriftlichen Quellen wider, was beispielsweise Gebetsbücher, Predigten, Urfehden und Bündnisbriefe zu zeigen vermögen. Ergänzt wird dieses Kapitel durch Quellen der Sachkultur wie beispielsweise von den Bauern benutzte Waffen (z. B. Dreschflügel oder Morgensterne), der Münzfund von Unterkochen oder die Rüstung Herzog Ulrichs. Bei der Einführung der Reformation in Württemberg standen Herzog Ulrich als Berater und Reformatoren nicht nur Martin Luther und Philipp Melanchthon zur Seite, sondern auch Ambrosius Blarer, Erhard Schnepf und Johannes Brenz. Diese werden – nicht ohne Herzog Ulrich weiterhin im Mittelpunkt zu belassen – in einem weiteren Kapitel vorgestellt (V. Württemberg im Licht des Evangeliums, Katalogband, S. 170–205), um somit den fortgeführten Streit um die verschiedenen evangelischen Richtungen näher zu beleuchten. Die Evangelisierung wird an Hand von Erlassen, Landes- und Kirchenordnungen sowie diverser Schriftwechsel nachvollzogen, während die Reformatoren durch Kupferstiche, Gemälde und Epitaphien ein Gesicht erhalten. Welchen Niederschlag die Reformationsbewegung in der Literatur, Musik und Kunst erfahren hat, beschreibt das nachfolgende Kapitel (VI. Die Reformation in den Medien: Literatur, Musik und Kunst, Katalogband, S. 206–248). Von zentraler Bedeutung für die rasche und auch breite Vermittlung der neuen Lehre war der Buchdruck. Einblattdrucke, Flugblätter oder Flugschriften waren rege genutzte, kostengünstige Medien im öffentlichen Diskurs. Neue Kirchenlieder wurden durch den Buchdruck ebenso rasch verbreitet wie Triumph- und Spottlieder, welche die Altgläubigen genauso wie die Anhänger der neuen Lehre zur Festigung ihrer Position unter das Volk brachten. Zahlreiche Kunstwerke wie Tafel- oder Altarbilder, aber auch Abbildungen auf Münzen und Medaillen nutzten die reformatorische Bildersprache und gestalteten somit die Reformation auf mediale Art und Weise. Die Sektionen VII.–IX. beleuchten die Reformation beispielhaft in den Klöstern Maulbronn (VII. Die Reformation im Kloster Maulbronn, Katalogband, S. 248–289), Bebenhausen (VIII. Die Reformation im Kloster Bebenhausen, Katalogband, S. 290–333) und Alpirsbach (IX. Die Reformation im Kloster Alpirsbach, Katalogband, S. 334–381) näher. Hierfür dienten nicht nur die Gebäude selbst als Ausstellungsobjekte, es wurden auch Ausstattungstücke derselben, die während der Reformation entfernt worden waren, an ihre Entstehungsorte zurückgebracht. Die Klöster, die somit ganz konkret selbst zum Teil der Ausstellung wurden, werden dergestalt als bedeutsame Orte der Reformation in Württemberg herausgestellt. Der Dezentralisation der Reformationsausstellung wird der Katalog durchaus gerecht, indem er die wesentlichen Kunstwerke, sakralen Gegenstände und Bauweisen dieser Klöster fotografisch darstellt, die Auskunft über die Widerstandsbewegungen gegen die neue Lehre ebenso wie die Geschichte der Reformierung der Priesterschaft bzw. deren Austausch geben. Eine exklusive Besonderheit dieses Ausstellungskatalogs stellt sein Anhang dar (Katalogband, S. 382–416), der nicht nur das Quellen- und Literaturverzeichnis sowie den Abbildungsnachweis enthält. Herausragend ist die 45 Tonspuren umfassende, dem



Katalogband beiliegende CD »Reformation in Württemberg: Lieder und Stimmen der Reformation«, deren Texte im Anhang des Ausstellungskatalogs zudem ediert vorliegen. Die in Kapitel VI. des Katalogbandes beschriebene Reformation als mediales Großereignis wird damit auf eine ganz neue Art und Weise erfahrbar gemacht.

Der Aufbau des Ausstellungskatalogs kann nur als gelungen bezeichnet werden. Die dargestellten Objekte werden in einer optisch höchst ansprechenden Art und Weise qualitativ hochwertig dargestellt und sie werden zudem äußerst gehaltvoll beschrieben. Einer kurzen Überblicksdarstellung, die mitunter den Titel, die Datierung, die Beschaffenheit und die Herkunft umfasst, folgt eine (je nach Gegenstand längere oder kürzere) Einordnung und Besprechung desselben. Abgerundet wird die Vorstellung der zu besprechenden Objekte durch Literaturangaben, sodass der interessierte Leser bzw. die interessierte Leserin sich bei Bedarf weiter informieren kann. Die dem Ausstellungskatalog beigegebene CD mit Liedern und Stimmen der Reformation erweckt einen Teil der Quellen zum Leben und lässt erahnen, wie mitreißend der Diskurs um die neue Lehre medial geführt wurde.

Der zur Vorbereitung und Vertiefung der Reformationsausstellung konzipierte Begleitband kann sowohl ergänzend zum Katalogband als auch unabhängig davon konsultiert werden, da er ebenfalls reich bebildert ist und somit die behandelten Themen sowohl mit Bild- als auch mit Schriftquellen veranschaulicht. Die gewählten Perspektiven erlauben durch das breite Spektrum, das sie abdecken, eine großartige Annäherung an die Anfänge der Reformation in Württemberg. Außerdem sind die beiden Beiträge zu dem bislang eher vernachlässigten Aspekt »Frauen im Kontext der Reformation« in diesem Begleitband zur Reformationsausstellung in Anbetracht dessen, dass »[i]n der Reformationsgeschichtsschreibung [...] das Engagement von Frauen für die Reformation oft vergessen oder allenfalls am Rande erwähnt [wird]« (Beitragsband, S. 73) umso höher zu schätzen.

Die beiden qualitativ hochwertig bebilderten Bände überzeugen somit nicht nur durch die Darstellung der ausgesuchten, sorgfältig beschriebenen und veranschaulichten Objekte, sondern ebenso durch die Kontextualisierung der frühen Reformation in Württemberg. Zugleich werden darüber hinaus schlaglichtartig bislang wenig in den Fokus gerückte Aspekte besprochen. Des Weiteren bietet der Ausstellungskatalog durch die beigegebene CD die Möglichkeit, die dynamischen Vorgänge während der frühen Reformationszeit mit dem Gehörsinn wahrzunehmen. Diese beiden anlässlich des 500. Reformationsjubiläums entstandenen Werke animieren somit nicht nur ein breites Publikum zum Stöbern oder Nachschlagen, es weckt auch den Wissensdurst und das Forscherinteresse, noch mehr über diese spannungsgeladene Zeit zu erfahren.

*Sarah Bongermينو*

AMY NELSON BURNETT, EMIDIO CAMPI (HRSG.): Die schweizerische Reformation. Ein Handbuch. Zürich: TVZ 2017. 740 S. m. farb. Abb. ISBN 978-3-290-17887-1. Geb. € 80,00.

Burnett und Campi formulieren in der Einleitung zu diesem »Handbuch« der schweizerischen Reformation drei mit ihrer Überblicksdarstellung verbundene Ziele: So soll der vorliegende Band nicht nur einen fundierten Überblick über die Schweizer Reformation liefern, sondern auch ein besonderes Augenmerk auf die Chronologie, Geografie und Langzeitwirkung der Ereignisse werfen. Dazu ist das Buch in drei Teile gegliedert: In einem ersten, sehr kurzen, dafür aber umso prägnanteren Teil zu den »Hintergründen« wird die Schweizer Eidgenossenschaft vor der Reformation skizziert. Darauf folgt im

zweiten Teil das eigentliche Kernstück des Bandes: die Reformation. Dabei werden chronologisch die verschiedenen Reformationsereignisse entsprechend ihrer geografischen Situierung erörtert. Neben den »klassischen« Reformationsstädten Zürich, Bern und Basel kommen so auch die Ereignisse von Schaffhausen, St. Gallen, den Drei Bünden, sowie den mit der Eidgenossenschaft verbündeten französischsprachigen Gebieten in den Fokus. In zwei etwas aus der Reihe tanzenden Kapiteln werden auch die »gescheiterten« Reformationen (etwa in Luzern) und das Schweizer Täuferium behandelt. Im dritten Teil schließlich werden unter dem Stichwort »Wirkungen« thematische Überblicke sowohl zum theologischen Profil, als auch über Gemeinwesen und Gottesdienst, Schul- und Bildungswesen, Schweizer Gesellschaft, Reformationskultur und die Entwicklung der Eidgenossenschaft bis zur Synode von Dordrecht gegeben.

Allgemein fällt auf, dass das Handbuch den durch die Herausgeber selbst vorgegebenen Ansprüchen unterschiedlich stark Genüge tut. Dem Anspruch, als »Handbuch« eine gut fundierte Übersicht über den aktuellen Stand der Forschung zu liefern, werden die renommierten Autorinnen und Autoren, die allesamt zu ihrem Spezialgebiet schreiben, zweifellos gerecht. Besonders der erste und zweite Teil zeichnen sich außerdem durch hohe Allgemeinverständlichkeit aus, während der dritte Teil zu den Wirkungen schon etwas Vorkenntnisse voraussetzt. Der verstärkte Fokus auf die Chronologie der Ereignisse gelingt durch die Gliederung des gesamten Bandes sehr gut und findet sich als roter Faden auch in den einzelnen Kapiteln wieder. Dadurch leidet allerdings der Anspruch, die Schweizer Reformation entsprechend ihrer geografischen Ausdehnung darzustellen. Während es leichtfällt, die großen Städte und Stätten der Reformation zu finden, sind andere Orte – sowohl »alte« als auch »neue« – erst durch einen Blick in das allerdings sehr übersichtlich gestaltete Register zu finden. Außerdem sind die entsprechenden Informationen zu einem Ort (etwa Schaffhausen) über mehrere Kapitel verteilt und Wiederholungen nicht ausgeschlossen. Während die Desiderate »Chronologie« und »Geografie« durch den Aufbau des Buches und das Register abgedeckt werden können, bleibt das dritte Postulat »Langzeitwirkung« jedoch ein Desiderat. Abgesehen davon, dass die Aufsätze nur die »Langzeitwirkungen« bis 1618 berücksichtigen, fehlen hier auch die Einbindung der Schweizer Reformation in die europaweite Reformation und besonders die Auswirkungen auf den süd- und oberdeutschen Raum vollständig.

Auch wenn bei diesem Handbuch zur Schweizer Reformation die Gelegenheit verpasst wurde, die »zwinglianische« und die »calvinistische« Reformation nicht nur chronologisch zu ordnen, sondern auch in ihrer engen Verknüpfung darzustellen und die Auseinandersetzung mit dem Humanismus zu kurz, die Bauernthematik überhaupt nicht vorkommt, gelingt es dem Werk dennoch, einen außerordentlich vielseitigen und reflektierten Blick auf die Schweizer Reformation zu werfen. Hilfreiche Grafiken und zahlreiche Illustrationen sowie ein ausführliches Literaturverzeichnis verstärken den mehrheitlich positiven Eindruck, den das Handbuch hinterlässt. Ein alles in allem gelungenes Überblickswerk zur Schweizer Reformation!

*Ariane Albisser*

CHRISTINE CHRIST-VON WEDEL: Glaubensgewissheit und Gewissensfreiheit. Die frühe Reformationszeit in Basel (Colmena Perspektiven III). Basel: Colmena 2017. 304 S. ISBN 978-3-906896-08-3. Geb. € 28,00.

Christine Christ-von Wedel, die 2015 für ihre Arbeiten zu Erasmus von Rotterdam, zur schweizerischen Reformationsgeschichte und zur Geschichte der Basler Mission mit dem

Wissenschaftspreis der Stadt Basel ausgezeichnet wurde, hat ein Buch über die frühe Reformationszeit in Basel geschrieben. Diese frühe Phase kennzeichne, so die Autorin, eine »große Offenheit«, die dann 1529 durch die Einführung der Reformation durch den Rat beendet wurde. Den »Kämpfen um ein wenig mehr Freiheit innerhalb der neuen Basler evangelischen Obrigkeitkirche« in dieser Phase nach 1529 will sich die Autorin in einem weiteren Band widmen (S. 13).

Als zeitlichen Rahmen ihrer Darstellung der frühen Reformationszeit setzt Christ-von Wedel Erasmus' Jahre in Basel zwischen 1514 und 1529 an. Während das Jahr 1529 mit der offiziellen Einführung der Reformation durch den Basler Rat tatsächlich eine Zäsur darstellt, erscheint die Wahl des Jahres 1514 weniger zwingend. Da aber 1515 der spätere Reformator Oecolampad in die Stadt kommt, ist auch sie durchaus gerechtfertigt. Die Darstellung erfolgt in 35 unterschiedlich langen Kapiteln in chronologischer Abfolge, von »1. Krise und Aufbruch« bis »35. Die Zünfte setzen die Reformation durch«. Eine Einleitung und eine Zusammenfassung gibt es nicht, vorangestellt ist lediglich ein kurzes Vorwort (S. 9–14). Diese Art der Gliederung ist etwas ungewöhnlich und erschwert die Orientierung.

Ziel des Buches sei es, das »immer noch ungenügend geklärte Verhältnis von Humanismus, Reformation und Politik zu veranschaulichen« (S. 11). Hierzu stellt die Autorin die Verbindungen zwischen humanistischen Kreisen um Erasmus und den Basler Reformatoren dar und zielt auch auf die Ausbreitung und Wechselwirkung von Ideen innerhalb der Stadt ab. Allerdings wäre eine stärkere Verzahnung und Einbettung humanistischer und religiöser Ideen und Praktiken mit den politischen, wirtschaftlichen oder sozialen Bereichen wünschenswert gewesen.

Die Darstellung ist sehr quellennah, jedoch werden Quellenzitate bisweilen kaum eingeordnet oder interpretiert. Problematisch ist, dass die Autorin grundlegende Forschungen zu den beschriebenen Themen nicht zur Kenntnis genommen hat, beispielsweise wäre hier Valentin Groebners Studie zu »Gefährlichen Geschenken« bezüglich des Umgangs mit Pensionszahlungen in Basel (Kap. 3) zu nennen. Merkwürdigerweise ignoriert Christ-von Wedel auch die Forschungen zur lokalen wie zur allgemeinen Reformationsgeschichte weitgehend. Im Literaturverzeichnis finden sich weder die Standardwerke Paul Roths zur Basler Reformation, noch Namen wie Bernd Moeller, Volker Leppin oder Berndt Hamm, obwohl allein diese nur beispielhaft gewählten Autoren zu diversen Aspekten hilfreiche Interpretationsansätze hätten liefern können. Diese offensichtliche Nichtberücksichtigung auch nur der grundlegenden Forschungsliteratur zum Thema erstaunt umso mehr, als die Autorin noch 2014 u. a. zusammen mit Berndt Hamm einen Band zu »Basel als Zentrum des geistigen Austauschs in der frühen Reformationszeit« herausgegeben hat.

So erscheint das Buch in gewisser Weise (bewusst?) etwas aus der Zeit gefallen. Dies liegt weniger an der etwas antiquiert wirkenden, aber lebenswürdigen Widmung an die Stadt Basel, als vielmehr an den fehlenden Bezügen zur Forschung und an der Art der Darstellung. Wer an einer solchen – gut lesbaren und quellennahen – Geschichte Freude hat, dem kann das Buch empfohlen werden.

Wer von dem Buch einen forschungsorientierten Einstieg in die Geschichte der frühen Basler Reformationszeit erwartet, wird enttäuscht werden. Hier bieten aber beispielsweise Marcus Sandls Artikel »Die Frühphase der Basler Reformation. Ereignisse – Medien – Geschichte« in der Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde 2016 oder das 2017 von Amy Nelson Burnett und Emidio Campi herausgegebene Handbuch »Die Schweizerische Reformation« einen fundierten Überblick.

*Marco Tomaszewski*

UTA DEHNERT: Freiheit, Ordnung und Gemeinwohl. Reformatorische Einflüsse im Meisterlied von Hans Sachs (Spätmittelalter, Humanismus, Reformation, Bd. 102). Tübingen: Mohr Siebeck 2017. IX, 563 S. m. Abb. ISBN 978-3-16-155656-2. Geb. € 129,00.

Es gehört zum literarhistorischen Grundwissen, dass der Nürnberger Dichter Hans Sachs (1494–1576) in seiner Epoche lebenslang einer der engagiertesten Vertreter der Lutherschen Lehren war. Darüber gibt es mehrere, vielfach auch gewichtige wissenschaftliche Publikationen. Die vorliegende Arbeit, eine Stuttgarter Dissertation, nimmt sich der Thematik nun erneut an, wobei der Blick in erster Linie auf die Meisterliedproduktion des Autors gerichtet ist. Die Arbeit gliedert sich in zwei große Teile. Zunächst werden in einer Einleitung und in fünf Kapiteln die Grundlagen für die Meisterliedproduktion des Hans Sachs im Umfeld von Reichsstadt, Reformation und Meistersinger-gesellschaft dargestellt, im weit ausführlicheren zweiten Teil geht es um die in einem Sachsautograph, der 1549 für den Schlossergesellen Barthel Weber geschriebenen Handschrift Nürnberg, Stadtbibliothek Will VIII. 235, enthaltenen Lieder – einem Ausschnitt aus der riesigen Meisterliedproduktion des Nürnberger Meisters. Die Verfasserin siedelt ihre Arbeit »im Schnittpunkt von Theologie, Germanistik und Geschichte« (S. 1) an; »an Hans Sachs [soll] exemplarisch gezeigt werden, wie ein Laie des 16. Jahrhunderts reformatorische Ideen aufnahm, sie verarbeitete und wie er sich damit am Kommunikations- und Popularisierungsprozess der Reformation beteiligte« (S. 6). Speziell zum Meistersinger wird ausgeführt, er lasse sich »als ein Medium begreifen, das die grundlegenden Lehren der Reformation nicht nur diskutiert, sondern in sich aufnimmt und in seinem Wesen verinnerlicht« (S. 9) – wie immer Letzteres zu verstehen ist.

Die Kapitel 1–5 enthalten eine ausführliche Darstellung Nürnbergs als eines literarischen Zentrums, ferner der Lutherschen Kerngedanken, der Bildung und des Bücherbesitzes von Hans Sachs, des Meistersingers im 16. Jahrhundert. Im Kapitel 6 leiten konzeptionelle Überlegungen dann über zu den weiteren Ausführungen. Die Arbeit stützt sich auf die breite Kenntnis der einschlägigen Fachliteratur, die in geradezu überbordenden Fußnoten dokumentiert wird. Vielfach vermisst man kritische Stellungnahmen, auch eine eigene Linie. Es werden in vielfach assoziativer Reihung zahlreiche Themen behandelt, wobei nicht immer klar ist, inwieweit sie zum Gesamtzusammenhang wirklich beitragen. Die Darstellung des Meistersingers – um dies beispielhaft etwas näher auszuführen – scheint mir wirklichkeitsfern, idealisiert. Obwohl die Zahl der Meistersinger während der langen Lebenszeit des Hans Sachs mit etwa 250 angegeben wird, zeugt dies angesichts einer Bevölkerungszahl von etwa 50 000 in der Reichsstadt doch nicht gerade von überwältigender Anteilnahme. Fast interessanter wäre es, etwas über das Publikumsinteresse für die öffentlichen Singschulen zu wissen – aber in diesem Punkt versagen unsere Quellen. Die Annahme, »nur wer nicht unter Existenzsorgen leidet, ist in der Lage und hat die Muße, sich über die tägliche (Hand-)Arbeit hinaus in Meistersinger-gesellschaften zu engagieren« (S. 23), trifft die Realität zwar für Sachs, aber keineswegs für alle anderen Mitsänger, wie die von Irene STAHL gesammelten biographischen Fakten sehr deutlich zeigen (Irene STAHL, *Die Meistersinger von Nürnberg. Archivalische Studien*. Nürnberg 1982). Viele dürften sich einfach deshalb beteiligt haben, weil sie Lust hatten zu singen oder zu dichten, weil sie gern Mitglieder einer Gesellschaft von Gleichgesinnten waren, sich vielleicht durch persönliche Verbindungen Vorteile erhofften oder auch, weil sie den öffentlichen Auftritt liebten; der überaus produktive und selbstbewusste Meistersinger Georg Hager d.J. (1532–1634), ebenfalls Schuhmacher, bekannte im Übrigen, er habe Lesen und Schreiben nur durch den Meistersinger gelernt (vgl. STAHL, ebd., S. 181). Als »geistige Elite« (S. 132) haben die Meistersinger sich kaum verstanden. Es

scheint mir auch zweifelhaft, ob in der Meistersingergesellschaft über Fragen der »idealen Lebensführung« (S. 35) diskutiert wurde. Der »Betrieb« dürfte sich darauf beschränkt haben, geistliche und weltliche Lieder in oft komplizierten Strophenformen samt ihren Melodien zu erlernen und sie bei den öffentlichen Freisingen, den Hauptsingen und den internen Zechsingen unter Wettbewerbsbedingungen möglichst fehlerfrei vorzutragen. Die weit überwiegende Zahl der (nicht nur in Nürnberg) vorgetragenen Lieder stammte von Sachs; insgesamt wissen wir von etwa 4.280 Meisterliedern aus seiner Feder. Zu gewinnen waren dabei sowohl für die Vortragenden wie auch für die Zuhörer mancherlei religiöse und weltliche Kenntnisse, nicht selten auch Unterhaltung, für die Sänger auch Anerkennung unter ihresgleichen. Dass der eine oder andere Sänger oder auch Zuhörer sich Gedanken zu einzelnen Themen machte, ist anzunehmen, aber förmliche inhaltliche Diskussionen über religiöse und moralische Fragen dürfte es schwerlich gegeben haben. Wer das Können, Lust und den Mut dazu hatte, schuf auch eigene Töne, d. h. Strophenformen und Melodien, und Texte – soweit man sehen kann, wurde das von Sachs stets wohlwollend begrüßt (er zeigte seine Anerkennung dadurch, dass er eigene Texte in den neuen Tönen anderer verfasste) –, aber viele begnügten sich mit Gesangsvorträgen oder sie wirkten in der Gesellschaft sogar nur deshalb mit, weil sie ihnen die Gelegenheit zu Auftritten in Fastnachtspielen und sonstigen Dramen (in der Regel ebenfalls von Hans Sachs) bot. Von Nürnberger Zeitgenossen des Hans Sachs haben sich nur etwa 140 Meisterlieder erhalten (vgl. Johannes RETTELBACH, *Aufführung und Schrift im Meistergesang des 18. Jahrhunderts*. Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen 240, 2003, S. 241–258, hier: S. 241), davon immerhin die Hälfte, 69, allein von dem anscheinend früh verstorbenen Taschenmachergesellen Hans Vogel.

Der zweite, umfangreichere Teil der Arbeit (Kap. 7) enthält ausführliche Interpretationen von Meisterliedern des Hans Sachs. Der Ansatz ist geschickt gewählt, die Verfasserin sieht zu Recht in dem für Barthel Weber geschriebenen Autograph mit 221 unterschiedlichen Liedern aus den Jahren 1526 bis 1549 einen »repräsentativen Querschnitt« (S. 161) aus dem Schaffen des Nürnberger Autors. Zu 61 % handelt es sich um Lieder mit geistlichen Stoffen auf biblischer Grundlage, zu 39 % um Versifikationen weltlicher Quellen: antike Anekdoten, vorwiegend nach Plutarch, Fabeln, in erster Linie nach Steinhöwels ›Äsop‹, Historien nach Boccaccio und anderen, Schwänke, vor allem nach Paulis ›Schimpf und Ernst‹, teilweise auch ohne bekannte Vorlagen.

Die in der Handschrift enthaltenen, größtenteils noch unedierten Lieder (vgl. S. 167f.) werden kenntnisreich, jedoch in größter, erschöpfender Breite in geradezu gnadenloser Vollständigkeit interpretiert. Dabei laufen die letztlich keineswegs neuen Ergebnisse mehr oder weniger immer auf Gleiches oder Ähnliches hinaus. Im Einzelnen kann dies hier nicht gewürdigt werden. Ich beschränke mich, ohne auf irgendwelche Einzelheiten einzugehen, auf ein ganz kurzes Fazit. Die – nach Sachs' eigener Terminologie – »schriftlichen« Lieder, in denen Stellen aus dem Alten Testament, den Apokryphen und dem Neuen Testament versifiziert und gedeutet werden, stehen fest auf dem Boden der Lehren Luthers. Von zentraler Bedeutung ist die Rechtfertigungslehre, ergänzt »um die Auseinandersetzung mit den Lehren vom allgemeinen Priestertum, dem richtigen Verständnis der Obrigkeit und der Frage der Werkgerechtigkeit« (S. 311); enthalten sind »immer auch Alltagslehren, die auf eine allgemeine Nutzenanwendung zielen« (S. 312). Sachs benutzte neben den Bibeltexten vor allem auch Luthers biblische Vorreden, für die Psalmen ferner Bugenhagens Ausgabe des Psalters. In den weltlichen Liedern geht es neben der Vermittlung interessanter Stoffe »um die Frage nach der Gestaltung des säkularen Lebens und [...] zeitliches Wohlergehen«, um »alltägliche Moral« und um ein »funktionierendes Gemeinwesen« (S. 463f.). Sachs ist überzeugt von der Besserungsfähigkeit des Menschen

durch Belehrung – auch das ist natürlich keine neue Erkenntnis. Ein gewisses Manko der Untersuchungen sehe ich darin, dass die Autorin die von Sachs benutzten Töne nicht in die Interpretationen einbezog. Es gab unterschiedliche Gründe für die Auswahl von Meistertönen aus dem verfügbaren, ziemlich großen Repertoire – bei Sachs waren das rund 275 Töne. Es gab Vorschriften für den Versumfang der bei den Singschulen erlaubten Töne, Tonautorname oder Tonname (z. B. Walther von der Vogelweide, Kreuzton) wurden oftmals ganz bewusst mit dem Inhalt eines Textes zusammengebracht, manche Töne wurden als »würdiger« angesehen als andere, nicht selten bestimmte auch der große oder geringe Umfang der zu versifizierenden Textstelle die Wahl des Tones. Meistergesang ist immer auch und nicht zuletzt Formkunst, dies hätte hier meines Erachtens stärker berücksichtigt werden müssen.

Uta Dehnert hat eine kenntnisreiche und überaus fleißige Dissertation vorgelegt (davan zeugt nicht zuletzt das sehr nützliche umfangreiche Sachregister). Dennoch wird man des schönen Buches nicht recht froh. Der wissenschaftliche Ertrag geht trotz des gewaltigen Aufwands und trotz aller Detailliertheit nicht sehr wesentlich über das hinaus, was man über die Meisterlieder von Sachs bereits seit langem wusste. Die Arbeit hätte meiner Ansicht nach erheblich gewonnen, wenn die Autorin sich darauf beschränkt hätte, exemplarisch vorzugehen, anstatt ihr Thema in derart ermüdender Breite, reich auch an Wiederholungen (und stilistisch nicht jederzeit überzeugend), auszufalten. Energische Kürzungen und Konzentration auf die wichtigsten Punkte und die darauf abzuleitenden Ergebnisse hätten mit Sicherheit zu einem befriedigenderen Ergebnis geführt.

*Horst Brunner*

SIEGFRIED BRÄUER, GÜNTER VOGLER: Thomas Müntzer. Neu Ordnung machen in der Welt. Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus 2016. 542 S. m. Abb. ISBN 978-3-579-08229-5. Geb. € 58,00.

Kaum ein Reformator erntete über die Jahrhunderte so viel Widerspruch und Begeisterung wie Thomas Müntzer. Der umstrittene Theologe, der in seinem Werdegang eine radikale Wende vollzog, ist vor allem im Osten Deutschlands eine feste Größe, und das nicht nur, weil er dort vornehmlich wirkte (Stolberg, Leipzig, Frankfurt/Oder, Wittenberg, Zwickau, Allstedt, Mühlhausen). Obwohl von Müntzer kein Portrait überliefert ist (S. 385), schmückte sein Konterfei von 1971 bis 1990 die 5-Mark-Banknote der DDR und die »Thomas-Müntzer-Medaille« als höchste Auszeichnung der »Ver-einigung der gegenseitigen Bauernhilfe« zeigt, dass man sich im ehemals atheistischen Arbeiter- und Bauernstaat nicht scheute, einen Theologen als revolutionäres Vorbild anzuerkennen.

Beide Autoren der Biographie, der Historiker und Theologe Siegfried Bräuer (geb. 1930) und der Historiker Günter Vogler (geb. 1933), sind in der ehemaligen DDR sozialisiert, haben sich dort wissenschaftlich qualifiziert und stehen in enger Verbindung zur Thomas-Müntzer-Gesellschaft. Dem umfassenden, arbeitsteilig verfassten Werk ist es anzumerken, dass es das Ergebnis einer lebenslangen Auseinandersetzung mit dem Leben, den Quellen und der Rezeption Müntzers in unterschiedlichen Kontexten ist.

Ein Problem der Müntzerforschung beschreiben die Autoren gleich zu Beginn: die dürftige Quellenlage. Diese habe zur Legendenbildung bei bisherigen Biographen geführt und mache ein solches Vorhaben immer noch zu einem »Wagnis«. Die Autoren gehen dies ein, indem sie verbesserte Editionen zu Rate ziehen und stärker das Umfeld, in dem der Reformator wirkte, in den Blick nehmen. Ausführlich stellen sie Schauplätze seines



Handelns dar und illustrieren das Buch auf hervorragende Weise mit historischen Stichen und Fotografien, was die durchgängige Lektüre erleichtert.

Durch den Titel des Buches zeigen die Autoren, dass es Müntzer um eine »neue Ordnung« ging, als eine umfassende Veränderung der bestehenden Ordnung der Welt. Bereits im Vor- und Umfeld Müntzers kam es zu einem in der Gesellschaft verankerten Wunsch nach einer »neuen Reformation«, so der Astrologe Johannes Lichtenberger 1513 (S.12). Dass Müntzer seine Visionen zur Neuorientierung mit mystischen und apokalyptischen Visionen verband, zeige, wie er sich selbst einschätzt: als Seelsorger und prophetischer »Botenläufer« (S. 385ff.). Selbst den blutigen Aufstand der Bauern deutete er nicht rein sozialrevolutionär, sondern theologisch als Ergreifen des »Schwerts Gideons«. Die Analyse seiner überlieferten Predigten führen die Autoren zum Schluss, dass Müntzers Werk in »literarisch-sprachschöpferischer Hinsicht« neben den »literarischen Leistungen Luthers und anderer Reformatoren bestehen« könne (S. 389) und er dadurch eine »Alternative zur Theologie der Wittenberger« (S. 391) darstellt. Radikaler als Luther forderte er, dass die Heilige Schrift »dem Volk gemein werde« (S. 393). Ein unterschiedliches Schriftverständnis von Römer 13 stehe daher auch hinter dem Bruch der Reformatoren im Blick auf die Herbeiführung der neuen Ordnung durch Gewalt.

Dass die Wirkung Müntzers beschränkt blieb, habe unterschiedliche Ursachen, schließlich nutzte er erst ab 1523 den Buchdruck, sein Netzwerk war weniger breit aufgestellt als das Luthers und seine apokalyptisch-mythische Theologie war kaum mehrheitsfähig. Müntzers Erbe bleibt durch die große Deutungsspanne seines Werkes sperrig (S. 398). Im Gedächtnis solle er jedoch nicht als »Bösewicht«, sondern als ein »mutiger Streiter für eine radikale Reformation, ein auf die Menschen zugehender Seelsorger, ein die sprachlichen Möglichkeiten einprägsam nutzender Prediger, ein zielbewusster Vordenker und kritischer Mahner« bleiben (S. 400). Durch die Biographie gelingt es den Autoren jedenfalls, in das Dunkel der Quellenlage mehr Licht in die Einschätzung der Gestalt Thomas Müntzers zu bringen.

*Michael Landgraf*

ANNIKA STELLO, UDO WENNEMUTH (HRSG.): Die Macht des Wortes. Reformation und Medienwandel. Regensburg: Schnell & Steiner 2016. 199 S. m. zahlr. farb. Abb. ISBN 978-3-7954-3148-8. Kart. € 29,95.

Das enorme öffentliche Interesse am Reformationsjubiläum hat zu einer breiten Wahrnehmung der zahlreichen Ausstellungen geführt, die sich den Ereignissen und Personen im direkten Umfeld des »Thesenanschlags« oder weiterer Bereiche der Kultur- und Religionsgeschichte im Kontext der Reformation widmen. Zu den herausragenden Präsentationen in Baden-Württemberg zählte die von der Badischen Landesbibliothek und der Evangelischen Landeskirche in Baden von November 2016 bis Februar 2017 gemeinsam verantwortete Ausstellung mit dem Titel »Die Macht des Wortes – Reformation und Medienwandel«.

Ziel der Ausstellung sowie des Katalogs war bzw. ist es, anhand von »Drucken als den vorrangigen Trägern der Ideenverbreitung wesentliche Aspekte der Geschichte des Reformationszeitalters [zu] thematisieren«, wie die Herausgeber Annika Stello und Udo Wennemuth in der Einleitung des Katalogs mitteilen (S. 12f.). Dabei wurden vor allem Werke aus den Beständen beider beteiligter Institutionen sowie weiterer Leihgeber (u. a. Melanchthonhaus Bretten) vorgestellt, um – so die Leitthese von Ausstellung und Katalog – zu zeigen, »welche Macht dem Buchdruck im Reformationsgeschehen zufiel« (S. 9).

Dieser Gedanke greift ein etabliertes Paradigma der medienhistorisch perspektivierten Reformationsforschung auf (klassisch: die nicht erwähnte Studie von Michael GIESECKE, *Der Buchdruck in der frühen Neuzeit. Eine historische Fallstudie über die Durchsetzung neuer Informations- und Kommunikationstechnologien*, Frankfurt a.M. 1991). Andererseits hat die Reformation als ›Medienereignis‹ die technischen Innovationen geradezu befördert. Eine kurze Erklärung der medialen Wandelprozesse auf Basis der rezenten Forschung zu diesem Thema wäre hilfreich gewesen, um den ›roten Faden‹ des Konzepts noch stärker zu verdeutlichen.

Der Katalog selbst gliedert sich in neun Kapitel, die auf die Einführung der Herausgeber folgen: »Vor der Reformation«, »Frühe Reformation«, »Radikale Reformation und Randgruppen«, »Bibelübersetzung und Reformationszeit«, »Von der reinen Lehre des Evangeliums zum Bekenntnis der Kirche«, »Streit um das Abendmahl«, »Ordnung und Liturgie«, »Katholische Konfessionalisierung«, »Nachwirken und Fortwirken der Reformation«. Durch die Unterteilung in thematische und chronologische Sektionen werden die zentralen Themenbereiche, Konfliktfelder und Konstellationen der Reformation, ihrer Vorgeschichte und Rezeption erfasst. In jeder Sektion, die jeweils von einem Autor oder einem Autoren-Duo (darunter etablierte Reformationsforscher, Gelehrte außeruniversitärer Organisationen sowie NachwuchswissenschaftlerInnen) verantwortet wird, werden bis zu zehn Drucke vorgestellt; insgesamt bespricht der Katalog 68 Drucke, die auch durch Abbildungen repräsentiert werden. Dadurch wird ein breites Panorama des reformatorischen Buchdrucks entfaltet. Die jeweiligen Erläuterungen erklären und kontextualisieren die Objekte, so dass von der Beschreibung der Drucke ausgehend zugleich in die Kernbereiche des Ausstellungsthemas geführt wird. Dabei reicht das Spektrum der ausgewählten Werke von Drucken des Humanismus (z. B. ein Exemplar von Erasmus' lateinischer Bibelübersetzung *Novum Instrumentum omne*, Basel: Froben 1516 aus der Badischen Landesbibliothek), über Luthers Schriften (z. B. *Von der freyheit eynes Christen menschen*. Wittenberg: M. Lotter 1520, UB Heidelberg) sowie die seiner prominenten Mit- und Widerstreiter (Thomas Murner, Georg Spalatin, Johannes Eck, Hutten, Zwingli etc.) bis hin zu Schriften von Autoren der ›zweiten Reihe‹ wie z. B. Johannes Oekolampads Streitschrift zur Abendmahlsfrage. Gerade diese Drucke weisen ins Zentrum der reformatorischen Konstellationen und führen die Wirkmacht des gedruckten Wortes und auch die steigende Bedeutung der Volkssprache gerade in der polemischen Auseinandersetzung anschaulich vor.

Besonders interessant und lehrreich kommentiert sind die Flug- und Kampfschriften aus dem Kontext der radikalen Reformation, die als »Momentaufnahmen eines dramatisch verlaufenden Geschehens« dokumentieren, dass in den 1520er-Jahren »die Fronten nicht geklärt [sind] und erst der weitere Verlauf der Auseinandersetzung [...] zeigen [wird], wie aus Kampfgefährten und Kollegen Feinde werden« (S. 56f.). Auch Raritäten wie die »Straßburg-Durlacher Bibel«, eine sog. kombinierte Bibel (da Luther erst 1534 eine Vollbibel vorlegte, kompilierten Drucker wie der Straßburger Drucker Köpfl die fehlenden Teile aus anderen Übersetzungen) oder ein Basler Druck von *Luthers Sermon über den Ablass* von 1518 werden mit einer exemplarischen Seite gezeigt und näher erläutert.

Die Artikel sind durchweg kenntnisreich, informativ und gut lesbar geschrieben; dennoch hätte man sich bei einzelnen Objekten eine extensivere Kommentierung gewünscht. So werden dem Leser bei einem Ausschnitt aus Reuchlins *De rudimentis hebraicis*, das das hebräische Alphabet mit Umschrift zeigt, keine näheren Informationen über die dargestellte Seite aus dem Lehrbuch geboten, die zudem zahlreiche – nicht erläuterte – Glossen aufweist. Überhaupt werden lateinische und griechische Texte auf ausgewählten Druck-

seiten selten übersetzt oder erläutert (vgl. die völlig unkommentierten Verse Johannes Siegels in seinem Exemplar von Melanchthons *Loci*, S. 111), Glossen werden fast nie erklärt. Besonders bedauerlich aber ist, dass nicht alle AutorInnen auf die Bildelemente eingehen. Das allegorische Frontispiz zu *Das goldene und silberne Ehrengedächtnuß Des Theuren Gottes-Lehrers D. Martin Lutheri* (1706), das Titelbild von Ecks Schrift *In Lutherum et alios* (1534) oder Cranachs Illustration zur Offenbarung im Dezembertestament usw. hätten zum besseren Verständnis ähnlich erläutert werden müssen wie dies in der Beschreibung von Murners *History von den fier ketzren* in angemessener Form geschieht (S. 53).

Insgesamt handelt es sich um einen hochwertigen Ausstellungskatalog, der durch hervorragende Abbildungsqualität und eleganten Satz besticht. Das Ziel der Ausstellung, die Macht des Wortes und des Buchdrucks für die Reformation zu veranschaulichen, ist den Verantwortlichen auch durch die Auswahl und Zusammenstellung der Objekte sowie durch die kundigen Artikel der KatalogautorInnen gelungen.

*Astrid Dröse*

WERNER STRÖBELE (HRSG.): Der »Luther Schwabens«: Matthäus Alber. Reutlingen: Stadt Reutlingen 2017. 82 S. m. zahlr. farb. Abb. ISBN 978-3-939775-62-1. Kart. € 12,00.

»Das ist diejenige Stadt, welche sich zur Stadt Nürnberg getan und 1530 die Augsburger Konfession unterschrieben, von welcher sie hernach im wenigsten nicht abgewichen ist.« Dass im Vorwort der Oberbürgermeisterin auf diese jährlich ausgesprochene Formel verwiesen wird, zeigt die Bedeutung der dortigen reformatorischen Ereignisse für das Selbstverständnis der Stadt, wenn diese heutzutage auch weniger präsent seien. Der »Bildungsaufgabe«, daran etwas zu ändern, widmet sich nun also das Heimatmuseum Reutlingen mit seiner Ausstellung zu Matthäus Alber, dem »Luther Schwabens«, und dem hier besprochenen Begleitband. Trotz des Titels liegt hier auch eine weitgehend allgemeine Reformationsgeschichte Reutlingens vor.

Es werden also die Geschichte und Begleitumstände der Reutlinger Reformation dargestellt, wobei konkret Matthäus Alber im Mittelpunkt der Betrachtung steht. Das macht insofern Sinn, als dass Alber ohne Zweifel die zentrale (theologische) Gestalt der Reutlinger Reformation ist, über den man durch den Quellenbestand am besten informiert ist – weiteren Akteuren wie Johannes Schradin oder Jos Weiß wird daneben immerhin auch etwas Raum gegeben. Stadtgeschichte und Alber-Biografie werden im vorliegenden Band ineinander verwoben und entsprechend der vier Räume der Ausstellung insgesamt chronologisch abgearbeitet: Über eine Einbettung der Geschehnisse in die Zeit um 1500 nähert man sich über die Stadt Reutlingen der Person Albers an, dessen frühe Wirkungszeit in seiner Heimatstadt den ersten Schwerpunkt bilden. Anschließend weitet sich der Blick wieder, indem auf die Entwicklung und Institutionalisierung der Bewegung geschaut wird – hier erfährt man nun auch etwas zu einem über Alber hinausgehenden Personenkreis, außerdem werden die regionalen Begebenheiten denen Württembergs und darüber hinaus zugeordnet. Dass der Blickwinkel auch auf die umliegenden Reutlinger Gebiete erweitert wird, ist positiv hervorzuheben: Trotz aller Knappheit werden über die Darstellung der verschiedenen Orte und ihrer reichsrechtlichen bzw. kirchlichen Zugehörigkeit die komplexen Verhältnisse der Zeit verständlich gemacht. Dem Abschluss des Bandes wenden sich wieder verstärkt Matthäus Alber zu, genauer: seinen letzten Lebensjahren und seiner Rezeption.

Insgesamt wird versucht, ein Maß zwischen einem Fokus auf die Details der Reutlinger Geschichte einerseits und auf die überregionalen Geschehnisse andererseits zu fin-

den, indem die hiesigen Ereignisse in den Kontext der württembergischen bzw. deutschen Reformationsgeschichte eingebettet werden. Informiert wird in übersichtlicher, knapper Form: Der Haupttext behandelt zentrale Begebenheiten, begleitet von Berichten über wichtige deutsche Reformationseignisse (anfangs auf Martin Luther zentriert); der Schwerpunkt des Bandes liegt auf den Abbildungen der meisten Ausstellungsstücke, die wiederum erklärt und kontextualisiert werden. Neben zahlreichen schriftlichen Quellen wie Briefen Albers werden auch Gegenstände der Frömmigkeits- und Reformationsgeschichte der Stadt ausgestellt und abgedruckt, beispielsweise Messkaseln, Turmhähne und Abendmahlskelche. Als besonders hilfreich können die nebenstehenden, klein und kursiv gedruckten Informationen zu den Ausstellungsstücken genannt werden, auch wenn sie – schon allein durch ihr Druckbild – eher im Hintergrund stehen. Die Exponate dienen somit auch der Erklärung der Themen der Haupttexte, die sie pointiert vertiefen und anschaulich machen.

Bei allen Texten des Bandes wird eher Wert auf knappe, geordnete Informationen als auf Tiefe gelegt – für die Übersichtlichkeit und im Blick auf den eigentlichen Zweck, die Ausstellung zu begleiten, ist das sicherlich sehr angemessen. Für eine tiefere inhaltliche Auseinandersetzung mit der Reutlinger Reformationsgeschichte bzw. Matthäus Alber wird man zu weiteren Werken greifen müssen. Durch die präzise zugespitzen und leicht verständlichen Texte ist der Band aber für Besucher des Museums bzw. Leser ohne größeres Vorwissen geeignet und sehr gut gelungen.

*Fabian Kunze*

HAUS DER BAYERISCHEN GESCHICHTE U. A. (HRSG.): Ritter, Bauern, Lutheraner. Darmstadt: Theiss 2017. 384 S. m. zahlr. farb. Abb. ISBN 978-3-8062-3496-1. Geb. € 29,95.

Gegenwart ist vergangene Geschichte, und Geschichte ist vergangene Gegenwart. Dieser pointiert zugespitze Ausspruch wurde sichtbar und konkret in der Ausstellung »Ritter – Bauern – Lutheraner«, die vom 9. Mai bis zum 5. November 2017 auf der Veste Coburg und in der Kirche St. Moriz stattfand. Eine längere Verweildauer bei den Exponaten und im geistesgeschichtlichen Kontext wird dem Leser nun geboten in Form eines gewichtigen Ausstellungskatalogs, der auf fast vierhundert Seiten in vierzehn Aufsätzen und sieben sich daran anschließenden Themenkreisen weit mehr vermittelt als nur eine »Einführung« in die Zeit der Reformation und eine »Beschreibung« der zahlreichen Ausstellungsstücke.

Denn es wird vielerorts Grundsätzliches diskutiert – soziologisch, theologisch, historisch –, und es wird kein Exponat präsentiert, das nicht in seinen geschichtlichen Rahmen eingebettet und ausführlich vorgestellt würde. Dabei gibt es eine große Spannweite zwischen weit gefassten Abhandlungen und zwar sehr detaillierten, doch z. T. eher marginalen objektgebundenen Einzeluntersuchungen. Auch lassen sich manche inhaltlichen Doppelungen schon von der Anlage des Bandes her nicht vermeiden.

Die zentralen Themen werden programmatisch gleich am Anfang vorgestellt: In einer einleitenden kompakten Übersicht wird versucht, auf knapp bemessenem Raum Antworten zu finden auf die alle Interessierten bewegende Frage »Was war das für eine Welt um und nach 1500?« Vom wirtschaftlichen Aufschwung in den großen Städten Süd- und Mitteldeutschlands ist dort die Rede, von der »neue[n] Medienmacht des Buchdrucks« und von der Furcht vor den in den Südosten Europas vorwärtsdrängenden Osmanen. Thematisiert werden natürlich auch der Ablassstreit und Luthers reformatorische Gedanken, überhaupt die damals viele Menschen umtreibende Frage nach dem Seelenheil.

Nachdrücklich betont wird der authentische Charakter des Schauplatzes: die Veste Coburg in ihrem Zusammenspiel von originalen Exponaten und der besonderen Historizität des Ortes.

Die Komplexität der inhaltlichen Aspekte, aber auch die Notwendigkeit, dieser Sammlung von kostbaren Unikaten eine sinnvolle Struktur zu geben, erfordern für die den – z. T. sehr speziellen Fragen gewidmeten – Aufsätzen folgenden sieben Katalogsequenzen vereinheitlichende Überschriften. Diese geraten wohl bisweilen etwas schlagwortartig und plakativ, eröffnen jedoch auch die Möglichkeit, die Darstellung lokaler bzw. regionaler Ereignisse der Vergangenheit (z. B. der »Grumbach'schen Händel«) mit der Diskussion bestimmter Einzelphänomene (hier: des Themas der Hexenverfolgung) zu verbinden.

Dabei gelingt es in diesem Kontext am Beispiel des erhaltenen Geständnisses einer der Hexerei bezichtigten Witwe aus Ellingen – der »Urgicht« der Elisabeth Uhl aus dem Jahr 1590 –, die prozessualen Stationen eines Hexenverfahrens, aber ebenso die Angst und Not der Beschuldigten und somit letztlich auch die weiteren gesellschaftlichen Auswirkungen des unseligen »*Malleus maleficarum*« eindrücklich zu dokumentieren.

Natürlich erfährt man so manches über Luther auf der Veste Coburg. Dass aus dem damaligen »Reich der Dohlen« nicht so ganz viel erhalten blieb, wird den andächtigen Besucher indes kaum stören. Sehr bedenkenswert sind die Ausführungen im Zusammenhang mit der gleichbleibend grundsätzlichen menschlichen Frage nach dem gnädigen Gott, auf die man, »mitten im Leben ... vom Tod umfassen«, damals in Form eines gewaltigen Reliquienkultes und einer subtilen Fegefeuer-Kasustik eine Antwort suchte.

Schön, dass außer den vielen Exponaten auch die Ursprünglichkeit der Autorenbeiträge erhalten blieb. Dies führt – natürlich jeweils *semper idem* – zwar gelegentlich zu einer etwas unorthodoxen Diktion (»Inwohner«; »wüstgefallen[e] Regionen«), aber mitunter auch zu einem erfrischenden hermeneutischen Gehoppel: »Nicht nur Büffel, auch Menschen machen andere nach oder folgen ihnen.«

Und der beliebteste Vorname damals war – Hans.

*Uwe Stamer*

DOMINIK TERSTRIEB: Peter Faber. Freund – Wanderer – Mystiker (Ignatianische Impulse, Bd. 73). Würzburg: Echter 2016. 112 S. ISBN 978-3-429-03985-1. Geb. € 8,90.

Das hier zu besprechende Buch ist keine weitere historische Studie zu dem 2013 von Papst Franziskus heiliggesprochenen Peter Faber SJ (1506–1546). Vielmehr ist es der Versuch, grundlegende Aspekte der Spiritualität dieses Jesuiten anhand dreier für seine Biographie vom Autor als besonders kennzeichnend beschriebener Aspekte herauszuarbeiten. Eng orientiert an Fabers eigenen Texten (v. a. das sogenannte Memoriale) und zeitgenössischen Stimmen über ihn stellt Terstrib ihn als »Freund«, »Wanderer« und »Mystiker« vor. Er entfaltet jeweils ein breites Spektrum an Bedeutungen und Bezügen der Begriffe: »Freund« bezieht sich sowohl auf zwischenmenschliche Beziehungen (v. a. zu den weiteren Gründungsmitgliedern der Gesellschaft Jesu, aber auch Fabers Einstellung zu kirchenpolitischen Gegnern wird hier eingeordnet), als auch Fabers Verhältnis zu den »Himmlichen Freunden« (Heilige, Maria, Engel), zu Jesus und auch dem eigenen Leib. Der Aspekt des »Wanderers« bezieht sich ebenfalls nicht nur auf die zahlreichen tatsächlich von Faber absolvierten Reisen durch Europa, sondern metaphorisch auch auf die innerlichen Wege und Aufbrüche, die er auf sich nahm. Im Hinblick auf Ignatius wäre der Begriff »Pilger« vielleicht noch treffender gewesen, um die spirituelle Nähe zu seinem »Lehrer« anzudeuten. Beide Aspekte – der »Freund« und der »Wanderer« – bilden

die Hinleitung zum »Mystiker«, als den uns der Autor Peter Faber schließlich vorstellt. Gerade in diesem Teil erscheint uns Faber als ein typischer Protagonist des Reformationszeitalters, der sich – bewegt von tiefer Sehnsucht nach Gnade – mit Gott und den kirchlichen Zuständen seiner Zeit zugleich im Ringen befindet. Es entsteht so das geistige Profil eines oft angefochtenen und immer wieder neu suchenden, und gerade deshalb sehr sympathisch erscheinenden Heiligen. Die von Terstrib an mancher Stelle gebotenen Anknüpfungspunkte an die Lebenswirklichkeit des Lesers lassen das Buch zu einem tatsächlichen »ignatianischen Impuls« werden, dem man mit großer Freude und noch dazu historisch belehrt gerne nachgeht.

*Christoph Nebgen*

DANIEL GEHRT, VERA VON DER OSTEN-SACKEN (HRSG.): Fürstinnen und Konfession. Beiträge hochadeliger Frauen zu Religionspolitik und Bekenntnisbildung (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte Mainz, Beiheft 104). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2015. 381 S. m. Abb. ISBN 978-3-525-10136-0. Geb. € 75,00.

Wie Frauen Gedanken der Reformation entwickelten und weitertrugen, stieß während des Reformationsjubiläums auf ein breites öffentliches Interesse, machte aber zugleich Wissenslücken sichtbar. Der Sammelband »Fürstinnen und Konfession. Beiträge hochadliger Frauen zu Religionspolitik und Bekenntnisbildung«, der auf einem 2011 vom Leibniz-Institut für Europäische Geschichte Mainz und der Forschungsbibliothek Gotha veranstalteten Symposium beruht, schließt einige dieser Lücken.

In ihrer Einleitung (S. 7–13) betonen die beiden Herausgeber, die Kirchenhistorikerin Vera von der Osten-Sacken und der Historiker Daniel Gehrt, die bislang nur spärliche Erforschung von Rollen und Handlungsrahmen frühneuzeitlicher Fürstinnen in den Prozessen theologischer Lehr- und Bekenntnisbildung, obwohl sich die methodischen Zugänge mit der Geschlechtergeschichte und neueren kulturwissenschaftlichen Ansätzen erweitert hätten (S. 9). Forschungsorientierung und Gesamtüberblick bietet der erste Beitrag »Fürstinnen und Konfessionen im 16. Jahrhundert« (S. 15–34) von Heide Wunder. Sie verweist auf die Gleichförmigkeit der »repräsentativen Frömmigkeit« bei katholischen und evangelischen Fürstinnen. Für die Repräsentierung und Durchsetzung der eigenen Konfession waren dann aber die eherechtliche Position und der Personenstand entscheidend, sowie bei Differenzen die Tragfähigkeit des jeweiligen dynastischen Netzwerkes. Katrin Keller untersucht Bekenntnisbildung und Konfessionsabgrenzung bei Kurfürstin Anna von Sachsen und Erzherzogin Maria von Innerösterreich (S. 35–63) und betont, dass die persönliche Frömmigkeit einer Fürstin im 16. Jahrhundert keine »private« Angelegenheit war, sondern eine öffentliche, sogar politische (S. 59). Anne-Simone Rous konstatiert »relativ große Handlungsspielräume der Fürstinnen« bei der Ehestiftung (S. 108–124), bei der sie eigene konfessionelle Vorlieben durchsetzen konnten. Diese Aussage bestätigt Lothar Berndorff am Beispiel des Kirchenregiments der Margareta von Mansfeld (S. 281–301). Sie stellte unter Ausnutzung ihres Klientelsystems attraktive lutherische Heiratsverbindungen für ihre Nachkommen sicher (S. 300). Im Hinblick auf den Witwenstand stellt Bettina Braun am Beispiel des konfessionspolitischen Agierens der Pfälzer Kurfürstinnen im 16. Jahrhundert (S. 166–200) ebenfalls relativ große Handlungsspielräume fest. Die maximale konfessionelle Wirkung erzielte die Fürstin freilich, wenn es ihr gelang, die konfessionelle Entscheidung ihres Ehemannes zu beeinflussen (S. 200). Vera von der Osten-Sacken arbeitet am Beispiel der Herzogin Dorothea Susanna von Sachsen-Weimar (S. 254–267) heraus, wie sich die Herzogin innerhalb ihrer Rolle



als ernestinische Landesmutter und Schutzherrin ihrer Landeskirche positionierte, und sich dabei, analog zu ihren männlichen Verwandten, als Bekennerin und Erbin der Lehre Luthers gab. Siegrid Westphal untersucht die Strategien und Handlungsfelder, mit denen die Fürstinwitwe Anna im Zuge der Rekatholisierung Pfalz-Neuburgs 1614 und 1632 versuchte, die lutherische Konfession zu wahren (S. 318–344). Der Beitrag von David Scott Gehring über Queen Elizabeth (S. 303–315) fällt etwas aus dem Rahmen, weil er nicht nur der einzige englischsprachige Beitrag ist, sondern auch der einzige, bei dem seine Herrschaftsträgerin konfessionelle Religionspolitik im modernen Sinn betreibt, in dem sie nämlich eine protestantische Allianz als Mittel ihrer Außenpolitik schmiedet.

Daneben enthält der Sammelband Beiträge über adlige Frauen, die eher Seitenaspekte wie z. B. die Laientheologie von Elisabeth von Calenberg-Göttingen (Inge Mager, S. 151–167), die protestantischen Fürstinnen in den Bildkonzepten Lucas Cranachs (Matthias Müller, S. 64–105), die Entwicklung von Sibylle von Kleve an der Seite Kurfürst Johann Friedrichs von Sachsen (Siegfried Bräuer, S. 125–149), geistliche Dichtungen und Lieder von Sophie Elisabeth von Braunschweig-Lüneburg (Andreas Waczkat, S. 345–352) sowie die Passionsfrömmigkeit bei Henriette Catherine Freiin von Friesen (Ute Gause, S. 353–364) thematisieren. Gleich drei Beiträge beschäftigen sich mit Dorothea Susanne von Sachsen-Weimar und thematisieren Selbstinszenierung und Memoriakultur (Daniel Gehrt, S. 215–251 sowie Ernst Koch, S. 269–280) sowie rechtliche Aspekte ihrer Konfessionspolitik (Hendrikje Carius, S. 201–214).

Der Sammelband vermittelt einen guten Überblick zum Beitrag adliger Frauen und Fürstinnen zur Bekenntnisbildung im 16. Jahrhundert und ihrer repräsentativen Rolle bei der Ausformung der frühneuzeitlichen Konfessionskulturen. Überzeugend sind die detaillierten Schilderungen persönlicher und öffentlicher Frömmigkeit auf dem Weg zur »protestantischen Landesmutter«. Es fehlt jedoch eine analytische Annäherung an die »Religionspolitik« in der Frühen Neuzeit. Aufgrund der schmalen empirischen Basis und der wenigen untersuchten Fürstinnen bleibt die Frage offen, ob man wirklich von »politischen« Handlungsspielräumen und Prägungen adliger Frauen sprechen kann. Ein Großteil der Beiträge argumentiert mit einem sehr weiten Verständnis politischen Handelns, das religiöse Erziehung, Ausbildung der fürstlichen Kinder und öffentliche Frömmigkeit als selbstverständlich religions- und konfessionspolitisch begreift. Damit geraten jedoch die von Männern gesetzten politischen Normen und Semantiken der Zeit aus dem Blick. Ob die in dem Band vorgestellten Frauen sich überhaupt mit einer »*Politica Christiana*« auseinandersetzten oder sich als Trägerin einer solchen verstanden, wird im Band nicht thematisiert. Insofern gibt es auch nach der Lektüre des Bandes Forschungsbedarf.

*Katharina Kunter*

WILMA RADEMACHER-BRAICK: *Frei und selbstbewusst. Reformatorische Theologie in Texten von Frauen (1523–1558)* (SOFIE. Schriftenreihe zur Geschlechterforschung, Bd. 21). St. Ingbert: Röhrig Universitätsverlag 2017. 664 S. ISBN 978-3-86110-642-5. Kart. € 69,00.

Die von der Evangelischen Theologin und Germanistin Wilma Rademacher-Braick verfasste Arbeit gliedert sich in zwei Teile. Im ersten Hauptteil (S. 21ff.) bietet die Verfasserin unter der Überschrift »Reformation als Sache der Frauen« Einzelstudien zu Frauen der Reformation und den von ihnen verfassten Schriften. Ein Schwerpunkt liegt dabei auf den Flugschriften, denen »aufgrund ihrer Öffentlichkeitswirksamkeit besonderes Interesse gelten« (S. 18) soll. Untersucht werden Flugschriften von Argula von Grumbach, Ursula

Weyda, Florentina von Oberweimar, Ursula von Münsterberg, Margareta von Treskow, Katharina Zell, Marie Dentière, Ursula Jost sowie die anonymen Flugschriften »Ein grosse clag der armen// Leyen«, »Der Gotzferchtige// Eerentreiche frau// Hilgart von Frey// burg«, »Ayn bezwungene ant=//wort vber eynen Sendtbriefff/ eyner Closter nunnen«, »Ain Sendtbriefff von ainer erbern frawen im Eelichen stand« und »Ayn kürztzlich ant=//wort ainer Ordens schwester«. Darüber hinaus untersucht Rademacher-Braick Schriften von bzw. an oder über Ursula Tetzl, Anna Tucher, Ursula Topler, Margareta Blarer, Elisabeth Cruciger, Briefpartnerinnen Caspar Schwenckfelds, Sabina Bader, Barbara Kieffer, Anna von Freiburg, Helene von Freyberg, Anneken Jans, Katharina Kreuter, Katharina Pfeiffer, Christina Laue und Elisabeth von Braunschweig-Lüneburg. Die Quellen entstammen im Wesentlichen dem deutschen Sprachraum; aus dem Französischen wird Marie Dentière herangezogen.

Im zweiten Hauptteil bietet Rademacher-Braick unter der Überschrift »Auswertung« eine Zusammenschau dieser Quellen und Biographien sowie eine Einordnung in den größeren historischen und theologischen Kontext anhand von synchronen und diachronen Betrachtungen.

In der dem Buch zugrundeliegenden Dissertationsschrift von 2001 war diesen beiden Hauptteilen eine »Skizzierung reformatorischer Leitgedanken und die Begründung der Notwendigkeit historischer Frauen- und Geschlechterforschung« (S. 15) vorangestellt, auf die die Verfasserin bei der nun 16 Jahre später erfolgten Publikation verzichtet. Dies hat zur Folge, dass die Arbeit nach dem kurzen Vorwort und der Einleitung etwas unvermittelt mit der Einzelstudie zu Argula von Grumbach beginnt. Warum die Quellen und Biographien gerade in dieser Reihenfolge präsentiert werden, wird nicht thematisiert. Offenbar waren dafür die Chronologie sowie textliche und biographische Analogien ausschlaggebend.

Die Schriften und ihre Autorinnen erschließt Rademacher-Braick anhand des biographischen Hintergrunds. Es folgt eine Kurzbeschreibung der Texte, die neben einer Inhaltsangabe und, wenn vorhanden, einer Beschreibung der Titelholzschnitte auch eine Einordnung nach Textsorte, Adressat, Abfassungsdatum, Kommunikationssituation, Textstruktur und Textfunktion bietet. Jedoch wird dieses Schema nicht bei allen der vorgestellten Texte und Autorinnen durchgehalten, was wohl der Fülle an untersuchten Autorinnen und Texten geschuldet ist. Wohl aus demselben Grund bleiben auch zahlreiche Texte der in die Untersuchung einbezogenen Autorinnen unberücksichtigt.

Bei unveröffentlichten Schriften stützt sich die Verfasserin auf durch Editionen und Sekundärliteratur erschlossenes Material. Auch wenn die Arbeit somit keine gänzlich unbekanntenen Quellen erschließt, besteht ein großes Verdienst in der Zusammenschau dieser Quellen, die in dieser Breite bisher nicht vorliegt. Neben Flugschriften sind dies u. a. Eingaben an Räte von Städten, Lieder und erhaltene und nicht erhaltene Privatbriefe, wobei Rademacher-Braick den Inhalt der nicht erhaltenen Briefe aus den Antwortbriefen der Briefpartner rekonstruiert.

Dass wegen der Fülle des Materials nicht alle Texte von und an Frauen, die im untersuchten Zeitraum reformatorische Theologie thematisieren, in die Untersuchung einfließen können, ist Rademacher-Braick bewusst. Anhand welcher Kriterien sie ihre Quellen ausgewählt hat, erfährt man allerdings nur am Rande – so. z. B. bei der Einzeluntersuchung zu Margareta Blarer, der die Verfasserin bei der Quellenauswahl den Vorrang vor Dorothea Jörgen gegeben habe, »um das Spektrum von Frauen möglichst weit zu gestalten« (S. 136). Rademacher-Braick hat somit den Anspruch, neben den von der Wittenberger Reformation geprägten Frauen auch Vertreterinnen der oberdeutschen Reformation, Anhängerinnen Caspar Schwenckfelds und Täuferinnen in ihre Untersuchung

miteinzubeziehen. Auch bei den Textsorten deckt sie ein weites Spektrum ab, bis hin zu Frauen, deren theologische Position sich nur durch Texte, die an oder über sie geschrieben wurden, erschließen lässt. Diese große Bandbreite ist eine Stärke von Rademacher-Braicks Arbeit, auch wenn die Auswahl der untersuchten Quellen aufgrund der Fülle von möglichen verwertbaren Texten zwangsläufig subjektiv bleibt. Irritierend ist allerdings, dass einige der Briefverfasserinnen, deren Texte nicht in die Untersuchung miteinbezogen wurden, im Exkurs »Nicht durch eigene Texte sichtbar werdende Frauen auf Seiten der Reformation« (S. 363ff.) verhandelt werden. Neben Katharina von Bora betrifft dies u. a. auch Elisabeth von Rochlitz, deren umfangreicher Briefwechsel zurzeit vom Institut für sächsische Geschichte und Volkskunde ediert wird.

Teils ist es dem zeitlichen Abstand zwischen Entstehung und Drucklegung der Arbeit, teils wohl auch der Fülle des bearbeiteten Quellenmaterials geschuldet, dass neuere wissenschaftliche Erkenntnisse zu den Quellentexten und Autorinnenbiographien fehlen. Die Erforschung der Biographie von Argula von Grumbach ist heute deutlich weiter. Auch sind mittlerweile weitere Druckausgaben ihrer Schriften bekannt, wie etwa das von Rademacher-Braick verloren geglaubte Original von Argula von Grumbachs Flugschrift an den Rat der Stadt Regensburg. Gisela Brandts Arbeit zu Ursula Weyda listet Rademacher-Braick zwar im Literaturverzeichnis auf, lässt deren Erkenntnisse zur Biographie dieser Autorin aber unberücksichtigt.

Von Elisabeth von Braunschweig werden die Lieder und das Witwentrostbuch, von dem Rademacher-Braick nur die 2. Auflage kennt, in die Untersuchung einbezogen, nicht aber die ebenfalls reformatorische Theologie enthaltenden Flugschriften an ihre Untertanen. Die Begründung, diese Texte seien »religionspolitische Texte, deren Spezifikum nur im Vergleich zu solchen von Männern herausgearbeitet werden könnte« (S. 335), impliziert, genuin weibliches Schreiben könne nicht »aus der Position derjenigen erfolgen, die im wahrsten Sinne des Wortes etwas zu sagen hat« (ebd.). Auch wenn sich die Ausgrenzung der von Regentinnen verfassten Texte mit Verweis auf die fehlende Vergleichbarkeit mit anderen von Frauen verfassten Texten begründen lässt, so ist die oben genannte Prämisse doch zu hinterfragen. Bei anderen Texten stellt sich die Frage, ob sie zu Recht in die Untersuchung mit einbezogen wurden. So ist »Frau Graser« (S. 145) sicherlich keine historisch greifbare Autorin, sondern eine Fastnachtsfigur. Ursula Topler, die aus Gewissensgründen zurück ins Kloster wollte, gehört zur altgläubigen Seite und nicht auf die Seite der Reformation. Sehr wohl als reformatorische Theologie enthaltender Text einer Frau zu werten ist dagegen die anonyme Flugschrift »Ayn kürzlich antwort ainer Ordensschwester«, die Rademacher-Braick als »Text aus dem Übergangsfeld zwischen altgläubigem und reformatorischem Lager« (S. 351) versteht. Den Grund dafür sieht Rademacher-Braick im Leben der Flugschriftautorin »im Kloster, ohne eine Flucht in Erwägung zu ziehen« (ebd.). Hier macht sich bemerkbar, dass Rademacher-Braick die Appellation der Priorin und des Konvents des Konstanzer Klosters St. Peter nicht kennt, dessen Ordensfrauen trotz ihres Bekenntnisses zur Reformation ihr Klosterleben weiterführten.

Im Auswertungsteil vergleicht Rademacher-Braick die untersuchten Texte und Biographien untereinander und mit weiteren Quellen aus dem Umfeld. In der synchronen Betrachtung setzt sie das untersuchte Material u. a. in Beziehung zu Texten, die von Männern in vergleichbaren Situationen (wie z. B. Klosteraustritt in der Reformationszeit) verfasst wurden. In der diachronen Betrachtung stellt sie es u. a. Texten gegenüber, die von Frauen in anderen Kontexten (wie z. B. den Mystikerinnen des Mittelalters) verfasst wurden. Auch das vergleichende Umfeld fasst Rademacher-Braick dabei sehr weit, was zur Folge hat, dass sie sich hier mehr auf Sekundärliteratur als auf Quellen stützt. Andererseits rückt die breit angelegte Zusammenschau auch Phänomene in den Blickpunkt,

die ansonsten bisher kaum Beachtung gefunden haben, wie etwa die Deutung kirchenkritischer Visionen Hildegards von Bingen und Birgittas von Schweden auf die als Endzeit erfahrene Gegenwart in Flugschriften der frühen Reformationszeit (S. 562f.). Auch gelingt es Rademacher-Braick, schlüssige Konkretisierungen reformatorischer Theologie für Frauen in der frühen Reformationszeit herauszuarbeiten, wie z. B. weibliche Alltagsarbeit als Gottesdienst (S. 507) oder die Verwendung weiblicher Gottesbilder (S. 508ff.).

Wünschenswert wäre, der Arbeit einen Überblick über den aktuellen Forschungsstand voranzustellen, um in der Forschungsgeschichte weniger bewanderte Leser/-innen nicht auf dem Stand von 2001 stehen zu lassen. Das Geleitwort von Ute Gause bietet zwar einen kurzen Überblick, von den Arbeiten Peter Mathesons zu Argula von Grumbach wird aber beispielsweise nur die Edition erwähnt (S. 14, Anm. 1). Dies ist misslich, zumal Rademacher-Braick chronologisch und sachlich richtig gerade diese Autorin als erste vorstellt.

Insgesamt ist aber begrüßenswert, dass diese Arbeit, die auf breiter Quellenbasis angelegt ist und die untersuchten Texte und Biographien in einen historischen, theologischen und literaturwissenschaftlichen Kontext, der weit über den untersuchten Zeitraum von 1523–1558 hinausgeht, stellt, nun zugänglich ist und in der Forschungsliteratur künftig nicht nur erwähnt, sondern auch rezipiert werden kann.

*Dorothee Kommer*

THOMAS BROCKMANN, DIETER J. WEISS (HRSG.): Das Konfessionalisierungsparadigma. Leistungen, Probleme, Grenzen (Bayreuther Historische Kolloquien, Bd. 18). Münster: Aschendorff 2013. VIII, 300 S. ISBN 978-3-402-12923-4. Kart. € 29,80.

Der Band versammelt die Beiträge des Kolloquiums aus dem Jahr 2008 anlässlich des 50. Jahrestages von Ernst Walter Zeedens Aufsatz über Konfessionsbildung, mit dem das Konfessionalisierungsparadigma seinen Anfang nahm.

Einleitend skizzieren Thomas Brockmann und Dieter J. Weiss die Genese, die Facetten und Leistungsfähigkeit des Konfessionalisierungsparadigmas, aber auch die Kontroversen, die damit verbunden waren und sind. Ausführlicher geht dann Harm Klüeting auf diese Aspekte ein. Wenn hier sowie in anderen Beiträgen forschungsgeschichtliche Überblicke wiederholt werden, ergibt sich daraus eine Vertiefung, die den Forschungskonsens verdeutlicht. Dies macht den Band zu einem Lehrbuch, das kompakt in die Konfessionalisierung als Paradigma der Geschichtsschreibung einführt.

Andreas Holzem entfaltet den Begriff »Konfessionsgesellschaft« und zeigt, dass Konfessionalisierung nicht nur für die Kirchengeschichtsschreibung eine sinnvolle Perspektive darstellt, sondern in der allgemeinen Historiografie die Bedeutung der Religion für die politische und gesellschaftliche Entwicklung stärker bewusst machen kann.

Die Beiträge, die den Blick auf lokale Ereignisse richten, verdeutlichen die Alltagsbedeutung der Bekenntnisfragen und das (mitunter vergebliche) Bemühen, diese Gegensätze konstruktiv in Beziehung zu bringen, wie es etwa Günter Dippold am Beispiel fränkischer Städte zeigt. Wolfgang Brückner untersucht die Auswirkungen des Konfessionalismus auf die »Praxis pietatis« in der Bevölkerung. Für die regionale und lokale Geschichts- und Kirchengeschichtsforschung steckt also in dem Konfessionalisierungsparadigma viel Potenzial. Die Relevanz der Konfession als kulturell und gesellschaftlich prägender Kraft wird auf der »Mikroebene« (S. 21) besonders anschaulich.

Dass Konfessionalisierung nicht nur Gebiete betraf, in denen reformatorische und römisch-katholische Konfession aufeinandertrafen, zeigt Ludolf Pelizäus am Beispiel der

iberischen Halbinsel. Die Untersuchungen von Stefan Ehrenpreis über Mischkonfessionalität sowie von Dirk Pfeifer über die Auseinandersetzung mit dem Arminianismus in den Niederlanden und England weisen Konfessionalisierung als gesamteuropäisches Phänomen aus.

Eine weitere Facette fügt Josef Johannes Schmidt hinzu, der die Entwicklung der anglikanischen Kirche aus der spezifischen Verbindung von Bekenntnis und Monarchie untersucht und damit die Konfessionalisierung zu einem interessanten Aspekt für die Konfessionskunde macht.

Ein Diskussionsbericht schließt den Band ab, ergänzt die einzelnen Beiträge und öffnet die Perspektive daraufhin, dass das Konfessionalisierungsparadigma weiter in der Entwicklung begriffen ist, sodass die Bezeichnung »mitlernendes Paradigma« (S. 298) berechtigt erscheint.

Die Autorenliste sowie die verzeichneten Namen der weiteren Teilnehmer (tatsächlich alle männlich) zeigen allerdings ein klares Übergewicht bei Forschern aus dem Bereich der allgemeinen Geschichtswissenschaft. Die wenigen beteiligten Kirchenhistoriker gehören zudem mehrheitlich der römisch-katholischen Konfession an. Der Beitrag von Martin Friedrich verweist nicht nur auf die Grenzen des Konfessionalisierungsparadigmas, indem er sich dagegen wendet, das 19. Jahrhundert als Zeit einer zweiten Konfessionalisierung zu bezeichnen, sondern er steht mit seinen Fragen an die Konfessionalisierungsforschung auch paradigmatisch für die protestantische Skepsis ihr gegenüber. Die Bedeutung der Reformation Martin Luthers als Epochenschwelle spielt nach wie vor eine zentrale Rolle. Die Kontroverse um das Konfessionalisierungsparadigma offenbart exemplarisch den Zusammenhang von Epochenbegriffen und Deutungskategorien der Geschichte generell.

*Volkmar Ortmann*

HUBERTUS SEIBERT (HRSG.): Bayern und die Protestanten. Regensburg: Pustet 2017. 320 S. m. zahlr. farb. Abb. ISBN 978-3-7917-2867-4. Geb. € 34,95.

Der Band enthält die Beiträge einer interdisziplinären Tagung, die unter dem Titel »Zwischen Verfolgung und Akzeptanz. München und der Protestantismus (16.–19. Jahrhundert)« im Jahr 2016 vom Arbeitskreis Stadtgeschichte München sowie dem Historischen Seminar und der Evangelisch-Theologischen Fakultät der LMU München veranstaltet wurde.

Im einführenden Artikel benennt Hubertus Seibert als Ziel der Tagung die vergleichende Gegenüberstellung der Entwicklung der protestantischen Bewegung in zentralen Bereichen (Konfession, Bildung, Kultur und Politik) im 16. und 19. Jahrhundert. Geographisch beziehen sich die Studien für das 16. Jahrhundert auf die Stadt München, das Herzogtum Bayern sowie süddeutsche landesherrliche Städte und schwäbische Reichsstädte, für das 19. Jahrhundert auf das Königreich Bayern, das sich durch die Eingliederung von rund 90 evangelischen Territorien vor die Aufgabe der bürgerlichen Gleichstellung der Protestanten gestellt sah.

Konfession wird »als ein den städtischen Raum strukturierendes Prinzip verstanden, das die öffentliche Ordnung und das Sozialgefüge in der Stadt konstituiert und den Alltag ihrer Bewohner nachhaltig prägt« (S. 14). Der Überblicksartikel Tom Scotts zur Erforschung der städtischen Reformation seit Bernd Moellers Essay von 1962 hebt im Fazit die Vielfältigkeit und den »zauderhaften und bisweilen widersprüchlichen Charakter« der städtischen Reformation hervor (S. 33).

Neben der stadtgeschichtlichen Perspektive kommen die Territorien und mit ihnen die Rolle von Fürsten und Landadel bei der Entscheidung für oder gegen den neuen Glauben in den Blick.

In den Beiträgen geht es um die Frage nach den Voraussetzungen sowie den politischen und sozio-ökonomischen Faktoren und institutionellen Rahmenbedingungen, die über den Erfolg der evangelischen Bewegung in München und Bayern entschieden. Zeitgenössische Werte, Normen, Motive und Ziele, die die Denk- und Handlungsweisen der Akteure bestimmten, werden in den Blick genommen.

Der Band versteht sich als Beitrag zur parallelisierenden und kontrastierenden Untersuchung der Reformation im 16. Jahrhundert und der protestantischen Bewegung im 19. Jahrhundert. Dieser vergleichende Ansatz spiegelt sich im Aufbau des Bandes wieder. Es werden jeweils zwei Themenkomplexe für das 16. und das 19. Jahrhundert untersucht: Landesherr, Konfession und religiöse Praxis im 16. Jahrhundert bzw. Königlicher Summepiskopat, evangelische Landeskirche und kirchliche Gemeinden im 19. Jahrhundert sowie Bildung, Kunst und Medien im konfessionellen Zeitalter bzw. im Zeitalter der Industrialisierung.

Auf diese Weise entsteht ein regionalgeschichtlich in die Tiefe gehendes Bild derjenigen Transformationsprozesse, die die evangelische Bewegung in Politik, Glaubenslehre und Kultur ausgelöst hat. Die Beiträge suchen Antworten auf die Frage nach den religiösen Protagonisten und sozialen Trägern der evangelischen Bewegung, nach der Reaktion der Obrigkeiten auf das religiöse Gedankengut und die damit verbundenen Forderungen und untersuchen den Einfluss der neuen Lehre auf Glaubensvollzug, Bildung, Kunst und Medien. So zeigt Gabriele Greindl, wie der Adel in der frühen Phase der Reformation Wege zur Wahrung der eigenen Identität mit der dauerhaften Etablierung der reformatorischen Lehre im Territorium verbinden konnte. Hans-Joachim Hecker untersucht die Auswirkungen reformatorischer Bestrebungen in München auf das Verhältnis zum Landesherrn. Andreas Gößner zeigt am Beispiel von Feuchtwangen, dass der Erfolg der Reformation in süddeutschen landesherrlichen Städten auch von der vor Ort dominierenden kirchlichen Institution abhing – um nur einige der Beiträge zu nennen.

Der Blick auf das 19. Jahrhundert zeigt die Auswirkungen der geänderten politisch-sozialen Rahmenbedingungen, die für die Protestanten zur Parität führten. Werner Blessings instruktiver Artikel »Minderheit im paritätischen Königreich« gibt hierzu den Überblick. Leider enthält er, anders als die weiteren Beiträge, keinen Nachweis der Zitate, sondern lediglich eine Literaturliste.

Am Schluss des Bandes wäre ein Resümee zum Ertrag des vergleichenden Ansatzes wünschenswert gewesen. Für interessierte Laien hätte man den Zugang durch Erklärung spezieller Fachtermini erleichtern können (vgl. etwa Tim Lorentzens Studie zu den Täufern und der Laienkelchbewegung anhand der Begriffe Devianz und Differenz).

Der Tagungsband stellt einen wissenschaftlich anspruchsvollen, durch farbige Abbildungen ansprechend gestalteten Beitrag zur bayerischen (Kirchen-)Geschichte dar.

*Auguste Zeiß-Horbach*

MATHIAS EMIL ILG: Constantia et fortitudo. Der Kult des kapuzinischen Blutzeugen Fidelis von Sigmaringen zwischen »Pietas Austriaca« und »Ecclesia Triumphans«. Münster: Aschendorff 2016. 1485 S. (2 Bände). ISBN 978-3-402-13164-0. Kart. € 88,00.

Es ist ein allein schon durch seinen Umfang gewichtiges Werk, das Matthias Emil Ilg vorgelegt hat. Dies mag mit ein Grund dafür sein, dass zwischen dem Einreichen als Dis-



sertation an der Universität Tübingen und der Drucklegung sechs Jahre verstrichen. Das Warten hat sich jedoch gelohnt: Das Buch ist nicht bloß ein weiteres Werk auf der mehr als 2.500 Einträge umfassenden Fidelis-Bibliographie, sondern auch inhaltlich ist Ilg ein gewichtiger Beitrag zur Erforschung des Kapuzinermärtyrers gelungen. Der Autor konzentriert sich auf die bislang wenig beleuchtete Zeit zwischen Fidelis' Tod durch Erschlagung im bündnerischen Seewis (1622) und der Seligsprechung (1729), die hinsichtlich der Ausgestaltung des Kultes besonders spannend und spannungsreich war. Dazu zieht er eine Vielzahl von Quellen (Prozessakten, Korrespondenzen, literarische und bildliche Quellen) heran, die er mit unterschiedlichen Ansätzen (Verflechtungsforschung, sachkulturelle und kunstwissenschaftliche Ansätze) untersucht, um Fidelis' Verehrung nachzuzeichnen und insbesondere die Netzwerke der Kultpromotoren und deren Kultwerbestrategien zu untersuchen.

Die Studie folgt einem chronologischen Aufbau, wobei Ilg zwei Kultphasen durch das Jahr 1672, in dem neuer Schwung in das erlahmte Seligsprechungsvorhaben kam, getrennt sieht (Teile B und C). Diesen beiden Großkapiteln ist ein kürzerer Teil zu Leben und Wirken des späteren Märtyrers vorangestellt. Neben einer punktuellen Berichtigung älterer, hagiographisch gefärbter Biographien legt Ilg den Schwerpunkt hierbei vor allem auf das soziale und geographische Grenzen überschreitende »egozentrische Netzwerk« des promovierten Juristen und »spätberufenen Kapuzinertalents« (S. 105). Überzeugend legt der Autor die Bedeutung dieses Netzwerks für die Kultgenese dar, gehörten doch Fidelis' weltliche und geistliche Weggefährten zu den frühen Kultförderern.

Die erste Kultphase, die unmittelbar nach Fidelis' Tod einsetzte, ist geprägt von der Ausgestaltung des Märtyrerbildes, das sein spezifisches Profil vor dem Hintergrund des Dreißigjährigen Krieges gewann. Ilg erläutert, wie die brutale Erschlagung des Kapuziners nicht nur als Ausdruck der Bösartigkeit der Reformierten, sondern auch im Kontext der Erhebung des Prättigaus gegen das Haus Habsburg gedeutet wurde. Dieses Bündnis zwischen Staat und Kirche sei für die Perpetuierung des Kultes entscheidend gewesen, sahen sich doch habsburgische Herrscher gerade aufgrund der politischen Komponente in der Pflicht, sich für die Kanonisation einzusetzen. Da die Kapuziner zugleich »den sozialen Spagat« mit »unnachahmlicher Virtuosität« (S. 257) beherrschten und einfache Söldner wie den Kaiser gleichermaßen als Anhänger zu mobilisieren wussten, fand der heiligmäßige Kapuziner Eingang in die »Pietas Austriaca«. Dies leitet Ilg daraus ab, dass sich der Kult vor allem entlang der »Spanischen Straße« verbreitete.

Sodann begibt sich Ilg in die verschiedenen Kultzentren. Kenntnisreich ergründet er die lokalen und regionalen Spezifika in der Netzwerkbildung wie in der Kultwerbung. Anhand der Informationsprozesse beispielsweise, der ersten im Rahmen des Seligsprechungsverfahrens durchgeführten Zeugenbefragungen, erörtert Ilg systematisch die sich in Konstanz und Chur um den Kult spannenden Verflechtungsstrukturen, wobei er die bekannten Verflechtungskategorien um jene der »Ordensbruderschaft« ergänzt, die er als »spirituelle Verwandtschaftsbeziehung« versteht (S. 282).

Wichtige »Primärimpulse« gingen auch von den in den Bündner Tälern kämpfenden Söldnern wie den »Salzburger Knechten« aus, die Fidelis bereits zu Lebzeiten für seinen prophetischen Geist geschätzt hatten und ihn nunmehr – in Ergänzung zu Maria – als ihren Schlachtenhelfer verehrten. Für die weitere Verbreitung, etwa nach Feldkirch, Sigmaringen oder Freiburg im Breisgau, sorgten einzelne Kultaktivisten, deren individuelle Motive Ilg ergründet. So hofften beispielsweise Missionare wie Johannes von Grünwangen und Alexius von Kirrweiler, denen ein Martyrium verwehrt geblieben war, darauf, dass ein Stück des Glanzes auch auf sie abfiele, wenn sie den Kult durch das offensive Propagieren der wundertätigen Reliquien entschlossen förderten.

Auch im dritten Hauptteil, der im Jahr 1672 mit der in deutscher und lateinischer Sprache erschienenen *Fidelisvita* des Kapuziners Lucianus Montifontanus einsetzt, gerät die kultische Verehrung, für die Ilg die Friedlosigkeit des 17. Jahrhunderts als wichtige strukturelle Voraussetzung sieht, nicht aus dem Blick. Zunehmend verlagert sich der Schwerpunkt der Analyse jedoch auf die Interdependenzen zwischen dem römischen Zentrum und der habsburgischen Peripherie. Die restriktiven römischen Bestimmungen erwiesen sich nun, da das Seligsprechungsverfahren Fahrt aufnahm, zunehmend als bindend, was allein schon an der abnehmenden Mirakelfrequenz ersichtlich wird. Insbesondere die Verehrung des Märtyrershauptes, das die »unangefochtene Spitzenstellung« (S. 347) unter den Reliquien einnahm und das den Gläubigen in Feldkirch zur Wundererfahrung präsentiert wurde, war Stein des Anstoßes römischer Kritik. Im 1686 durchgeführten »Processus super non cultu«, einem »schmerzhaften Zwischenschritt auf dem Weg zur Seligkeit« (S. 905), wurde der Kult denn auch zwischenzeitlich gehemmt, bevor er dank der gezielten Propaganda bei einflussreichen römischen Akteuren sowie dank der habsburgischen Kriegserfolge, die auch mit einer Zurückdrängung des französischen Einflusses auf die Kurie einhergingen, zu seinem »steinigen«, keinesfalls linear verlaufenden Siegeszug ansetzte.

Es ist – neben der Verarbeitung des umfangreichen Materials, das im Anhang in Form von Tabellen zu den einzelnen Wundern und durch den Abdruck der untersuchten Bilder nochmals präsentiert wird – eine der Stärken der Studie, dass der Weg zur Seligsprechung nicht als bloße Erfolgsgeschichte, sondern die Märtyrerverehrung als ein Kult beschrieben wird, der auch immer wieder von römischen Restriktionen getroffen wurde und sich, beispielsweise bei der Soldatenpatronage (S. 340), im Graubereich bewegte. Es dürfte die Herausforderung für zukünftige Forschende sein, diese Bereiche am Rande kirchlicher Legitimität durch vergleichende Studien mit anderen, sich erst auf dem Weg zu anerkannter Seligkeit befindenden Kandidaten noch genauer zu konturieren.

Eine kritisch-reflektierende Synthese dieses facettenreichen Werks bereitet nicht nur dem Rezensenten einige Mühe. Auch das Fazit des Autors selber ist eher kurz geraten (S. 1039–1044). Darüber hinaus hätte ein stärker exemplarisches Vorgehen und ein Verzicht auf einige der Exkurse, die für das Verständnis des Gesamtzusammenhangs nicht zwingend notwendig sind – etwa zur Missionsbibliothek der Nordrätischen Kapuzinermission (S. 130–153) – der Lesbarkeit der Studie kaum geschadet. Zu trüben vermag dies die eindruckliche Leistung des Autors allerdings keineswegs. Es ist das unbestreitbare Verdienst von Matthias Emil Ilg, die Verehrung des Fidelis von Sigmaringen bis zur Seligsprechung »als aus den verschiedensten Quellen gespeistes religiöses Projekt und Gesamtkunstwerk« (S. 41) in all ihren Wendungen detailreich nachgezeichnet und in mannigfaltige Zusammenhänge eingebettet zu haben. Bleibt zu hoffen, dass sich die Leserschaft von der Fülle und vom Detailreichtum der Studie nicht – um in der Thematik zu bleiben – erschlagen lässt und die Studie nicht nur bei Fidelis-»Fans«, sondern bei allen, die sich für den frühneuzeitlichen Katholizismus interessieren, auf breite Resonanz stößt.

*Daniel Sidler*

SUSANNE KOFLER: Prophetie als Partizipation am Heilsplan? Lutherische Prophetie im Konfessionellen Zeitalter (1550–1650) (Arbeiten zur Kirchen- und Theologiegeschichte, Bd. 47). Leipzig: Evangelische Verlagsanstalt 2017. 317 S. ISBN 978-3-374-04747-5. Geb. € 48,00.

Die seit 1535 belegte und häufig nachgedruckte Parodie eines Propheten, der, aus Gallia stammend, bei Henneberg oder »zwischen dem Gugelkamm vnd Gallencock« das Licht

verkünde, sich in die Luft erheben könne und mit mehreren Frauen zusammenlebe, bezieht sich auf die zeitgenössische Konjunktur von Prophetenauftritten und bezeugt zugleich die verbreiteten Zweifel an deren Glaubwürdigkeit. In diesem Themenfeld bewegt sich Susanne Kofler mit ihrem Buch, in dem sie die von Engeln und Visionen vermittelten Prophetien und ihre Medien untersucht. Der erste Teil befasst sich mit den Beglaubigungsstrategien, die von den Verfassern der Flugschriften verfolgt wurden, um ihre Berichte über die Engelserscheinungen und Visionen auf die Erwartungen des Publikums abzustimmen. Die stereotypen Vorstellungsmuster, die dabei herausgearbeitet werden, umfassen etwa die lange weiße Gewandung, Lichtphänomene, biblisch fundierte Anreden (»Fürchtet euch nicht«) oder körperliche Symptome auf Seiten der Visionäre wie vorübergehendes Verstummen und Krampfanfälle. Vergleichbare vorreformatorische Zeugnisse, mit denen die Herkunft der verwendeten Topoi und deren mögliche lutherische Modifikationen genauer hätten bestimmt werden können, werden nicht herangezogen.

Der zweite Teil ist komplementär zum ersten angelegt. Kam dort die Produktion der Prophetien zur Sprache, wird hier die Rezipientenseite untersucht und danach gefragt, welche Komponenten der Erscheinungen und Visionen deren Akzeptanz bestimmten. Da der erste Teil die Adaption der Berichte an die Erwartungen der Adressaten und der zweite die Erfüllung dieser Erwartungen behandelt, kommt es notgedrungen zu Wiederholungen (z. B. in Bezug auf die Biblizität oder die körperlichen Auswirkungen). Methodisch erfolgt ein Wechsel von einem systematischen Zugriff, der die Typologie der Prophetien aus einer größeren Zahl von Flugschriften extrahiert, hin zu zwei Fallstudien: die Visionen der Benigna König am Stettiner Hof 1629 und diejenigen des Johann Warner aus dem Umkreis der schwedischen Armee in den 1630er-Jahren.

Der dritte und umfangreichste Teil zeichnet die unterschiedlichen Positionen nach, welche die lutherischen Theologen im 30-jährigen Krieg gegenüber der Möglichkeit göttlicher Offenbarungen durch nachapostolische Prophetien einnahmen. Dabei werden die einschlägigen Schriften von Nikolaus Hunnius, Jakob Stolterfoht (beide Lübeck), Johann Wezel (Celle) und Jakob Fabricius (Stettin) ausführlich referiert und in ihren politisch-konfessionellen Kontext eingeordnet (Auseinandersetzung mit Schwärmern in Lübeck; schwedische Okkupation Pommerns). Hier hätte manches kürzer ausfallen dürfen, da schon Jürgen Beyer diese theologische Debatte in seiner Dissertation (Cambridge 2000; jetzt auch gedruckt: Leiden–Boston 2017) behandelt hat, die zwar im Literaturverzeichnis erscheint, aber offenbar nicht benutzt wurde.

Obwohl die Arbeit sich auch als Beitrag zur Mediengeschichte versteht, werden weder Liedflugschriften (es lassen sich über 20 Drucke für den untersuchten Zeitraum nachweisen, in denen Engelserscheinungen besungen werden) noch Flugblätter (allein in den durch Editionen gut erschlossenen Sammlungen von Gotha, Wolfenbüttel und Zürich gibt es ein Dutzend einschlägiger Blätter) berücksichtigt und also die medialen Komponenten von Musik und Bild ausgeblendet. Auch die Aspekte der »Vermarktung« von Prophetien bleiben außen vor (etwa kalkulierte Unschärfen zwischen dem Propheten, über den berichtet wird, und dem Kolporteur, der berichtet, durch den Wechsel von 1. und 3. Person). Das Verhältnis der Prophetien zu anderen nachapostolischen Offenbarungsformen Gottes (Prodigien, Astrologie u. a.) wird allenfalls beiläufig angesprochen.

Ärgerlich sind zahlreiche Nachlässigkeiten der Arbeit, die von sprachlichen (insbesondere Trenn-)Fehlern bis zum sorglosen Umgang mit Zitaten reichen (von den stichprobenartig überprüften Zitaten war jedes zweite fehlerhaft). So wird man als Fazit festhalten müssen, dass die Untersuchung zwar ein wichtiges und spannendes Thema be-

handelt und auch mehrere interessante Einzelbeobachtungen beisteuert, aber den durch Wiederholungen eigener und fremder Ergebnisse verschenkten Platz besser durch die Beiziehung weiterer Quellen und Fragestellungen hätte nutzen sollen.

*Michael Schilling*

CHRISTIANE BRENDEL, ADELHEID WENZELMANN: Martin Luther und Ignatius von Loyola. Entdeckung einer spirituellen Verwandtschaft (Ignatianische Impulse, Bd. 74). Würzburg: Echter Verlag 2017. 175 S. ISBN 978-3-429-04330-8. Geb. € 12,90.

Wenn sich nahe und weitläufigere Verwandte zu einem Familientreffen zusammenfinden, kommt es nicht selten zu Begegnungen, die auf beiden Seiten für Überraschungen sorgen. Man kann dabei verblüfft feststellen, wie nahe man sich in bestimmten Ansichten und Vorstellungen ist. Wie gut, dass das Treffen einen Rahmen geschaffen hat sich zu begegnen.

Dieses Buch von Christiane Brendel und Adelheid Wenzelmann nimmt die Gelegenheit, 500 Jahre Reformation – erstmals als Jahrhundertgedenken in ökumenischer Weite und Verbundenheit begangen – auf, um Martin Luther und Ignatius von Loyola einander als Gebetslehrer begegnen zu lassen.

Sie machen die Schubladen »Reformator« und »Gegenreformator« auf und geben Einblick in deren Schätze – auf die der Praxis Pietatis bei Luther und die, die Ignatius vor allem in seinem Exerzitienbuch festgehalten hat. Martin Luther und Ignatius von Loyola kommen in ein »fiktives Gespräch«, das die Umstehenden, sprich die Leser neugierig macht und durchaus auch in Bann zieht.

Das Nachwort des Buches endet mit dem Wunsch: »Dieses Buch möchte einen kleinen Beitrag leisten zum verstehenden Gespräch zwischen den Konfessionen.«

Das tut es ganz bestimmt, vor allem für Menschen, die als Seelsorger/-innen in geistlicher Begleitung und mit spirituellen Angeboten unterwegs sind. Empfohlen sei es aber auch allen, die ihr Leben und ihren Alltag geistlich ausrichten und formen. Das Buch kann von einem »Lesebuch« ein »Lebebuch« werden, wie es die Autorinnen im letzten Satz des Vorwortes wünschen. Dabei ist man nicht auf ein strenges von vorne nach hinten »Durcharbeiten« angewiesen. Man kann sich einzelne Kapitel oder Teile daraus vornehmen und durchaus auch mit weiteren geistlichen Texten verbinden und/oder in eine Gebetszeit einbinden.

Das Buch ist über die persönliche Inspiration und Meditation hinaus auch für ökumenische Gruppen, die sich z. B. bei Exerzitien im Alltag treffen, einsetzbar.

Es war nicht einfach ein Projekt für das Reformationsjubiläum, sondern Frucht der eigenen Selbsterfahrung, die die beiden evangelisch-lutherischen Theologinnen dieses Lesebuch schreiben ließen. Sr. Adelheid Wenzelmann, von der evangelischen Community Kloster Wülfinghausen erlebt in der engen Zusammenarbeit ihrer Gemeinschaft mit Jesuiten die Wiederentdeckung der geistlichen Begleitung aus der ignatianischen Spiritualität und damit auch die Revision der lange Zeit prägenden Stilisierung: Jesuiten sind der anti-protestantische Orden im Dienst des Papstes.

Pfarrerin Christiane Brendel lernt bei Exerzitien im Kloster Wülfinghausen den Reichtum der ignatianischen Spiritualität für heute kennen und entdeckt dabei Martin Luther, durch seine monastische Prägung ein leidenschaftlichen Beter und Gebetslehrer, neu.

Ignatius in Spanien und Martin Luther in Deutschland lebten in der Zeit, in der die gesellschaftliche und religiöse Einheit des christlichen Mittelalters zerbrach. Der Einzelne

steht vor Gott. Beide erlebten nach einem langwierigen und schmerzlichen Suchprozess eine starke Erfahrung der Gnade. Beide waren leidenschaftliche Beter mit mystischen Erfahrungen. Beiden war die Reform der Kirche wichtig. Im Mittelpunkt stand bei beiden ein persönlicher Glaube, der aus der Liebe zu Christus und zur heiligen Schrift erwächst und lebt.

Auch wenn sich Martin Luther und Ignatius von Loyola in der Bewertung der Themen Bibel, Tradition, Amt, Kirche und Sakramente unterscheiden, gibt es doch genügend Bereiche, wo sich ihre Auffassungen berühren und, wenn man sie ›ins Gespräch bringt‹, einander ergänzen und bereichern.

So kann man zum Beispiel zum Vaterunser bei Ignatius lesen: »Wenn der Betreffende, der das Vaterunser betrachtet, bei einem oder zwei Worten so guten Stoff zu denken und Geschmack und Trost findet, kümmere er sich nicht weiterzugehen, auch wenn die Stunde bei dem, was er findet, zu Ende geht.« (S. 52) Martin Luther kennt die Erfahrung, dass sich das mündliche Gebet in ein kontemplatives wandeln kann und schreibt ähnlich: »Es kommt wohl vor, dass ich mich in einem Stück oder Bitte (des Vaterunsers) in so reiche Gedanken verliere, dass ich alle anderen sechs anstehen lasse. Und wenn auch solche reichen, guten Gedanken kommen, so soll man die anderen Gebete fahren lassen und solchen Gedanken Raum geben...., denn da predigt der Heilige Geist selbst, und ein Wort seiner Predigt ist besser als tausend unserer Gebete.« (S. 53)

Erstaunen kann zum Beispiel auch das Kapitel zu Eucharistie und Abendmahl: Damit die Gemeinde verstehend dabei sein kann, war die Feier in der Muttersprache für Luther wichtig. Er sagt aber dazu, dass es nicht genug sein wird, dass man die Worte im Sakrament auf Deutsch redet; man müsse sie im Herzen haben und nicht (nur) in den Ohren. Um dies zu stärken empfahl er die tägliche Messe.

Neben den vielen interessanten Publikationen rund um das Reformationsjubiläum ist diese »Entdeckung einer spirituellen Verwandtschaft« eine Kostbarkeit, die über das Jahrhundertgedenken und über die katholisch-evangelische Ökumene hinaus Menschen ins Gespräch miteinander bringen und im Gebet und gelebten Christsein begleiten kann.

*Margret Schäfer-Krebs*

MARKUS HIRTE (HRSG.): Mit dem Schwert oder festem Glauben. Luther und die Hexen. Darmstadt: Theiss 2017. 224 S. m. zahlr. farb. Abb. ISBN 978-3-8062-3451-0. Kart. € 19,95.

Anlässlich des Reformationsjubiläums zeigte das ›Mittelalterliche Kriminalmuseum‹ in Rothenburg o. d. T. eine Sonderausstellung ›Mit dem Schwert oder festem Glauben – Luther und die Hexen‹. Begleitend zur Ausstellung erschien ein gleichnamiger Sammelband. Der Band vereinigt sieben Beiträge, von denen zwei auf ältere Publikationen bzw. Vortragstexte zurückgehen. Entgegen akademischer Konvention werden in der Autorenzeile der jeweiligen Beiträge die Autoren mit ihren akademischen Titeln aufgeführt. Es fällt auf, dass die Beiträge sehr unterschiedlichen Umfang haben. Schillings Skizze von knapp fünf Seiten steht neben der 76 Seiten starken Einführung, die der Herausgeber selbst bestreitet. Merkwürdigerweise will gerade dieser Einführungstext als einziger Beitrag des Bandes ganz ohne Anmerkungen auskommen.

Hirte bietet zunächst einen Überblick über die Entstehung des Hexereidelikts und Luthers Äußerungen zur Hexerei. Die Hexen waren für Luther kein großes Thema. Sein Hexenbild war geprägt vom magischen Volksglauben. Wesentlich ging es ihm um Schadenszauber und den Abfall der Hexen vom Glauben. Den zunächst eher in der gelehrten

Dämonologie beheimateten Konzepten von Hexensabbat und Hexenflug brachte er wenig Interesse und sogar etwas Skepsis entgegen. Hirte setzt seinen Text über Luthers Tod hinaus fort mit einer Darstellung der Reformation in Rothenburg o. d. T. und mit einem Überblick über die Hexenverfolgungen im Allgemeinen und über fränkische Hexenprozesse im Besonderen. Merkwürdigerweise spricht Hirte eine Frage, die man angesichts der Thematik des ganzen Bandes hätte erwarten dürfen, überhaupt nicht an, nämlich die, ob die Konfession irgendeinen Einfluss auf die Intensität der Hexenverfolgung in den verschiedenen Regionen Deutschlands und Europas hatte. Der Beitrag bietet großenteils solide Überblicksinformation. Er macht an sich aber wegen der Vielzahl der Themen, die er unverbunden aneinanderreicht, wenig Sinn.

Wolfgang Schild bietet einen sehr instruktiven Überblick über frühe Schriften der dämonologischen Hexenlehre. Dieser Teil des Bands kann jedem empfohlen werden, der sich über die Entwicklung der Hexendoktrin vor Kramers ›Hexenhammer‹ (1486) informieren will. Heinz Schillings Beitrag wurde aus älteren Publikationen des großen Historikers der Reformation zusammengestellt. Man findet hier entsprechend eine straffe Darstellung von Luthers grundsätzlicher Verurteilung der Magie als Beleidigung der göttlichen Majestät, aber nichts Neues. Günter Jerouscheks Beitrag ist ein sehr kurzer Überblick über die Hexenverfolgung und Luthers Stellung zum Hexenglauben. Jerouschek versucht die widersprüchlichen Äußerungen Luthers zu deuten. Auf der Basis seiner grundsätzlich harten Ablehnung von Magie konnte der Reformator in konkreten Fällen nämlich mal aggressiv die Todesstrafe für Hexen fordern, mal Teufelsjüngern verzeihen und auf ein Strafverfahren verzichten wollen. Für Jerouschek äußert sich hier wesentlich das aufbrausende Temperament des Cholerikers Luther, das ihn hier, wie in anderen Situationen, zu unbedachten und radikalen Äußerungen hingerissen habe. Man sollte auch darauf hinweisen, dass Luther gegen weibliche Hexen aus der Unterschicht deutlich härtere Maßnahmen befürwortete als gegen männliche Teufelsbündler aus der Oberschicht. Alison Rowlands schildert einmal mehr detailreich die Hexenprozesse in Rothenburg o. d. T. Die Frage, ob die lutherische Konfession dieser Reichsstadt die dortigen Hexenprozesse beeinflusst habe, scheint ihr eigentlich irreführend. Zweifellos haben Eigenheiten der lutherischen Lesart von Hexerei die Hexenimagination in Rothenburg beeinflusst – betont wurde der Schadenzauber gegenüber dem Sabbat und die Anfälligkeit von Frauen für Teufelsmagie (Luther übersetzte Exod. 22,18 dezidiert mit »Zauberinnen sollst du nicht leben lassen«). Letztlich entschied jedoch die Staatsräson, wie sich der Stadtrat Hexereigerüchten gegenüber verhielt. Allgemein hätte man festhalten können, dass die Ratseliten von Reichsstädten Hexenverfolgungen meist skeptisch gegenüberstanden, da sie diese als Gefahr für den sozialen Frieden erkannten. Generell gilt, dass protestantische Herrschaften, die durch den Zugriff auf das Kirchengut in der Regel besser finanziert und deshalb besser organisiert als katholische Herrschaften waren, grundsätzlich weniger anfällig für panische Hexenjagden gewesen sind. Koch und Haag-Dorn zeichnen die juristische Kritik am Hexenprozess nach. Sie zeigen, dass der Hexenprozess als Ausnahmeverfahren, das den üblichen Ansprüchen des Strafrechts an die Beweisführung nicht genüge, auch in der Frühen Neuzeit bereits umstritten war. Koch und Haag-Dorn gehen auf Luther und lutherische Theologie gar nicht ein. In der Logik ihrer Argumentation brauchen sie das auch gar nicht; sie kommen praktisch ohne die konfessionelle Thematik aus. Insofern wird nicht klar, wieso dieser – zweifellos qualitätvolle – Text in einem Band über »Luther und die Hexen« abgedruckt worden ist.

In einem weiteren Beitrag soll »Luthers Größe« erkundet werden. Dass das keine wissenschaftliche Fragestellung ist, ist offenkundig. Dass diese Größe mit Hilfe von »Tiefenpsychologie« von einem Literaturwissenschaftler in einem Band über »Luther und



die Hexen« untersucht wird, befremdet. Bei dem Wenigen, was dieser Beitrag dann tatsächlich über Luthers Sicht von Hexerei sagt, bezieht sich der Autor allen Ernstes auf Heinrich Heine und Gustav Freytag als Schlüsselautoren, unterfüttert durch eine populärwissenschaftliche Darstellung aus dem Jahr 1977, die seither für den Billigbuchmarkt recycelt wird. Man ist entsprechend gar nicht mehr besonders überrascht, wenn man hier liest, dass »die der Hexe zur Last gelegten Übeltaten überwiegend Symbole der Kastration« (S. 174) seien und der Ausdruck »Badenixe« zeige, dass man magische Stereotype auch in »menschenfreundlicher Absicht« (S. 157) verwenden könne.

Der Band ist reich und überreich illustriert. Neben dem üblichen Sammelsurium von Hexenbildern und schlecht lesbaren Karten fallen einige Besonderheiten auf. Braucht ein Buch über Luther und die Hexen wirklich eine ganze Reihe von Abbildungen von Luther-Gedenkmünzen und Luther-Kitsch aus dem 19. Jahrhundert? Was bringt eine Karte, die Regionen verzeichnet, in denen zwischen dem Codex Hammurabi und dem Sachsenspiegel Gesetze gegen Zauberei erlassen wurden (S. 10)? Was könnte sie bringen, wenn diese Karte Einträge wie »Germanische Stammesrechte/ German tribal laws (5.-9. Jh /c. AD)« mit einem Symbol über Seeland hat? Wieso sind zwei Karten zweisprachig (deutsch/ englisch), der ganze Rest des Buches aber nicht?

Der Band bietet immerhin eine Literaturliste auf knapp vier Seiten. Die Auswahlkriterien sind allerdings unklar: Einführungsliteratur, wie man sie in einem Katalogband erwarten darf, steht neben hochspezifischen Publikationen, die für Leser ohne vertieftes fachliches Interesse weder relevant noch erreichbar sind.

Fazit: Die Schwächen des Bandes sind offenkundig und gravierend. Einige der Beiträge sind jedoch von so guter Qualität, dass sich die Anschaffung für eine Fachbibliothek zur Hexenverfolgung oder eine Sammlung von Schriften zum Reformationsjubiläum lohnt.

*Johannes Dillinger*

WOLFGANG MÄHRLE (HRSG.): Aufgeklärte Herrschaft im Konflikt. Herzog Carl Eugen von Württemberg 1728–1793 (Geschichte Württembergs. Impulse der Forschung, Bd. 1). Stuttgart: Kohlhammer 2017. 354 S. m. Abb. ISBN 978-3-17-032434-3. Geb. € 25,00.

Der vorliegende Sammelband, der eine 2014 abgehaltene Tagung des Arbeitskreises für Landes- und Ortsgeschichte im Verband der württembergischen Geschichts- und Altertumsvereine dokumentiert, ist der erste einer neuen Reihe zur »Geschichte Württembergs. Impulse der Forschung«. Sein Herausgeber, Wolfgang Mährle, bringt im ersten Satz seiner Einleitung auf den Punkt, warum Herzog Carl Eugen hierfür ein geeigneter Betrachtungsgegenstand ist: »Carl Eugen ist einer derjenigen württembergischen Herzöge, die bis heute im öffentlichen Bewusstsein« – man ergänze: der Württembergerinnen und Württemberger – »sehr präsent geblieben sind.« (7) Etwas mehr als 100 Jahre nach dem in seiner Perspektivenvielfalt immer noch unübertroffenen, vom Württembergischen Geschichts- und Altertumsverein herausgegebenen zweibändigen Sammelwerk »Herzog Karl Eugen und seine Zeit« (1907/09), wird das – wie schon der Titel zu erkennen gibt – kontrovers beurteilte Wirken des Herzogs erneut wissenschaftlich vermessen. Erklärtes Ziel ist es, so der Klappentext, ein »neues Bild der Persönlichkeit Carl Eugens« zu entwerfen und zugleich seine Politik zu kontextualisieren.

Nach einer kurzen Einleitung des Herausgebers sowie einem knappen Forschungsreferat von Angela Borgstedt zum historiographischen Konzept des »Aufgeklärten Absolutismus« folgen 16 Beiträge. Im ersten Teil steht die Person des Herzogs im Zentrum

– seine Jugend (Joachim Brüser), seine Beziehungen zu Franziska von Hohenheim (Johannes Moosdiele-Hitzler) sowie zu Schubart (Barbara Pothast). Die Entstehung des »Mythos« Franziska im bürgerlichen Württemberg des 19. Jahrhunderts zu rekonstruieren und ihn zugleich, quellennah, zu dekonstruieren, gelingt Johannes Moosdiele-Hitzler. Und schließlich wird in diesem Teil, auf der Grundlage der 2005 edierten Tagebücher der Italienreisen Carl Eugens von 1753 und 1774/75, Italien als Bezugspunkt der Carl Eugenschen Politik nachgespürt (Wolfgang Mährle). Dieser Beitrag ist der einzige, der dem komplexen, sich in seiner langen Regierungszeit fundamental verändernden und für Carl Eugens Geschicke so essentiell wichtigen, über das Herzogtum hinausweisenden Beziehungsgefüge gewidmet ist. Kein württembergischer Herzog lässt sich weniger aus einer rein landesgeschichtlich ausgerichteten Perspektive beurteilen als Carl Eugen, der zutiefst in das politische Spiel der europäischen Großmächte, das auch auf der Ebene des Reiches ausgefochten wurde, involviert war und zwar weit mehr als Objekt denn als Subjekt. Der Herzog brauchte mehr als 30 Jahre, dies zu erkennen, die Forschung aber trägt dieser Einsicht immer noch nur punktuell Rechnung.

Gerade der zweite Teil, in dem der Carl Eugensche Hof (Eberhard Fritz, Joachim Kremer) sowie der Herzog als Bauherr thematisiert werden (Ralf Bidlingmaier, Eva-Maria Seng), geben partiell zu erkennen, welches Potential in der Kontextualisierung seines Wirkens als Herzog liegt. So etwa, wenn Joachim Kremer für die Musikkultur des württembergischen Hofes in »vergleichender Perspektive« zeigen kann, in welchem großem Umfang die Hofkultur (auch) von regionalen Konstellationen geprägt war. Vorsichtig formuliert er: »Vielleicht geht es zu weit (...), aber dass in Mannheim vor allem die zentrale Gattung der später so bedeutsamen bürgerlichen Musikkultur, die Symphonie im Zentrum stand, und in Stuttgart die Gattung der traditionellen höfischen Repräsentation (also die Opera seria), ist vor diesem Hintergrund der Vernetzung (...) höchst aufschlussreich.« (133) Gleiches gilt, wie Eva Maria Seng zeigt, für die städtebaulichen Aktivitäten in Stuttgart. Sie waren einerseits maßgeblich davon beeinflusst, ob die herzogliche Hofhaltung vor Ort war oder nicht (so: 1764–1775), andererseits aber vermag sie zu verdeutlichen, in welchem großem Umfang der »Generalresidenzplan für Stuttgart denn innovativen Vorstellungen zum europäischen Städtebau des 18. Jahrhunderts« (180) verpflichtet war.

Im dritten und umfanglichsten Teil des Bandes wird »Carl Eugen als politischer Reformator« in den Blick gerückt. Der kurzlebigen, aus strukturellen Gründen zum Scheitern verurteilten Kooperation des Landschaftskonsulenten Johann Jacob Moser mit Carl Eugen wendet sich Frank Kleinhagenbrock zu. Verdeutlichen etliche der Beiträge des ersten und zweiten Teils des Bandes einmal mehr, dass die alte Erzählung vom »schlechten«, da despotischen, verschwenderischen und sexuell ausschweifenden Carl Eugen vor 1770 und dem »geläuterten« Herzog der späten Jahre nicht trägt, so wird im Beitrag von Hermann Ehmer das Themenfeld erörtert, das in der württembergischen Landesgeschichtsschreibung, in deren Tradition sich auch Ehmer stellt, den »Beweis« für diese Interpretation lieferte: das landesherrlich-ständische Mit-, Neben- und Gegeneinander. Es war maßgeblich geprägt von der – reichspolitisch eminent bedeutsamen – Konfessionsverschiedenheit von (katholischem) Landesherrn und (evangelischer) bürgerlicher Landschaft. Es war nicht zuletzt diese Konfessionsverschiedenheit, die den württembergischen Ständekonflikt, auch publizistisch, zu einer europäischen Angelegenheit machte. In Gerhard Fritz' Beitrag (Carl Eugen und das Strafrecht) wird ein Thema angedeutet, allerdings nicht erörtert, dessen detaillierte Analyse für das Verständnis der Carl Eugenschen Regierungszeit ein erhebliches Erkenntnispotential beinhaltet – die weitreichenden Transformationen bürokratischer Herrschaft im 18. Jahrhundert, die freilich nicht darin aufgehen, dass der Herzog von seinen Juristen »aufs Kreuz gelegt« wurde (229, 232).

Vor allem aber erscheint Carl Eugen als Bildungsreformer, als der er auch in der älteren Forschung bereits viel Aufmerksamkeit genossen hat. Gleich fünf Beiträge stellen ihn in dieser Rolle vor. Sylvia Schraut thematisiert in ihrem auf archivalischer Quellengrundlage basierenden Aufsatz die *École des Demoiselles*, die in ihren Anfängen auf das Jahr 1772 datiert. Überzeugend vermag sie zu zeigen, dass für diese Einrichtung die »widersprüchlichen Mädchenbildungskonzeptionen der frühneuzeitlichen französischen Pädagogen und der französischen Aufklärung« (145f.) maßgeblich waren, und es nicht zuletzt diese Widersprüche waren, die die im protestantischen Württemberg bis dahin unbekanntere höhere Mädchenbildung *de facto* scheitern ließen. Neue Erkenntnisse zum Spannungsfeld der württembergischen Landesuniversität Tübingen zur Carl Eugenschen Neugründung, der Hohen Carlsschule, liefern die Aufsätze von Matthias Asche und Bernhard Homa. Asche, der die Hohe Carlsschule vor der Folie der Bildungslandschaft des Reiches betrachtet, verdeutlicht, dass die Bildungspolitik in Württemberg, wie anderswo, dem auf das Praktisch-Nützliche gerichteten Zeitgeist entsprach und Bernhard Homa unterstreicht die Erkenntnis Asches, dass die Konkurrenz der Carlsschule der Tübinger Universität weniger abträglich war als vielfach angenommen. Frederic Groß untersucht schließlich die Bedeutung der Carlsschule als militärische Ausbildungsanstalt und Sabine Rathgeb, gleichsam als Kontrapunkt, die kurzlebige Carl Eugen'sche Kunstakademie.

Am Ende dieses Bandes, der mit seinen zahlreichen, zum Teil farbigen Abbildungen sehr ansprechend ist, steht zwar kein neues Bild Carl Eugens und seiner Zeit, aber sie gewinnt doch vielfach klarere Konturen.

*Gabriele Haug-Moritz*

WOLFGANG ZIMMERMANN, JOSEF WOLF (HRSG.): Die Türkenkriege des 18. Jahrhunderts. Wahrnehmen – Wissen – Erinnern. Regensburg: Schnell & Steiner 2017. 455 S. m. zahlr. farb. Abb. ISBN 978-3-7954-3218-8. Geb. € 49,95.

Die Auseinandersetzung der Geschichtswissenschaften und angrenzender kulturwissenschaftlicher Disziplinen mit der Osmanischen Expansion des 15. bis 18. Jahrhunderts und deren Begleiterscheinungen erlebt seit Beginn des Jahrtausends eine neue Konjunktur. Dies belegen zahlreiche Publikationen, aber auch Ausstellungen. Exemplarisch seien nur zwei Tagungsbände: FEICHTINGER/HEISS (Hrsg.), *Der erinnerte Feind*, Wien 2013 sowie LEUSCHNER/WÜNSCH (Hrsg.), *Das Bild des Feindes. Konstruktion von Antagonismen und Kulturtransfer im Zeitalter der Türkenkriege. Ostmitteleuropa, Italien und Osmanisches Reich*, Berlin 2013 und ein Ausstellungskatalog (Brüssel und Krakau 2015) genannt: *The Sultan's World: The Ottoman Orient in Renaissance Art*, Berlin 2015. Dass gleichwohl immer noch neue Forschungsfragen ihrer Beantwortung harren, zeigt die besprochene Publikation.

Im Oktober 2015 fand in Tübingen als Kooperation des Instituts für donauschwäbische Geschichte und Landeskunde mit dem Landesarchiv Baden-Württemberg eine internationale Konferenz zum Thema »Die Türkenkriege des 18. Jahrhunderts. Wahrnehmen – Wissen – Erinnern« statt. Der gleichnamige Tagungsband versammelt 16, nach den drei titelgebenden Spektren gruppierte Beiträge. Ein einführender Aufsatz von Johannes Burkhardt stellt grundsätzliche Beziehungslinien zwischen Europa und dem Osmanischen Reich bzw. der Türkei mit ihren strukturell-funktionalen Wechselwirkungen heraus.

Ziel der Publikation war – innerhalb der klaren »Raum- und Zeitkoordinaten« (S. 9) Südosteuropas im 18. Jahrhundert – weniger eine Analyse der realen Kriegereignisse als der unterschiedlichen Perspektiven ihrer Funktionalisierung im engeren und weiteren historischen Abstand. Mit diesem Fokus nimmt die Geschichtsschreibung eine ak-

tuelle und gleichsam selbstreferenzielle Richtung auf. Claudia Reichl-Ham – um nur einen Aufsatz herauszugreifen – beschäftigt sich mit einer Leerstelle in der Wahrnehmung. Trotz überlieferter Quellen wurde die selbstverschuldete Niederlage Karls VI. 1737–1739, die den Verlust von Belgrad und kaiserlicher Macht nach sich zog, genau deshalb verschwiegen. Das Sujet bei Ernst D. Petritsch ist hingegen klassisch für die Wahrnehmung »des Anderen«: Er zeichnet den Wandel der osmanischen Großbotschaften in Wien im Laufe des 18. Jhs. nach.

Ein Desiderat scheint bislang die Donaukartografie samt der immensen Bedeutung der Schifffahrt für die Kriegsführung, hier thematisiert von Antal András Deák, zu sein. Diese Lücke füllt der Teil »Wissen«, der fast ausschließlich kartografische Beiträge (inklusive zu mentalen Karten) und somit eine sehr konkrete Form von Wissensproduktion enthält. Außerdem erschien vom gleichen Herausgebergremium zeitgleich ein eigens diesem Thema gewidmeter Band (WOLF/ ZIMMERMANN (Hrsg.), *Fließende Räume. Karten des Donauraums, 1650–1800*, Regensburg 2017).

Auch wenn die Gliederung der Aufsätze nach Wahrnehmen, Wissen und Erinnern vielleicht weniger streng gedacht war als sie gedruckt ist, kommt bei der Rezensentin leichte Skepsis angesichts der Trennung von Wahrnehmung und Wissen auf. Zumal wenn – wie im Vorwort betont wird – Wissen erst durch Wahrnehmung erzeugt werde (S. 10). Gerade in Bezug auf die Kriegereignisse und die Informationsproduktion in ihrem Umfeld sind das bereits unterschiedlich präfigurierte Vorwissen der Akteure (als Kriegsteilnehmer, Gefangene, Reisende) in der Praxis kaum von der Wahrnehmung, Erfahrung und (Um-)Deutung zu trennen und eine bestimmte Gerichtetheit jeder Aussage (statt »reiner« Wissensvermittlung) zu berücksichtigen.

Erinnern heißt immer auch Auswählen und bedarf besonderer Medien. Nicht zufällig liegt deshalb der Schwerpunkt des letzten Teils »Erinnern« auf Beiträgen aus der Kunst-, Musik- und Filmwissenschaft: Mit dem Fortschreiten der Zeit (im Band bis in die NS-Zeit) tritt eine zunehmende mediale Verlagerung weg von der Erlebnisebene hin zu Manifestationen von Erinnerungskulturen und auf Rezipienten gerichteten Deutungen und Funktionalisierungen ein. So erläutert Anna Ananieva überzeugend, wie die zahlreichen türkenkriegsbezogenen Denkmale im Garten von Zarskoe Selo von Kaiserin Katharina II. bewusst als »Assoziationslandschaft« (S. 315) russischer Sieghaftigkeit komponiert und zudem in Plänen, Gemälden und Poemen publiziert wurden.

Angesichts der Beiträge mit ihrem breiten Spektrum an geographischen wie disziplinären Ausgangspunkten erscheint es kleinlich, auf Fehlstellen hinzuweisen. Allerdings ist es symptomatisch, dass einmal mehr die Wahrnehmungsperspektive des Osmanischen Reiches fehlt. Die Bibliographie deutsch- und englischsprachiger Quellen und Literatur zu den späten Türkenkriegen ist ein für einen Tagungsband ungewöhnlicher und grundsätzlich hilfreicher Zusatz. Gleichwohl trifft die Auswahl und Einordnung nicht immer zu und es erstaunt, dass z. B. die Studien Suraiya Faroqhis gänzlich fehlen. Davon abgesehen jedoch trägt der Band neue Einzelergebnisse zu einer facettenreichen Gesamtschau zusammen. Die zahlreichen Abbildungen erhöhen den Lektüregewinn zusätzlich.

*Sabine Jagodzinski*

KLAUS OETTINGER: *Aufrecht und tapfer. Ignaz Heinrich von Wessenberg – ein katholischer Aufklärer* (Kleine Schriftenreihe des Stadtarchivs Konstanz, Bd. 18). Konstanz – München: UVK Verlagsgesellschaft 2017. 207 S. m. farb. Abb. ISBN 978-3-86764-723-6. Kart. € 17,99.

Einen zwiespältigen Eindruck hinterlasse Ignaz Heinrich von Wessenberg, so bemerkte der damals 43 Jahre alte Regensburger Professor Joseph Ratzinger, der 2005 als Bene-

dikt XVI. den Stuhl Petri in Rom bestieg, in seinem auch heute noch wichtigen – und in den 2010 erschienenen Band 8,2 seiner »Gesammelten Schriften« aufgenommenen – Vortrag »Wie wird die Kirche im Jahre 2000 aussehen?« Weihnachten 1969 im Hessischen Rundfunk, der in dem schmalen Band »Glaube und Zukunft« von 1970 gedruckt wurde: »Wer seine Werke liest, glaubt einem Progressisten des Jahres 1969 zu begegnen: Die Aufhebung des Zölibats wird verlangt, nur deutsche Sakramentsformen geduldet, Mischehen unabhängig von der Kindererziehung eingesegnet usf.« Doch lehnte Ratzinger Wessenberg nicht in Bausch und Bogen ab, sondern sah auch Positiva: »Daß Wessenberg sich um regelmäßige Predigt und um Hebung des Niveaus im Religionsunterricht bemüht hat, die Bibelbewegung förderte und vieles dergleichen mehr, zeigt nur noch einmal, daß bei jenen Männern keineswegs nur kümmerlicher Rationalismus am Werk war.« Ratzinger unterschied unter den Vertretern der katholischen Aufklärung – diesen erst durch den Aufsatz »*Recherches sur l'Éclaircissement catholique en Europe occidentale*« des 1931 geborenen französischen Priesters und Kirchenhistorikers Bernard Plongeron in der »*Revue d'histoire moderne et contemporaine*« von 1969 zu seiner heutigen Verbreitung gelangten Begriff verwandte er noch nicht – drei Typen. Da gibt es die »extremen Progressisten« wie den Pariser Erzbischof Jean Baptiste Joseph Gobel zur Zeit der Französischen Revolution, »der alle Schritte des Fortschritts seiner Zeit wacker mitging« und sich nach der Niederlegung seines Priestertums »an der Verehrung der Göttin Vernunft in Notre-Dame beteiligte«, oder den Direktor des Priesterseminars »Gregorianum« in München, Matthias Fingerlos, der 1805 in seinem Werk »Wozu sind Geistliche da?« – in die Sprache der Zeit um 1970 übersetzt – die Meinung vertreten habe, »der Priester solle vor allem Sozialhelfer sein und dem Aufbau einer vernünftigen, von Irrationalismen gereinigten Gesellschaft dienen«. Dann gibt es bei Ratzinger den späteren Regensburger Bischof Johann Michael Sailer – ein katholischer Aufklärer und als Professor in Dillingen einer der Lehrer Wessenbergs –, über den er schreibt: »Von diesem Mann und von dem großen Kreis seiner Freunde und Schüler ging eine Bewegung aus, die weit mehr Zukunft in sich trug als die siegreich auftrumpfende Großspürigkeit der bloßen Aufklärer. Sailer war ein Mann, der sich offen allen Fragen seiner Zeit stellte; die verstaubte Jesuitenscholastik von Dillingen, in deren Systemgefüge längst die Wirklichkeit nicht mehr eindringen konnte, musste ihm daher ungenügend erscheinen. Kant, Jacobi, Schelling, Pestalozzi sind seine Gesprächspartner: Glaube ist für ihn nicht an ein System von Sätzen gebunden und durch Flucht ins Irrationale zu halten, sondern in offener Auseinandersetzung mit dem Heute zu bestehen. Aber der gleiche Sailer kannte die große theologische und mystische Tradition des Mittelalters in einer für seine Zeit erstaunlichen Tiefe, weil er den Menschen nicht auf den gerade jetzigen Augenblick beschränkte, sondern wusste, dass er selbst seiner nur inne wird, wenn er sich ehrfürchtig und wach dem ganzen Reichtum seiner Geschichte öffnet.« Und Wessenberg? »In der Mitte, gleichsam als gemäßigten Progressisten, könnte man die Figur des vorhin erwähnten Konstanzer Generalvikars Wessenberg ansiedeln, der eine simple Reduktion von Glaube auf Sozialarbeit keineswegs mitgemacht hätte, andererseits freilich doch allzu wenig Sinn für das Organische, für das Lebendige zeigte, das sich den bloßen Konstruktionen der Vernunft entzieht.«

Aber warum war der 1774 in Dresden, wo sein Vater als kursächsischer Minister amtierte, als Spross einer im vorderösterreichischen Breisgau ansässigen Adelsfamilie geborene und 1812 zum Priester geweihte Wessenberg, den Karl Theodor von Dalberg – Koadjutor von Mainz, seit 1802 Kurfürst-Erzbischof von Mainz, und seit 1800 auch Bischof von Konstanz – 1802 zum Generalvikar von Konstanz berufen hatte, in Rom *persona non grata*, als er 1814 von Dalberg in Konstanz zum Koadjutor *cum iure successionis* bestellt wurde und als das Domkapitel von Konstanz ihn nach dem Tod Dalbergs 1817

zum Bistumsverweser wählte? 1801 hatte ihn seine in Dalbergs Auftrag nach dem Frieden von Lunéville von 1801 und im Vorfeld des Reichsdeputationshauptschlusses von 1803 durchgeführte Mission zur Rettung hochstiftischer Güter im Schweizer Diözesangebiet des Bistums Konstanz noch die Anerkennung des damals noch nicht wie ab Sommer 1809 in französischer Gefangenschaft lebenden Pius VII. eingebracht. Es waren Verordnungen des Generalvikars in Ehesachen seit 1804, vor allem die Außerkraftsetzung der von dem Nuntius in Luzern erteilten Ehedispense von 1805, die dem geltenden Kirchenrecht und der Autorität des Papstes entgegen waren, die von Wessenberg zum Zweck der Errichtung eines Priesterseminars beabsichtigte Aufhebung des Klosters Werthenstein bei Luzern, die 1807 von Pius VII. missbilligt wurde, die Erteilung dem Papst vorbehaltener Ehedispense und Entbindungen von Ordensgelübden 1811 – Wessenberg entschuldigte sich mit der Unerreichbarkeit des Papstes in der französischen Haft in Savona in Ligurien – und ähnliches, pastoral im Einzelfall verständliches, das als antipäpstliche Kompetenzüberschreitung zu werten war. Und es war Wessenbergs (und Dalbergs) Bemühung um die Errichtung einer deutschen Nationalkirche auf dem von Napoleon einberufenen *Concile National de Paris* im Juni/Juli 1811, an dem Wessenberg als Begleiter Dalbergs – aufgrund des Reichsdeputationshauptschlusses seit 1803 Fürstprimas von Deutschland und Bischof bzw. Erzbischof von Regensburg, seit der Rheinbundakte von 1806 Fürstprimas des Rheinbundes und seit 1810 Großherzog von Frankfurt – teilnahm, auf dem Wiener Kongress der Jahre 1814 und 1815, in seiner 1815 anonym publizierten Schrift »Die deutsche Kirche. Ein Vorschlag zu ihrer neuen Begründung und Einrichtung« und in seinen nach dem Abschluss des Wiener Kongresses fortgesetzten Aktivitäten, darunter seine ebenfalls anonym publizierte Schrift »Betrachtungen über die Verhältnisse der katholischen Kirche im Umfang des deutschen Bundes« von 1818. Man muss die Umstände von Papst, Kurie und Kirche in diesen Jahren nach der Französischen Revolution und unter dem napoleonischen Konkordat von 1801 schon völlig missverstehen, wenn man nicht bereit ist, darin mit Papst und Kurie gefährliche Neuaufgaben des Gallikanismus des *Ancien régime*, des reichskirchlichen Episkopalismus und des Hontheimschen Febronianismus zu sehen.

Diese Bereitschaft zeigt jedoch in keiner Weise der Verfasser des hier anzuzeigenden Buches über Wessenberg, der seit 2001 emeritierte Konstanzer Germanist und Literaturhistoriker Klaus Oettinger. Er schreibt engagiert und schießt dabei über das Ziel hinaus. Papstprimat und römischen Zentralismus nennt er »römische Kommandogewalt über die diversen nationalen Kirchenverbände« (S. 10) und missversteht das Zweite Vatikanische Konzil, vor allem das Konzilsdekret »Christus Dominus« von 1965, ebenso wie den »Codex Iuris Canonici« von 1983 und dessen Bestimmungen über Papst und Bischofskollegium, wenn er schreibt: »Wessenbergs Plädoyer für die Diversität innerhalb der Einheit der Kirche darf als Vorgriff der ekklesiologischen Auseinandersetzungen auf und nach dem II. Vatikanischen Konzil um eine Dezentralisierung der Kirche gedeutet werden« (S. 10f.). Zweifellos wollte das II. Vatikanum und will der Codex keine Nationalkirchen. Von der katholischen Aufklärung weiß Oettinger wenig – er nennt lediglich das Buch »Die wahre Aufklärung durch Jesum Christum« von Christian Handschuh von 2014 (S. 12, Anm. 2) und den LThK-Artikel »Aufklärung und katholische Kirche« von Rudolf Reinhardt und Arno Schilson von 2006 (S. 35, Anm. 4) –, meint unter Ausblendung wesentlicher Elemente der katholischen Aufklärung, den katholischen Aufklärern sei es »vorab« darum gegangen, die »Geltung des päpstlichen Primats zurückzudrängen und den Machtanspruch der Vatikanischen Jurisdiktion in den Diözesen nördlich der Alpen zu brechen« (S. 14), und wundert sich, die Aufklärung des 18. Jahrhunderts generell missverstehend, darüber, dass die Aufklärer »eine partnerschaftliche Kooperation zwi-



schen Klerus und Laien [...] außer Betracht ließen« und dass das Volk »lediglich als Gegenstand der pastoralen Bemühungen der Kleriker im Blick« (S. 15) war – und überhaupt Oettingers Literaturkenntnis: Zum Abschnitt »Zwischen den Fronten: Wessenberg und der Zölibat« (S. 107–117) nennt er richtigerweise Paul Picards »Zölibatsdiskussion im katholischen Deutschland der Aufklärungszeit« von 1975, aber warum nicht auch Stefan Heids »Zölibat in der frühen Kirche. Die Anfänge der Enthaltenspflicht für Kleriker in Ost und West« von 1997?

Oettinger bedient sich eines militärstrategischen Begriffs des Kalten Krieges, wenn er im Zusammenhang mit dem Ultramontanismus des 19. Jahrhunderts und dem Pontifikat Pius' IX., völlig unangemessen, von »Rollback-Mentalität« (S. 23) spricht, wie er überhaupt zur Abqualifizierung von ihm nicht geschätzter Gegenpositionen zu Wessenbergs Haltung militärische Vokabeln bevorzugt: »radikale Defensivstrategie«, »Arsenal dieses Stellengekrieges« (S. 23). Von Allgemein- und Verfassungsgeschichte des 19. Jahrhunderts versteht er wenig, wenn er dem Großherzog von Baden das Prädikat »Majestät« (S. 27) zuerkennt. Er trägt »Eulen nach Athen«, wenn er im Zusammenhang mit der »Wessenberg-Renaissance« (Karl Siegfried Bader 1974, bei Oettinger S. 33) im Kontext des II. Vatikanums und der Liturgiekonstitution »Sacrosanctum Concilium« von 1963 meint, mit Hubert Wolf betonen zu müssen, dass es »sehr wohl eine spezifisch »katholische Aufklärung« gegeben habe, die »keineswegs unkirchlich« gewesen sei« (S. 34) – im Übrigen gibt es für die liturgischen Reformvorstellungen in der katholischen Aufklärung und ihre Nähe zu »Sacrosanctum Concilium« und zur Liturgiereform von 1970 interessantere und bessere Gewährsleute als Wessenberg, z. B. Leonhard Werkmeister (1745–1823) – zu ihm Harm KLUETING, Vorwehen einer neuen Zeit. Liturgische Reformvorstellungen in der katholischen Aufklärung und im Josephinismus, in: Stefan HEID (Hrsg.), Operation am lebenden Objekt. Roms Liturgiereformen von Trient bis zum Vaticanum II, Berlin 2014, S. 167–181. Oettinger verwendet die Begriffe »Herrschaftssäkularisation« und »Vermögenssäkularisation« (S. 41) unsachgemäß, weiß nichts über ihre Prägung durch Ernst Rudolf Huber in Band 1 seiner »Deutschen Verfassungsgeschichte seit 1789« von 1960 und noch weniger über die Alternativbegriffe »Territorialsäkularisation« und »Klostersäkularisation«. Das damalige wie das heutige Kanonische Recht sind ihm ebenso fremd wie der Geschäftsgang der Kurie in jener Zeit, die für Wessenberg keine Ausnahme im Sinne eines »Gerichtsverfahrens von geradezu kafkaeskem Format« (S. 61) machte. Ohne diese Unkenntnis könnte Oettinger über den Kardinal-Staatssekretär Ercole Consalvi und seine Befassung mit der *Causa Wessenberg* nicht schreiben: »Consalvi mimt also eine Mittlerfigur, er handelt nach höheren Weisungen, er fungiert als Sprecher einer Macht, die unter der Titelbezeichnung »heiliger Vater« oder »Seine Heiligkeit« oder auch nur als »heiliger Stuhl« gleichsam hinter den Kulissen verborgen residiert und dennoch wirkungsvoll Regie zu führen scheint. »Der Kardinal Staats-Sekretär« beschränkt sich darauf mitzuteilen, was ihm diese Macht im Hintergrund auszurichten aufgetragen hat. Er präsentiert sich als Vollzugsorgan« (S. 59). Eine moderne, kritische Wessenberg-Biographie, die wissenschaftlichen Standards entspräche, sähe anders aus!

Dabei hat das Buch auch positive Seiten. Dazu gehören die Abschnitte über »Das literarische Œuvre« Wessenbergs (S. 119–136), über »Die Hymnen und geistlichen Lieder« (S. 137–153), bei denen Oettinger gewiss seine Qualifikation als Literaturhistoriker zu Gute kommt, ferner Oettingers »Sammlung Wessenberg'scher Sentenzen« (S. 179–204), und wohl auch noch der Abschnitt »Religion auf dem Prüfstand der Aufklärung: Zum Spätwerk von Ignaz Heinrich von Wessenberg« (S. 155–178), wenn man in Rechnung stellt, dass ein Nichttheologe der Verfasser ist.

*Harm Kluebing*

### 6. Neuzeit und Zeitgeschichte

PETER EITEL: Die Geschichte Oberschwabens im 19. und 20. Jahrhundert, Bd. 2: Oberschwaben im Kaiserreich (1870–1918). Ostfildern: Thorbecke 2015. 360 S. m. zahlr. farb. Abb. ISBN 978-3-7995-1002-8. Geb. € 29,90.

Die deutsche Geschichte ist zutiefst durch Föderalismus geprägt. Was für die nationale Ebene gilt, ist auch auf die Landesgeschichte (und die Diözesangeschichten) zu übertragen. Mit Blick auf den deutschen Südwesten heißt das: Baden-Württembergische Geschichte ist also nicht nur die Geschichte Badens, Württembergs und des oft ausgeblenden Hohenzollerns wie geteilter Entwicklungen und Erfahrungen, sondern beinhaltet auch die Geschichte historisch gewachsener kleinräumigerer Regionen wie Hohenlohe oder Oberschwaben. Doch während es neben unzähligen Deutschen Geschichten auch eine reiche Auswahl an Büchern zur Geschichte Badens bzw. Württembergs gibt, mangelt es an wissenschaftlichen Überblicksdarstellungen zur Geschichte der Regionen. Für Oberschwaben im 19. und 20. Jahrhundert dieses Desiderat zu beheben, hat sich der langjährige Stadtarchivar von Ravensburg und ausgewiesene Spezialist Peter Eitel zum Ziel gesetzt. Nach dem ersten Band für die Zeit von etwa 1800 bis 1870 von 2010 legte Eitel fünf Jahre später den hier vorzustellenden zweiten Band für die Zeit des Deutschen Kaiserreiches vor.

Eitel beschränkte sich nicht darauf, Ortsgeschichten und Spezialstudien auszuwerten. Er arbeitete auch umfangreiche Bestände in staatlichen und kirchlichen Archiven durch und unternahm eine extrem aufwändige, aber sehr ertragreiche Auswertung von wichtigen Tageszeitungen, um den vielfältigen Entwicklungen in Oberschwaben zwischen 1870 und 1918 auf die Spur zu kommen. So gelingt es ihm, ein differenziertes, vielfältiges Bild von Politik, Alltag, Wirtschaft, Gesellschaft und Kultur der Region zu zeichnen und punktuelle Beobachtungen mit Hilfe von eigens erstellten Statistiken einzuordnen. Wer z. B. etwas über Kriegserfahrung und Kriegserinnerung mit Blick auf den deutsch-französischen Krieg von 1870/71 in der Region Oberschwaben wissen will, wird bei Eitel ebenso fündig wie derjenige, der sich für Tierzucht und Milchproduktion, Ausbau der Verkehrswege, italienische Arbeitsmigranten oder die Bildende Kunst interessiert. Politische Geschichte und Kirchengeschichte berücksichtigt Eitel – man möchte schon sagen »natürlich« – auch. Informationen zur Geschichte des Katholizismus in Oberschwaben finden sich nicht nur im Kapitel »Kirche und Konfession«. In zahlreichen anderen Zusammenhängen geht der Autor auch auf die katholische Prägung großer Teile der ober-schwäbischen Gesellschaft ein.

Angesichts der großen Syntheseleistung Eitels und der Vielzahl an Themen, bei deren Darstellung der Autor zum Teil Pionierarbeit leisten musste, wird der eine oder andere Spezialist in dieser oder jener Frage anderer Ansicht sein. Es ließe sich etwa fragen, ob die Fundamentalpolitisierung, die etwa in den 1890er-Jahren begann und in Württemberg zu einer Konfessionalisierung der Landespolitik führte, wie Andreas Gawatz gezeigt hat, nicht auch für Oberschwaben stärker zu akzentuieren wäre, schließlich entsteht 1894/95 die Württembergische Zentrumsparterie in Oberschwaben. Ebenso erscheinen bei Eitel die gerade in der wilhelminischen Zeit stark expandierenden katholischen Vereine merkwürdig blass und unbedeutend in ihrer gesellschaftlichen Wirkung. Ob dies aufgrund der von Eitel herangezogenen Quellen zu erklären ist und eine stärkere Auswertung katholischer Tageszeitungen ein anderes Bild ergeben hätte oder ob dies Folge seiner Gliederung ist, die sich stark an der Synthese für die nationale Ebene von Thomas Nipperdey orientiert, müssen zukünftige Forschungen klären. Dies wäre von großer Bedeutung dafür, ob man

das seit den 1980er-Jahren von der Katholizismusforschung viel bemühte Konzept »katholisches Milieu« auf Oberschwaben anwenden kann oder nicht. In Eitels Zugriff spielt es keine Rolle. Ob hier die von Eitel gewählte Perspektive und Gliederung dieses Ergebnis »präjudizierte«, gilt es zu überprüfen. Entsprechende Anstöße für weitere Forschungen zu geben, ist ein wichtiger Verdienst Eitels.

Eine Bemerkung zur Gliederung sei dennoch erlaubt: Dem Rezensenten leuchtet es überhaupt nicht ein, warum die Geschichte der jüdischen Oberschwaben als Teil des Kapitels »Die Bevölkerung« abgehandelt wird, während es ein eigenes Kapitel zu »Kirche und Konfession« gibt, das sich katholischen und protestantischen Oberschwaben widmet. Gerade für die Zeit des Kaiserreiches hätten die drei angestammten Religionsgruppen Oberschwabens gemeinsam in einem Kapitel abgehandelt werden müssen. Das ist nicht nur eine zentrale Erkenntnis der Forschungen zur deutsch-jüdischen Geschichte – in lokaler Perspektive etwa umgesetzt im Museum zur Geschichte von Christen und Juden in Laupheim. Wie ertragreich ein solcher Zugriff sein kann, hat auch Andrea Hoffmann für Bad Buchau gezeigt und für diesen Ort herausgearbeitet, dass sich in vielen Zusammenhängen katholische und jüdische Bad Buchauer näher standen als die Angehörigen der beiden christlichen Konfessionen und dass vor Ort im Kaiserreich die Protestanten oft außen vor blieben.

Ungeachtet dieser kritischen Bemerkungen sei dieses wichtige Buch allen empfohlen, die sich für Oberschwaben interessieren. Es ist nicht nur für den wissenschaftlich Interessierten eine Fundgrube und Anstoß zu weiteren Forschungen. Es kann auch dank seiner gut verständlichen Sprache und der reichen, ansprechenden Bebilderung Anregung sein, die Region – sei es als Tourist, hinzugezogener oder verwurzelter Oberschwabe – neu für sich zu entdecken.

*Christopher Dowe*

VOLKER TRUGENBERGER (HRSG.): Hohenzollern. Burg – Adelshaus – Land. Stuttgart: Kohlhammer 2017. 142 S. m. zahlr. farb. Abb. ISBN 978-3-17-033567-7. Kart. € 14,00.

Ein dreifaches Hohenzollern-Jubiläum: 1867, vor nun etwas über 150 Jahren, wurden der historistische Wiederaufbau der gleichnamigen Burg vollendet, in Sigmaringen das Fürstlich Hohenzollernsche Museum eröffnet und zudem der Hohenzollerische Geschichtsverein gegründet. Anlass und Anstoß für das Staatsarchiv Sigmaringen und den Geschichtsverein, dem geschichtsmächtigen Lemma »Hohenzollern« eine Ausstellung, begleitet von einem reich ausgestalteten Katalog, zu widmen. Der programmatische Dreiklang »Burg – Adelshaus – Land« bezieht sich hier dezidiert auf den, die und das schwäbische(n) »Hohenzollern«, die verwandten Herrscher Preußens bleiben im Hintergrund.

Volker Trugenberger stellte sich als Herausgeber des attraktiv gestalteten Bandes zusammen mit einem Team an Autorinnen und Autoren der Herausforderung, den schillernd-mehrdeutigen Begriff mit Leben zu füllen, den Stand der Forschung für Experten wie Laien verständlich zu referieren und die enge Verbindung zwischen den drei Facetten des »Hohenzollern« herauszuarbeiten. Der erste Teil des Kataloges gilt dabei dem weit hin sichtbaren Wahrzeichen des Landes, der Burg Hohenzollern, der zweite Teil widmet sich der schwäbisch-katholischen Linie des gleichnamigen Adelshauses. Die abschließende Partie schließlich stellt verschiedene Aspekte des Landes Hohenzollern vor, wobei die Darstellung über das Ende der Monarchie hinaus greift und etwa mit der Kreisreform der 70er-Jahre schließt.

Die Geschichte der Burg wird in Beiträgen zur mittelalterlichen Anlage, zum neuzeitlichen Burgeschloss wie zum nationaldynastischen Denkmal des 19. Jahrhunderts an Hand von historischen Burgplänen wie Photographien so präzise wie kenntnisreich umrissen.

Im Anschluss wird der Aufstieg auch des schwäbischen Zweiges der Dynastie schlaglichtartig an Hand wichtiger Meilensteine beleuchtet; dem Referat der Ereignisgeschichte sind illustrierende Epochen und Zeitläufte charakterisierende Vignetten etwa zur Wappengeschichte, den Grablegen des Hauses oder schließlich auch zur modernen Unternehmensgruppe Fürst von Hohenzollern beigesellt. Trotz der glücklich vorangestellten Stammtafel der schwäbischen Hohenzollern ist allerdings gerade für diese Teilpartie eine fundierte Kenntnis der politischen Verwicklungen des »langen« 19. Jahrhunderts von Vorteil – die Geschichte des Deutschen Bundes wie des (preußisch-hohenzollerschen) Kaiserreiches bleibt stets im Hintergrund präsent.

Die abschließende Darstellung des Landes gerät so facettenreich wie Geographie und Geschichte des Territoriums: Die wechselnden politischen Konstellationen erfahren ebenso Berücksichtigung wie Religion, Infrastruktur, Bildung, Wirtschaft und Vereinsleben. Anhand der präzise charakterisierten, sachkundigen Miniaturen entsteht ein plastisches Bild des Landes und seiner neueren Geschichte. Gerade dieser letzte Teil des Kataloges stellt eindrucksvoll dar, wie sich ein eigentliches Hohenzollersches Selbstbewusstsein, eine eigene Identität der ursprünglich heterogenen Landesteile erst im Verlaufe des 19. Jahrhunderts herausbildete. Eine entscheidende Rolle spielten dabei die beiden Zweige des namengebenden Herrscherhauses, letztendlich auch der aufwändige Wiederaufbau der Burg, bis heute das Wahrzeichen der Region.

Trugenbergers Katalogband regt so sehr zum Lesen wie zum Entdecken an. Die Vorstellung der einzelnen Teilaspekte ist dabei fundiert und durchweg so lesbar wie lesenswert geschrieben. Trotz des mit etwa 140 kleinformatigen Seiten knappen Rahmens gelang eine großzügige Gestaltung, mit glücklicher Auswahl der Exponate bzw. Abbildungen: Gerade der Verzicht auf die ja thematisch liegenden »Postkartenbilder« von Land und Burg zu Gunsten charakteristischer, teils bisher unpublizierter Pläne, Dokumente und Erläuterungsgrafiken bietet selbst dem Kenner der Bau- oder Landesgeschichte Hohenzollerns wertvolle neue Einblicke.

*Christian Kayser*

HUBERTUS SEIBERT (HRSG.): Bayern und die Protestanten. Regensburg: Pustet 2017. 320 S. m. zahlr. farb. Abb. ISBN 978-3-7917-2867-4. Geb. € 34,95.

*siehe unter 5.: Reformation und Frühe Neuzeit*

JUDITH ROSEN: Heinrich Hahn. Arzt – Politiker – Gründer des Missionswerks *missio*. Paderborn: Schöningh 2017. 329 S. ISBN 978-3-506-78616-6. Kart. € 24,90.

Heinrich Hahn (1800–1882) gehörte zu den bedeutendsten Protagonisten der katholischen Erneuerungsbewegung Aachens im 19. Jahrhundert. Über Jahrzehnte hinweg verband der tiefgläubige, passionierte Mediziner seine breit gefächerte ärztliche Tätigkeit (S. 75–113) mit bemerkenswertem sozialem wie politischem Engagement und erwies sich dabei als geschickter Netzwerker (S. 194–202). So wirkte er unter anderem im sogenannten Caritaskreis um Luise Hensel (S. 164–171), im katholischen Vereinswesen (S. 174–194) und im Stadtrat seiner Heimatstadt (S. 241–249). Darüber hinaus waren ihm eine große Schreibfreude und ein publizistischer Eifer eigen, der keine Berührungängste

vor fachfremden, theologischen oder historischen Stoffen kannte. Neben medizinischen Schriften, von denen einige hochgelobt wurden (S. 74) und internationale Anerkennung fanden (S. 100), verfasste er eine fünfbändige Missionsgeschichte (S. 208) sowie Fragmente eines religiösen Traktates, das wertvolle Einblicke in die Denkwelten gerade entstehender linksrheinischer, katholischer Milieus gewährt (Quellenangaben, S. 310).

Der Facettenreichtum von Heinrich Hahns Wirken beeindruckt noch heute und eröffnet verschiedene mögliche Zugänge zu Person, Lebenswerk und Wirkungsgeschichte. Wie bei jeder Lebensbeschreibung spielt auch bei Judith Rosens Zugriff eine große Rolle, aus welcher Perspektive, in welcher Absicht und mit welcher Fragestellung das Leben Heinrich Hahns 135 Jahre nach seinem Tod und 70 Jahre nach Erscheinen der letzten Biographie (re-)konstruiert wurde.

Um es vorwegzunehmen, bei der aktuellen Hahn-Vita handelt es sich weniger um einen Beitrag zum Forschungsstand, als um eine Auftragsarbeit aus der Feder einer Althistorikerin mit biographischer Vorerfahrung, die einer klaren Interessenleitung unterliegt und auch nicht vorgibt, etwas Anderes zu sein (Vorwort, S. 5–9 u. Einführung, S. 20–24).

Die Offenlegung dieser Ausgangslage stellt die Rezensentin vor die Frage, wozu sie sich eigentlich äußern soll, zum historisch belastbaren Ertrag der Biographie oder dazu, in welcher Qualität die Autorin die Vorstellungen ihrer Auftraggeber umsetzt? Da beides seine Berechtigung hat und in diesem Fall nicht sauber voneinander getrennt werden kann, muss zunächst darauf eingegangen werden, unter welchen Prämissen Judith Rosens Arbeit entstand.

Auftraggeber war der Aachener Heinrich-Hahn-Verein, der im Wesentlichen zu dem Zweck gegründet wurde, das Seligsprechungsverfahren Heinrich Hahns zu unterstützen, das im Jahr 2000 eröffnet wurde. Dies nicht nur durch die aktive Pflege seines Andenkens in der Diözese Aachen, sondern auch durch die »zeitgemäße« (S. 5) biographische Aufarbeitung seiner Vita und der Bedeutsamkeit seines Wirkens für unsere Gegenwart.

Letztere bestehe aus Sicht des Schirmherrn des Heinrich-Hahn-Vereins, des emeritierten Bischofs Dr. Heinrich Mussinghoff, vor allem in der Gründung des Aachener Missionswerkes, das sich in seiner heutigen Gestalt als *missio* präsentiert (S. 6). Wie andere christliche Hilfswerke müsse *missio* sein dezidiert missionarisches Profil und seine Zukunftsfähigkeit heute gegen das Neutralitäts-Dogma der säkularen Gesellschaft behaupten (S. 9). Dies führe unabhängig vom Seligsprechungsverfahren zu einer selbstvergewissernden Rückschau in die Gründungsgeschichte von *missio* und auf die charismatische Gründergestalt Heinrich Hahns.

Vor diesem Hintergrund führt der Besuch der *missio*-Website »Visionen und Werte« (<https://www.missio-hilft.de/de/missio/visionen-werte/>) zu dem Schluss, dass Judith Rosen vor der Herausforderung stand, ein Hahn-Narrativ zu (re-)konstruieren, das den Leser auf die Lebenswirklichkeit und Anschlussfähigkeit christlicher Sendung, konkret auf die gegenwärtige Programmatik von *missio* lenken soll.

So ist es wohl kein Zufall, dass sie Hahns Vita an das Leitmotiv »Vision und Mission« koppelt (Kap. I., Vision und Mission, S. 15–24) und dem Thema »Mission – gestern und heute« einen eigenen Abschnitt widmet (S. 203–206).

Leider gelingt die praktische Umsetzung des Brückenschlags zwischen Vergangenheit und Gegenwart nur unvollkommen, da sich die Verfasserin bereits in der thematischen Einführung schwer darin tut, für den Leser aufzubereiten, was das Visionäre an Hahns caritativ-missionarischem Konzept war und welcher inneren Logik ihre Arbeit folgt. Die Überschriften der Abschnitte »Ein Bürger mit einer Vision« (Kap. 1.2, S. 18f.) und »Ein Katholik mit einer Mission« (Kap. 1.3., S. 19f.) wirken plakativ, weil der ihnen zugeordnete Text nur wenig Bezug zu ihrer Aussage herstellt.

Quellenkritik, methodische Überlegungen und die Formulierung von Erkenntniszielen fallen schmal aus und verbergen sich unter der Überschrift »Eine Begegnung mit Heinrich Hahn« (Kap. 1.4, S. 20–24). Judith Rosens dort platzierte Absichtserklärung, sie wolle sich mit Blick auf den »modernen Leser« dem »Menschen« Heinrich Hahn und dessen »Psyche« (S. 23) annähern, dabei gleichzeitig seinen »Hang zur Bewegung«, seine Berufung zum Dienst »an Gott und den Menschen auf den Wegen der Zeit« (S. 24) thematisieren, mutet bei vertiefter Erläuterung konturlos an.

Hinsichtlich der eigentlichen Lebensbeschreibung war die Biographin ganz wesentlich auf die Relecture der Hahn-Rezeptionen ihrer Vorgänger angewiesen, von deren hagiographischem Charakter sie sich distanzieren will (S. 21). Dabei strukturiert sie ihr Vorgehen sowohl chronologisch als auch inhaltlich.

Beginnend mit Hahns Kindheit in den katholischen Lebenswelten Aachens unter französischer Herrschaft (Kap. II., Kindheit im Schatten von Aufruhr und Krieg, S. 25–49), beschreibt sie seinen familiären, akademischen und beruflichen Werdegang in der Restaurationszeit (Kap. III., Ein sanfter Charakter, S. 55–74; Kap. IV., Arzt aus Berufung, S. 75–114 und Kap. V., Die Frauen an seiner Seite – Barbara Kántzeler und ihre Töchter, S. 150–156); sein kulturkämpferisches, caritatives und missionarisches Wirken zwischen Lebensmitte und Lebensabend (Kap. VI., Glaube macht mobil – Der »Netzwerker«, S. 157–202; Kap. VII., Glaube geht aus sich heraus – Der Missionar, S. 203–240 sowie Kap. VIII., Glaube setzt sich ein – Der Politiker, S. 241–272) und fragt schließlich danach, welche Spuren Heinrich Hahn hinterließ (Kap. IX., Glaube hinterlässt Spuren – ein Heiliger?, S. 273–303). Am Ende überlässt es Judith Rosen dem Leser, ob und inwieweit er ihren Protagonisten als Heiligen sehen will und dem Urenkel Hahns, sich in einem Nachwort (S. 325–329) zu dieser Frage zu äußern.

Dennoch konnte sie der Versuchung, Heinrich Hahn durch die Augen der älteren Biographen zu sehen und ihn den Sinnbedürfnissen ihrer Auftraggeber entsprechend (?) »schön zu schreiben«, letztlich nicht widerstehen. So fällt auf, dass die Autorin hinsichtlich des Leitmotivs »Vision und Mission« sehr darum bemüht ist herauszuarbeiten, dass Heinrich Hahn seiner Zeit, konkret bestimmten kirchenhistorischen Entwicklungen, als »Visionär« vorausgriff. Bei allem Respekt, den Judith Rosens Gesamtdarstellung verdient hat, muss doch erwähnt werden, dass sie in diesem Punkt zuweilen über das Ziel hinauschießt. Heinrich Hahn ohne relativierende Einschränkung zum »Wegbereiter der katholischen Gesellschaftslehre« (S. 18), gar zum Vordenker der päpstlichen Enzyklika *Deus caritas est* zu stilisieren (S. 22), greift aus der kritischen Distanz zu weit.

Insgesamt stößt Rosens historisch-kritischer Anspruch verschiedentlich an Grenzen, z. B. da, wo sie sich eine »persönliche Sicht« (S. 21) leistet, für die es keinen belastbaren Beleg gibt, oder indem sie Aspekte überblendet, die aus heutiger Sicht heikel und schwer vermittelbar sind. Um nur eines von vielen Beispielen herauszugreifen, ist die in Kap. 7.1 (Mission – gestern und heute, S. 203–206) formulierte und fraglos gut gemeinte Behauptung, Papst Franziskus hätte Heinrich Hahn mit seinem Apostolischen Schreiben *Evangelii gaudium* »aus der Seele gesprochen« (S. 204), zumindest gewagt und wirkt suggestiv. Denn Hahns Missionsverständnis erschließt sich weit weniger aus seiner 5-bändigen Missionsgeschichte (Kap. 7.2, Glaube sucht das Wort – die Geschichte der Missionen, S. 206–213) oder durch die Konstruktionen seiner älteren Biographen, als durch sein vermutlich wichtigstes überliefertes Egodokument, sein Traktat »Von der christlichen Liebe in der katholischen Kirche gegenüber den sittlichen Gebrechen der Menschen aus dem religiösen, sozialen und politischen Gesichtspunkte« (Quellenangabe, S. 310), auf dessen Einbindung Judith Rosen in diesem Zusammenhang interessanterweise verzichtet.



Ein naheliegender Grund hierfür könnte sein, dass die konkrete Auseinandersetzung mit Hahns Missionsverständnis, das stark in der Lehre *Extra Ecclesiam nulla salus* verankert und an den Verdienstgedanken gebunden war, die »Leuchtkraft seines Charismas für unsere Zeit« (Nachwort des Urenkels, S. 329) trüben könnte, an deren Erhalt dem Heinrich-Hahn-Verein und dem Missionswerk *missio* so gelegen ist.

Ohne den Rückbezug auf Hahns o.g. Schrift liest sich das Kapitel »Mission – gestern und heute« (S. 203–206) als apologetischer Exkurs, der die Interessen des Heinrich-Hahn-Vereins und von *missio* bedienen will, aber insofern das Ziel verfehlt, als er die gegenwartsbezogene, visionäre Komponente von Hahns Missionsverständnis eher behauptet, als dass er sie über Quellenanalyse logisch herleiten kann.

Insofern ist dieses Kapitel paradigmatisch für die gesamte Arbeit, die dem Leser eine kritisch-distanzierte Analyse der Motivlinien, Deutungs- und Handlungsmuster des Protagonisten, wie es die »wissenschaftliche Biographik« einfordert (Vgl.: Anita RUNGE, Wissenschaftliche Biographik, in: Christian KLEIN [Hrsg.]: Handbuch Biographie. Methoden, Traditionen, Theorien, Stuttgart 2009, S. 113–121), weitgehend schuldig bleibt.

Die (kirchen-)historische Kontextualisierung der eigentlichen Vita, die wohl aufgrund des vereinbarten Umfangs der Biographie (S. 21) zugunsten des besagten Kapitels 7.1 auf das Notwendigste reduziert wurde, gelingt insgesamt besser, besonders in den Kapiteln VI. (Glaube macht mobil – Der Netzwerker) und VIII. (Glaube setzt sich durch – Der Politiker). Hier stützt sich die Verfasserin überwiegend auf bereits hinlänglich bekannte Sekundärliteratur, über die sie u. a. in zeittypische Phänomene wie »Ultramontanismus«, »Milieubildung« oder »Volksmision« (S. 162) einführt. Dies allerdings ohne die aktuelleren diesbezüglichen historischen Diskurse zu berücksichtigen, durch die ein sublimeres Bild von Hahns Rolle als »visionärem« Protagonisten der katholischen Erneuerungsbeziehung hätte entstehen können.

Die stark an den älteren Hahn-Biographien orientierte, erzählende Beschreibung von Hahns Kindheit, Ausbildung, Familienleben (S. 25–150) und Sterben in Liebe und Verehrung (S. 25 u. S. 294–307) füllt gut die Hälfte des Buches. In diesen Abschnitten versucht Judith Rosen eine »zeitgemäße« Sicht auf die Person oder seine Zeit zu vermitteln, kann jedoch auch hier nicht wirklich mit quellenbasierten Analysen oder mit substanziellen Reflexionen aufwarten. Stellenweise bewegt sie sich selbstbewusst im Bereich der freien Interpretation (S. 75).

Dass ihr Quellen zugänglich gemacht wurden, die ihre Vorgänger entweder nicht kannten oder nicht berücksichtigt haben, ändert daran wenig. So scheint sich die verwertbare Information eines Musterungsberichtes, der nach einem »unveröffentlichten Manuskript« von Hahns Urenkel zitiert wird, darauf zu beschränken, dass er die Körpergröße des jungen Heinrich Hahn von 1,64 Metern dokumentiert, was die Autorin zu der Aussage führt, er sei für damalige Verhältnisse ein »stattlicher Mann« gewesen, der »in der Damenwelt gut angekommen sein« dürfte (S. 75). Diesem Beispiel für die buchstäbliche »Schönschreibung« Hahns ist eigentlich nichts hinzuzufügen, außer, dass es letztlich eine Frage des literarischen oder wissenschaftlichen Anspruchs ist, was der Leser solchen Passagen abgewinnt.

Resümierend bleibt festzustellen, dass der historische Ertrag des optisch ansprechend gestalteten und im W. W. W. optimal präsentierten Buches für den thematisch bewanderten Katholizismus- oder Missionsforscher klein ausfällt. Er beschränkt sich im Wesentlichen auf die Auswertung von Archivalien, die Hahns politisches Wirken betreffen (Quellenangaben, S. 309). Jenseits fachspezifischer Interessen gelesen, stellt Judith Rosens Arbeit eine durchaus fundierte, gefällig geschriebene Einführung in das Thema Heinrich

Hahn dar. Es ist zu hoffen, dass sie zur wissenschaftlichen Auseinandersetzung, die bislang aussteht, anregt.

*Barbara Vosberg*

CARINA PITTSCHMANN: Antisemitismus theologischer Wissenschaft im 19. Jahrhundert. Zur Konstruktion des Judentums in »Das Christentum und die christliche Kirche der drei ersten Jahrhunderte« von Ferdinand Christian Baur (Forum Christen und Juden, Bd. 14). Münster: LIT-Verlag 2016. 209 S. ISBN 978-3-643-13328-1. Kart. € 34,90.

Die christliche Theologie des 19. Jahrhunderts, die sich im Rahmen der säkularen Verwissenschaftlichung als theologische Wissenschaft konstituierte, hat mit Akribie die Entstehungsgeschichte des Christentums und ihre Herkunft aus dem Judentum verfolgt, und zu denjenigen, die die historisch-kritische Methode in die neutestamentliche Forschung integriert haben, gehörte der 1792 geborene und 1860 in Tübingen, seinem wichtigsten Wirkungsort, verstorbene evangelische Theologe und Kirchenhistoriker Ferdinand Christian Baur. Beeinflusst von der Philosophie Hegels begriff Baur die Geschichte des frühen Christentums als eine dialektische Entwicklung, die vom Judentum über das Heidenchristentum zur Formierung der altkatholischen Kirche führte. Als evangelischer Theologe von der Wahrheit des Christentums überzeugt, konnte er im Judentum nur eine überwundene Religion erblicken, die im Hegelschen Sinn im Christentum aufgehoben ist.

Christliche Theologen haben vielfach das Judentum abgewertet, und der christliche Antijudaismus gehört, wie es der Philosoph Herbert Schnädelbach in seiner »kulturellen Bilanz nach 2000 Jahren« pointiert formuliert hat, als »Fluch des Christentums« zu den sieben »Geburtsfehlern einer alt gewordenen Weltreligion«. In diesem Sinne ist Carina Pittschmann in ihrer hier anzuzeigenden Dissertation über die Konstruktion des Judentums in Ferdinand Christian Baur's Abhandlung »Das Christentum und die christliche Kirche der drei ersten Jahrhunderte« dem von Baur gezeichneten Bild vom Judentum nachgegangen. Ihre leitende Fragestellung ist, ob und inwiefern sich in Baur's Abhandlung antisemitische Denkstrukturen auffinden lassen. Sie versteht ihre Arbeit als einen Beitrag zur »Theologie nach Auschwitz«.

Um Ihre Frage zu beantworten, geht sie zunächst dem Begriff Antisemitismus nach und zieht die Bestimmung von Werner Bergmann heran, der Antisemitismus nicht zuletzt als eine politische Ideologie und Protestbewegung gegen die staatsbürgerliche Gleichstellung der Juden bestimmte. Juden wurden aber auch, und damit nähert sich Pittschmann ihrem Thema, auf der Grundlage theologischer Anschauungen diffamiert, und einleitend skizziert sie knapp und prägnant, dass sich in der protestantischen Theologie vor Baur im Bild der Pharisäer eine negative Sicht auf das Judentum gebildet hatte.

Nachdrücklich verortet Pittschmann die Schriften Baur's in den Kontext der europäischen Geschichte des 19. Jahrhundert. Dieses stellt sie als »Jahrhundert Europas« vor, in dem eine eurozentrische Perspektive herausgebildet worden sei und Europa sich als hegemoniale Weltmacht mit zivilisationsmissionarischem Anspruch etabliert habe.

Nach der Präsentation des historischen Kontextes gibt Pittschmann einen kurzen Überblick über den Aufbau der Abhandlung von Baur über die christliche Kirche der ersten drei Jahrhunderte sowie eine inhaltliche Zusammenfassung der Schrift. Sie übergeht dabei aber die Editions-geschichte, indem sie allein die zweite Auflage von 1860 nennt, nicht aber die erste Auflage von 1853. Als erste Schlussfolgerung entwickelt sie die These von der Europäisierung der christlichen Religion und verknüpft diese mit methodologi-

schen Überlegungen über die historische Semantik geschichtlicher Zeitbegriffe, die sie daraufhin im Anschluss an die begriffsgeschichtlichen Studien von Reinhart Koselleck und den von ihm geprägten Begriff der Sattelzeit reflektiert. Im Anschluss an Koselleck erörtert Pitschmann die Begriffe Geschichte, Fortschritt/Entwicklung, Universalismus/Partikularismus und Religion als die zentralen Kategorien im Denken von Baur. Auf dieser begriffsgeschichtlichen Grundlage tritt Pitschmann in dem umfangreichsten, zwei Drittel der Studie einnehmenden zentralen Kapitel in die semantisch-kontexthermeneutische Auseinandersetzung mit dem Begriffssystem von F. C. Baur ein. Darin geht sie zunächst dem geschichtsphilosophischen Denken Baur nach und zeigt nicht nur den Einfluss, den die Philosophie von Georg Wilhelm Friedrich Hegel auf Baur's Denken genommen hat, sondern betont auch seine Rezeption des Historismus, insbesondere der Werke von Leopold von Ranke und Johann Gustav Droysen. Den Leitbegriff Geschichte von Baur zusammenfassend zeigt Pitschmann, wie Baur in seiner Darstellung der frühen Kirchengeschichte die Methoden einer historisch-kritischen Geschichtsschreibung mit geschichtsphilosophischen Konstruktionen verknüpft hat. Die Entstehung des Christentums geht nach Baur aus judenchristlichen und heidenchristlichen Anfängen hervor. Diese »Evolution des Christentums« führt nach Pitschmann zu einer »Abwertung von Judentum und jüdischer Religion«. Pitschmann stellt daher die These auf, dass das Werk von Baur von einem »strukturellen Antisemitismus« geprägt sei (S. 124).

Nach dem Leitbegriff Geschichte wendet sich Pitschmann dem Prozess der Verwissenschaftlichung im 19. Jahrhundert zu und rekapituliert im Kontext der Entwicklung von Natur- und Geisteswissenschaften die Formierung der protestantischen Theologie als Wissenschaft. Baur hat nach Pitschmann »eine geschichtliche Fassung der wissenschaftlichen Theologie« (S. 132) geschaffen. Da er das Fortschrittsdenken seiner Zeit sowie ein europäisches Menschenbild in seine Darstellung der Entstehung des Christentums integriert habe, sei Baur's Denken, so Pitschmann, als »klassifizierend, hierarchisierend und differenzierend« zu charakterisieren (S. 150). Dies führt sie zu der These, dass Baur's »historische Einordnung des Christentums in den weltgeschichtlichen Verlauf zu einem Ausschluss des Judentums« führe, seine Abhandlung könne daher »antisemitisch gedeutet werden« (ebd.). Den Prozess der Verwissenschaftlichung in den Blick nehmend stellt Pitschmann eine abschließende These auf: »Wissenschaft (re)produziert Antisemitismus« (S. 153).

Schließlich geht Pitschmann mit einem Rückblick auf die Religionsphilosophie von Immanuel Kant und Baur's Auseinandersetzung sowohl mit der romantischen Theologie von Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher als auch mit den religionsphilosophischen Schriften von Hegel dem Profil von Religion in der Sattelzeit nach. Baur, so Pitschmann's Fazit, definiert Religion »primär aus der Sicht des eigenen religiösen Standpunktes« (S. 176). Ein solches »Religionskonstrukt«, so ihre These, »ist deswegen nicht geeignet Pluralität zu reflektieren« (ebd.).

Die »Grammatik des Begriffssystems« von F. C. Baur, so fasst Pitschmann zusammen, »passt zur Grammatik des Eurozentrismus«, in der sie zugleich eine »Präferenzierung der christlichen Religion« sieht. Folge dieses »eurozentrisch-christlichen Denkens ist die Abwertung anderer [...] Religionen«. Ohne auf das große Interesse von Baur für außerchristliche Religionsgeschichte einzugehen, spitzt Pitschmann an diesem Punkt ihre These noch einmal zu, indem sie schreibt: »Produkt eines eurozentrisch-christlichen Denkens ist u. a. Antisemitismus« (S. 180).

Zu Recht weist Pitschmann in ihrer Einleitung die Deutung einiger jüngerer US-amerikanischer theologischer Studien zurück, die Baur aufgrund seines negativen Bildes vom antiken Judentum einen rassistischen Antisemitismus unterstellen. Vorsichtig fragt

Pitschmann, ob die genannten Studien »mit ihrem Rassismusverdacht angemessen argumentieren« (S. 11); eine Frage, die sich wohl auch an sie richten ließe: So wäre durchaus zu fragen, ob sie mit dem von ihr erhobenen Antisemitismusverdacht angemessen argumentiert. Auch wenn Pitschmann selbst schreibt, »dass man nicht vorschnell von einem ›bewussten Antisemitismus‹ bei Baur sprechen sollte« (S. 60), betont sie, dass Baur das Verhältnis von Christentum und Judentum durchweg antithetisch fasst und immer wieder die geistig-moralische Überlegenheit des Christentums betont. Zu diskutieren wäre aber, ob diese Position angemessen als antisemitisch zu bestimmen ist. Um dieser Frage nachzugehen, hätte Pitschmann die prägnante, von ihr selbst herangezogene Bestimmung von Antisemitismus von Werner Bergmann für ihre Interpretation der Schrift von Baur aufgreifen können. Nach dieser Definition bezieht sich der Neologismus Antisemitismus auf eine säkulare Ideologie des 19. Jahrhunderts. Es handelt sich um ein politisches Schlagwort, das vor allem gegen die bürgerliche und staatsbürgerliche Gleichstellung der Juden gerichtet ist. Darüber hinaus ist der Antisemitismus keine wissenschaftliche Position, sondern ein Vorurteil, das nicht zuletzt von Gefühlen und von Sozialneid geleitet wird, so dass die These von der wissenschaftlichen (Re)Produktion des Antisemitismus nicht stichhaltig ist. Antisemitismus ist schließlich grundlegend von dem christlich-religiös geprägten Antijudaismus zu unterscheiden. Insofern ist Pitschmanns Fazit, dass bei Baur von der Ausbildung einer »Grammatik« des strukturellen Antisemitismus« zu sprechen sei, angesichts der von ihr selbst zugrunde gelegten Definition nicht überzeugend. Vorsichtiger haben Rainer Kampling und Markus Thureau in ihrem Eintrag im »Handbuch des Antisemitismus. Judenfeindschaft in Geschichte und Gegenwart« formuliert: »Auch wenn sich Baur einer politischen Deutung seines Ansatzes enthielt, so hatte dieser doch eine Anschlussfähigkeit an den Antisemitismus seiner Zeit« (Bd. 8., Berlin–Boston 2015, S. 42–44).

Wie problematisch Pitschmanns Argument ist, die von Baur aufgegriffenen geschichtsphilosophischen Konstruktionen Hegels und der europäische Fortschrittsglaube hätten zum Antisemitismus geführt, macht eine Beobachtung deutlich, die Pitschmann am Ende zwar kurz andeutet, aber nicht mehr ausführt. Dieselben geschichtsphilosophischen Konstruktionen und auf den Fortschritt bezogenen Überzeugungen lagen schließlich auch dem Geschichtsdenken jüdischer Historiker wie dem von ihr genannten Abraham Geiger, ebenso aber auch Heinrich Graetz zugrunde. Vor allem das Werk von Graetz ist in besonderer Weise von der Verbindung historisch-kritischer Geschichtsbetrachtung mit dem Hegelschen Erbe spekulativ-philosophischer Geschichtskonstruktionen gekennzeichnet. Nicht unberücksichtigt bleiben sollte ferner, dass Baur mit seiner Paulusinterpretation nachhaltigen Einfluss sowohl auf Geiger als auch Graetz hatte.

Dass Baur seine Darstellung der Geschichte des frühen Christentums allein »aus der Sicht des eigenen religiösen Standpunktes« (S. 176) geschrieben habe, ist ihm kaum vorzuwerfen. Jüdische Historiker haben die Geschichte des Judentums gleichfalls aus der Sicht ihres religiösen Standpunktes geschrieben.

Der von Carina Pitschmann konstruierte Antisemitismusverdacht gegenüber Ferdinand Christian Baur ist somit nicht unproblematisch, zumal andere protestantische und katholische Theologen seiner Zeit ungleich schärfer gegen die jüdische Religion polemisierten und zugleich an der antisemitischen Bewegung teilgenommen haben. Ferner ist zu bedenken, dass Baur nicht nur Juden, sondern auch Katholiken zu den Feinden der wahren christlichen Kirche zählte.

So verdienstvoll es auch ist, die antijudaistischen Tendenzen der christlichen Theologie aufzuarbeiten, so entscheidend ist es zugleich, die grundlegenden Unterschiede zwi-

schen dem religiösen Antijudaismus und dem säkularen Antisemitismus ebenso wie die politische Instrumentalisierung theologischer Schriften von antisemitischer Seite herauszuarbeiten.

*Ulrich Wyrwa*

SEBASTIAN ECK: Katholische Gebetbücher für das Bistum Münster (1850–1914). Historische Kontextualisierungen und heilsmediale Analysen (Liturgiewissenschaftliche Quellen und Forschungen, Bd. 108). Münster: Aschendorff 2018. XII, 351 S. ISBN 978-3-402-11274-8. Kart. € 51,00.

Die vorliegende Publikation wurde im Jahr 2015 von der Katholisch-Theologischen Fakultät der Ruhr-Universität Bochum als Dissertation im Fach Liturgiewissenschaft angenommen.

Ziel der Untersuchung ist es, die Entwicklung des offiziellen Münsteraner Diözesangesang- und Gebetbuchs vom Zeitpunkt der Erstpublikation (1865) bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges (1914) darzustellen und die darin enthaltenen Vorstellungen von Frömmigkeit freizulegen. Da auch einige Gebetbücher aus der Zeit vor dem Erscheinen des regulären Diözesangebetsbuchs mit einbezogen werden, erweitert sich die Untersuchungsspanne nach hinten bis in das Jahr 1850.

Im Gegensatz zum heutigen Verständnis des Gebetbuchs als eines »Rollenbuchs der [singenden] Liturgiegemeinde« (Angelus Häussling) waren die Gebetbücher in früheren Zeiten, so die einleitenden Bemerkungen des Verfassers, wesentlich stärker auf ihre Funktion als Formularsammlungen für den einzelnen Beter hin ausgerichtet. Charakteristisch für Werke dieser Art war ein Frömmigkeitsideal, das die Gebetbücher im Hinblick auf die von ihnen wahrgenommene mediale Identität in die Rolle von Instrumenten zur Vermittlung eines jenseitig zu erhoffenden Heils drängte.

An eben diesem Punkt setzt die Publikation von Sebastian Eck an. Ihr Ziel ist es, in einer kulturgeschichtlich akzentuierten Weise den Alltagsglauben und die daraus resultierenden Frömmigkeitsvorstellungen der sogenannten »Milieukatholiken« (S. 7) zu erforschen und auf ihre gebetbuchspezifischen Grundlagen hin zu durchleuchten. Theologie- und frömmigkeitsgeschichtlich betrachtet, wird hierbei zumindest implizit auch das Phänomen des Ultramontanismus aus einer interessanten Zusatzperspektive neu beleuchtet. Bezüglich des zugrunde gelegten Quellenmaterials steht sowohl die private als auch die offizielle liturgische Frömmigkeit im Blick. Damit soll ein Desiderat der Forschung beseitigt bzw. minimiert werden, das den Gesang- und Gebetbüchern als »Trägermedien der Liturgie« (S. 10) und Quellen der Alltagsreligiosität bislang eine viel zu geringe Aufmerksamkeit geschenkt hat.

Die Arbeit folgt einem klaren Aufbau. In der Einleitung (Teil A, S. 1–32) wird zunächst ein konziser Überblick über die Forschungen zum Zusammenhang von Milieu und Gebetbuch gegeben. Im Anschluss daran erfolgt eine knappe Beschreibung des Forschungsvorhabens und seiner leitenden Erkenntnisinteressen. Hierbei wird der Gegenstandsbereich des Münsteraner Gebetbuchs der Jahre 1850–1914 nach räumlichen und zeitlichen Gesichtspunkten eingegrenzt. Darüber hinaus wird die grundlegende Problematik einer Beschäftigung mit dem ephemeren und bibliographisch häufig nur schwer zu fassenden Quellenkorpus Gebetbuch angeschnitten. Positiv hervorzuheben ist, dass keine nebulösen »Feldforschungen« versprochen werden, die im Bereich der Gebetbuchliteratur aufgrund der schwierigen Überlieferungslage ohnehin nur mit zweifelhaftem Erfolg zu erbringen sind. Vielmehr wird ein klar definiertes, historisch und regional eng umgrenztes Quellenkorpus zugrunde gelegt.

Der erste Hauptteil (Teil B, S. 33–192) ist den historischen Kontextualisierungen der Gebetbücher gewidmet. Als wichtige äußere Faktoren für den Erfolg dieser Bücher werden u. a. genannt: die Herausbildung bestimmter sozio-ökonomischer und religiös-sozialer Lebensformen wie Industrialisierung und Urbanisierung, ferner die Entstehung des modernen Buchmarktes und die Organisation der katholischen Publizistik. Es folgen Kurzbiographien der Verfasser und Herausgeber der Gebetbücher, Beschreibungen der beteiligten Verlage, der involvierten Literaturvermittler und der gewählten Strategien zur Verbreitung der Bücher. Im Anschluss daran erfolgt die Beschreibung der Gebetbücher selbst. Das untersuchte Korpus setzt sich zusammen aus den beiden offiziellen Münsteraner Diözesangebetsbüchern von 1865 und 1897 sowie aus den »privaten« Gebetsbüchern von Anton Tapphorn (1823–1907), Wilhelm Cramer (1815–1903), Johann Eming (1818–1890), Peter Hüls (1850–1918) und Johannes Boßmann (1797–1875). In einem abschließenden Schritt werden die als »ultramontan« kategorisierten Gebetsbücher im Hinblick auf ihre übergreifenden Charakteristika beschrieben. Hierbei geht es u. a. um die Frage nach einer möglichen Feminisierung der ultramontanen Frömmigkeit sowie um die grundlegende Ausrichtung in Richtung auf den jenseitigen Heilserwerb der Betenden.

Der zweite Hauptteil (Teil C, S. 193–292) wendet sich den inhaltlichen Aspekten der Gebetbücher zu. Er verfolgt die textimmanente Analyse der genannten Werke im Hinblick auf die in ihnen vorhandenen theologischen Axiome und Standpunkte. Im Einzelnen werden angesprochen: Ausführungen zu den Gerichtsvorstellungen, zu den Jenseitsorten, zur Heilsaneignung durch die fromme Mitfeier der Messliturgie sowie zur Heilsaneignung im Angesicht des Todes und der Sterbeliturgie.

Eine abschließende »Gesamtzusammenfassung« (Teil D, S. 293–305) dient der Sicherung der Ergebnisse, der Schaffung einer zusammenfassenden Synthese und dem Aufzeigen neuer Forschungsaufgaben. Aus der Fülle der gewonnenen Einzelergebnisse seien hier nur einige wenige Punkte herausgehoben. Demnach erweist sich die These einer schwerpunktmäßig »von oben« durch die Amtskirche gesteuerten ultramontanen Massenreligiosität als durchaus hinterfragbar. Zwar stammen die untersuchten Gebetsbücher ausschließlich aus der Feder von Priestern, beteiligt und mit verantwortlich für ihren großen Wirkungserfolg waren jedoch auch Laien – als Drucker und Verleger, als Promotoren, letztendlich eben als Konsumenten. Auch die vielfach kolportierte Vorstellung einer Feminisierung der ultramontanen Religiosität verliert an Gewicht, wenn das auf breiter Basis nach Berufsgruppe, Familienstand und Geschlechterzugehörigkeit ausdifferenzierte Angebot von Gebetsformularen ernst genommen wird. Hier lässt sich nur unter großem Vorbehalt von einer Einheitsfrömmigkeit im geschlechterfokussierten Zuschnitt sprechen und es tritt ein Heilsindividualismus hervor, der einen überraschend multilateral gearteten Zugang zum Phänomen der Gebetsbuchfrömmigkeit anbietet. Letztendlich scheint es legitim, die gängige Vorstellung einer eher passiven Teilnahme der Laien am liturgischen Vollzug der Gemeindemesse zu problematisieren. Die »Imaginationsfrömmigkeit« der Gebetsbuchformulare bot vielfältige Möglichkeiten zu einer persönlich vollzogenen Aneignung des medial vermittelten Heils.

Die Dissertation von Sebastian Eck liefert wertvolle Einsichten zur Bedeutung der katholischen Gebetsbuchliteratur in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und im frühen 20. Jahrhundert. Sowohl methodisch wie inhaltlich kann die Untersuchung als ein wichtiger Baustein zur Aufwertung der vielfach unterschätzten Quellengattung Gebet- und Gesangbuch gelten.

Eine Petitesse: Für eine eventuell vorgesehene Zweitaufgabe wäre zu empfehlen, die variierte Anordnung des Untertitels auf Umschlag und Titelei zu vereinheitlichen.

*Michael Embach*



CLAUS ARNOLD, GIOVANNI VIAN (HRSG.): *The Reception and Application of the Encyclical Pascendi* (Studi di storia 3). Venezia: Edizioni Ca'Foscari 2017. 324 S. ISBN 978-88-6969-131-7. Kart.

Vorliegender Band bündelt kirchenhistorische Forschungen, die zwischen 2013 und 2017 durchgeführt und von der DFG unterstützt wurden. Sie verschieben sich inhaltlich und zeitlich der Rezeption und Umsetzung der Enzyklika *Pascendi Dominici Gregis* vom September 1907 und beruhen materialiter größtenteils auf Beständen des Vatikanischen Geheimarchivs (ASV) und des Archivs des Hl. Offiziums (ACDF), heute *Congregazione della Dottrina per la Fede*. So wird ein spezifischer und klar umgrenzter Gegenstand innerhalb der so genannten Modernismuskrise abgehandelt, freilich in einem globalen Durchgang und mit einer wirkungsgeschichtlichen und institutionengeschichtlichen Brille. Dass die thematische Stringenz gegeben ist, das unterscheidet vorliegenden Sammelband wohlthuend von anderen seiner Art.

Mit der teils wohl als reaktionär einzuschätzenden und mit verschwörungstheoretischen Usancen versehenen Enzyklika Pius' X. von vor nunmehr 110 Jahren wurden im letzten praktischen Teil autoritär anmutende Maßnahmen und Verfahren gegen den sogenannten Modernismus verbunden. Die römisch-katholische Kirche sollte über diesen Impuls des Sarto-Papstes, der als »konservativer Reformler« gilt, intern diszipliniert und vereinheitlicht werden. Diese negativ-repressive »Reform« wurde von den Bischöfen und Ordensoberen (in der Peripherie) höchst unterschiedlich aufgenommen, aber auch in Rom kam es zu Kompetenzstreitigkeiten und Rivalitäten zwischen verschiedenen kuralen Instanzen. Die Verantwortlichen in der Weltkirche zeigten sich in ihren Reaktionen heterogen: Von schnellen Telegrammen und Loyalitätsbekundungen bis hin zu unterschiedlichsten Immunisierungsstrategien und solchen des banalen Abwimmeln (z. B. »Das ist ein europäisches bzw. französisches Problem!«) ist vieles festzustellen – von den Nicht-Antworten und totalen Schweigen ganz abgesehen. Ein breites Antwortspektrum konnte so von den AutorInnen ausfindig gemacht werden, worin vor allem eine Defensivstrategie vieler Bischöfe hervortritt (z. B. S. 99), in der das römisch angezeigte Problem als marginal oder inexistent bezeichnet wird.

Wie gesagt, vorliegender Band, der von Claus Arnold und Giovanni Vian verantwortet und durch beider Expertise und Kontakte zusammengehalten wird, fokussiert einen klar umgrenzten Archivbestand und eine konzise Fragestellung. Das ist seine größte Stärke, auch wenn in manchen Beiträgen etwas die synthetische Kraft fehlen mag und ein positivistischer Zugang vorherrscht. Gerade dieser sehr fokussierte Zugang macht den Band aber auch zu einer Art Nachschlagewerk, mit breiter Anschlussfähigkeit nach vielen Seiten. Weniger gelungen erachtet der Rezensent, dass die einzelnen Beiträge mit je eigenen Literaturlisten versehen wurden. Eine gesammelte Bibliografie wäre hier unter Umständen vorzuziehen gewesen. So kommt es im Werk zu zahlreichen Mehrfachnennungen. Zudem erscheinen die jeweils ersten Seiten der Beiträge mit all ihren Angaben und Informationen grafisch etwas überladen. Aber das ist Geschmackssache und eine Marginale im Vergleich zum reichhaltigen historischen Inhalt des vorliegenden mehrsprachigen Opus.

Neben der Enzyklika *Pascendi*, ihrer »institutionell-modernen« Direktive eines intern auszubauenden Reportingsystems und der Etablierung von Aufsichtsgremien gerät im Sammelband auch immer wieder die disziplinäre Maßnahme des Antimodernisteneides von 1910 in den Blick, der im deutschsprachigen Raum für Aufsehen sorgte. Nicht alle Verantwortungsträger in der Kirche dieser Zeit waren von solchen Maßnahmen begeistert. Damals wie heute ist die Kirche kein monolithischer Block. Viele Bischöfe stellten sich dem Papst gegenüber eher als Opfer dar, um nicht als solche zu erscheinen, die selbst

zu wenig gegen den vermeintlichen Modernismus unternommen hätten, wie Vian es im Resümee festhält. Das Konklave von 1914 wünschte sodann einen Richtungswechsel: Ein Papst, der etwa wie Pius X. und P. Lemius, welcher die Enzyklika *Pascendi* hauptsächlich verantwortete, die totalitäre *Action française* stützte, kam vorerst nicht mehr in Frage, und mit dem brutalen und blutigen Nationalismus stellten sich der Kirche andere, »externe« Probleme und Anfragen. *Pascendi* wurde zweitrangig. Zu der Informationspflicht, die in der Folge der Enzyklika den Bischöfen und Ordensoberen aufgetragen wurde, ist noch abschließend zu sagen, dass nur ca. 15 % der Verantwortungsträger dieser Pflicht nachkamen. Nur die niederländischen Bischöfe tückten hier anders, denn alle fünf antworteten geschlossen nach Rom (S. 180). Das heißt aber nicht, dass die anderen kirchlichen Aufseher (*episkopoi*) inhaltlich sich dagegen positioniert hätten. Es gab unterschiedliche Gründe, oftmals sehr pragmatische. Eigentlich müssten ja die Beiträge des Bandes in ihren länder- und regionalspezifischen Schwerpunkten einzeln rezensiert werden. Dafür ist hier kein Platz. Durch dessen vorzügliche Gliederung sind verschiedene Lektüremöglichkeiten gegeben, sei es etwa ordensgeschichtlicher oder diözesangeschichtlicher Natur. Dankbar nimmt man am Ende des Bandes die Liste bischöflicher Rapporte zu Händen des Sarto-Papstes entgegen (S. 297–314, S. 304 Angabe zu Rottenburg, vgl. auch S. 83 zu Bf. Keppler) sowie das Personenregister, das das Werk abschließt. So ist dem Œuvre eine breite Rezeption zu wünschen, und seien es nur 15 % aller KirchenhistorikerInnen. Das wäre schon sehr erfreulich!

David Neuhold

OTTO WEISS: Aufklärung – Modernismus – Postmoderne. Das Ringen der Theologie um eine zeitgemäße Glaubensverantwortung. Regensburg: Friedrich Pustet 2017. 184 S. ISBN 978-3-7917-2876-6. Kart. € 24,95.

Aufklärung und Modernismus sind Themen, die Otto Weiß unter vielfältigen Aspekten in zahlreichen Publikationen – Aufsätzen und Monographien – behandelt, genauer: akribisch aus den Quellen erforscht hat. Insbesondere die Modernismus-Forschung verdankt ihm, zumal seit dem Erscheinen seiner ganz aus gedruckten und ungedruckten Quellen gearbeiteten personengeschichtlichen Darstellung »Der Modernismus in Deutschland. Ein Beitrag zur Theologiegeschichte« (Regensburg 1995) – nach den grundlegenden Arbeiten von Émile Poulat, Thomas Michael Loome u. a. vor und nach ihm – wichtige differenzierende Einsichten und Impulse, durchaus im europäischen Kontext. Beim vorliegenden Sammelband handelt es sich um seine letzte Publikation, die ihn bis an die Schwelle des Todes beschäftigt hat. Am 3. August 2017 ist er kurz vor Vollendung seines 83. Lebensjahres gestorben.

Der Band enthält allerdings, außer einer zum Verständnis der Thematik hinführenden Einleitung und einem bislang unveröffentlichten Aufsatz, fünf bereits publizierte Beiträge, darunter zwei, die hier erstmals in deutscher Sprache vorgelegt werden: alle Beiträge, wie er schreibt (S. 10), »auch als Vermächtnis an kommende Theologiehistoriker, ja als eine Art Testament«.

Zum besseren Verständnis seiner für diesen Band ausgewählten Aufsätze und »um Missverständnisse auszuräumen« (S. 13) schickt er in der Einleitung einige Überlegungen voraus, mit Blick 1. auf die Philosophie- und Theologiegeschichte vom spätmittelalterlichen Nominalismus über Luther und die Reformation zu Descartes' »Schritt zum Bewusstsein« und »methodischen Zweifel« (S. 15) und zu Blaise Pascals mystischer Erfahrung und »Logik« oder »Vernunft des Herzens« (S. 18), zum Zeitalter der Aufklärung;

2. mit Blick auf den vieldeutigen Begriff Mystik, christliche Mystik, mystisches Erleben, mystische Erfahrung, was diese Begrifflichkeiten im Kern bedeuten und inwieweit als »Modernisten« verdächtigte oder verurteilte theologische Denker der recht verstandenen mystischen Tradition, im Sinne eines »*misticismo intellettuale*« Antonio Rosminis, zuzurechnen sind; schließlich 3. mit Blick auf die Begriffe Moderne (und deren »Pluralität« [S. 30]), Modernisierung und Modernismus, speziell katholischer Modernismus und (davon zu unterscheiden) Reformkatholizismus. Dabei geht es ihm um eine unterscheidende inhaltliche Klärung all dieser Begrifflichkeiten. Was speziell den katholischen Modernismus betrifft, so ist er von einem allgemeinen Modernismus, etwa in der Kunst, zu unterscheiden. Die Vertreter eines katholischen Modernismus, also jene theologischen »Neuerer«, die von der römischen Glaubensbehörde, von Pius X. und den Verfassern seiner Enzyklika *Pascendi* (1907) pauschal als »Modernisten« verurteilt wurden, bewegte als ihr Anliegen »in erster Linie die Suche nach einem verantworteten Glaubensvollzug in der Zeit einer pluralen Moderne, in der alte Schemata bis hin zu den sogenannten Gottesbeweisen der Metaphysik brüchig geworden waren. [...] Im katholischen Modernismus findet sich daher die ganze Bandbreite der damaligen pluralen Moderne, also auch, zumal in der Exegese, der rationale Trend und der Wille, Theologie als Wissenschaft zu erweisen, auf die Gefahr hin, dabei mit der Heiligen Inquisition und der Indexkongregation in Konflikt zu geraten. Zugleich jedoch waren sich die führenden Modernisten, wie [der französische Exeget Alfred] Loisy [jedenfalls in seiner Schrift »*Autour d'un petit livre*« (Paris 1903)], darüber im Klaren, dass die Wirklichkeit Gottes und seiner Offenbarung alles wissenschaftliche Erkennen übersteigt und dass er sich nicht dem grübelnden Forscher, sondern dem demütig anbetenden Mystiker offenbart« (S. 30 f.). Das heißt aber, jene theologischen, auch philosophischen Denker, die in der genannten Enzyklika und anderen päpstlichen Verlautbarungen unter angeblich präziser »Offenlegung« ihrer Verwegenheit, Schläue und Gefährlichkeit als vermeintliche Agnostiker, Immanentisten und Evolutionisten pauschal mit dem römisch-kirchlichen Kampfbegriff »Modernist« belegt und verfolgt wurden und als kirchlich Verurteilte sich dann teilweise selbst ganz bewusst und pointiert als »Modernisten« bezeichneten, lassen sich keineswegs pauschal unter einem »Nenner« subsumieren, es sei denn in dem einen Punkt, nämlich in ihrem Ausbrechen aus dem lehramtlich verordneten »Korsett« zurückgewandt-positivistischer Neuscholastik – deren Vertreter die biblischen Schriften in aller Regel als Zitate-»Steinbruch« für die syllogistische Beweisführung in ihren dogmatischen Traktaten benützten –, indem sie von unterschiedlichen Ansätzen her in positiv-kritischer Auseinandersetzung und im Wettstreit mit den aufstrebenden modernen Natur- und Geisteswissenschaften um eine theologische Neuorientierung rangen: um die Begründung und Erarbeitung einer zeitgemäß wissenschaftlichen Theologie (auch christlichen Philosophie), und zwar im Dienst eines »verantworteten Glaubensvollzugs« (S. 32).

Diesen »Befund« samt der römischen Abwehrreaktion arbeitet Otto Weiß in weitem geistes- und theologiegeschichtlichem Horizont unter verschiedenen Aspekten, an Beispielen theologischen Forschens und Wagens (»Strategie der Begegnung«, »Strategie der Verdrängung« im 19. Jahrhundert), an Personen und persönlichen Schicksalen in seinen hier gesammelten Beiträgen heraus, »die sich« – wie er hervorhebt – »in verschiedener Weise der Möglichkeit von Glauben gestern, heute und morgen zuwenden« (S. 13). Die Beiträge sind bewusst nicht chronologisch, nach ihrem jeweiligen Erscheinungsjahr geordnet, abgedruckt; »maßgebend« war für den Autor vielmehr »zum einen die zeitliche Abfolge der behandelten Themen, zum andern eine gewisse innere, nicht linear verlaufende Logik« mit ihrem »Zielpunkt«, eben »im Aufweisen eines »verantworteten Glaubensvollzugs« in der heutigen Zeit [...]« (S. 32).

Folgende Themen kommen zur Sprache: 1. »Glauben und Wissen im Gefolge der Aufklärung« (S. 33–51, hier erstmals veröffentlicht); 2. »Tendenzen und Strategien katholischer Theologen im 19. Jahrhundert« (S. 53–78, 2012); 3. »Die Moderne vor dem Richterstuhl der Kirche« (S. 79–105, 2010, ursprünglich italienisch); 4. »Mystik und Reform – der Theologe und Historiker Philipp Funk« (S. 107–136, 2017, ursprünglich französisch). – Es handelt sich bei Philipp Funk (1884–1937) um Otto Weiß' schwäbischen Landsmann, der, 1908 in Tübingen zum Dr. phil. promoviert, wegen seiner damals nicht konformen theologischen Haltung, und weil er die von ihm geforderte sofortige schriftliche Unterwerfung unter die Enzyklika *Pascendi* aus intellektueller Redlichkeit, aus Gewissensgründen, nicht zu leisten vermochte, vom Empfang der Weihen ausgeschlossen wurde und noch im selben Jahr 1908 das Rottenburger Priesterseminar verlassen musste. Nach Otto Weiß war Philipp Funk (seit 1929 Professor der Geschichte an der Universität Freiburg im Breisgau) »der Mystiker unter den deutschen Modernisten, was nicht ausschließt, dass er auch ein kritischer Geist war. Der Titel der Schrift Émile Poulats über Loisy ›*Mystique et critique*‹ [Paris 1984] würde auch für Philipp Funk passen« (S. 108). Funk selber, der sich zum Priester geboren fühlte, aber von seinem Regens und Bischof zurückgewiesen worden war, sah sich als »Priester ohne Kelch und Altar« (so der Titel seines Beitrags in: *Das Neue Jahrhundert* 2, 1910, 425–427). – 5. »Glaube als Begegnung« (S. 137–152, 1999); 6. »Die Rückkehr des christlichen Gottes« (S. 153–157, 1999) – nicht des Gottes, »den wir uns selbst gezimmert [...] in unsere Katechismen und Religionsbücher verpackt« und »in kirchlichen Jubiläumsfeiern [...] proklamiert haben«, der aber »in unserer Welt und Gesellschaft tot ist«, sondern »des ganz anderen, des unbegreiflichen und uns in seiner Menschlichkeit doch so nahen Gottes«, dessen »Spuren« wir »auch in unserer Zeit und Welt entdecken« – »wenn wir demütig genug sind und unsere alte Überheblichkeit und Besserwisserie aufgeben« (S. 157). Mit diesem Artikel, einem ganz persönlichen Bekenntnis des verstorbenen Autors, wo er geistig-religiös, theologisch, kirchlich stand und gesehen werden will, schließt der (mit Literaturverzeichnis und Personenregister versehene) Band. Dessen Untertitel »Das Ringen der Theologie um eine zeitgemäße Glaubensverantwortung« aber artikuliert bereits deutlich, dass den Leser nicht nur eine Abfolge theologiegeschichtlicher Abhandlungen erwartet, sondern mit und in dieser Abfolge zugleich eine ganz persönliche – wohl nicht ohne innere Kämpfe persönlich errungene – theologische Standortbestimmung des Autors.

*Manfred Weitlauff*

JÖRG ERNESTI: Benedikt XV. Papst zwischen den Fronten. Freiburg: Herder 2016. 336 S. ISBN 978-3-451-31015-7. Geb. € 34,99.

Mit dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs 1914 erreichte der europäische Nationalismus seinen Höhepunkt. Selbst die Kirchen unterwarfen sich der Vergötterung der Nation. Zu Kriegsbeginn propagierten die feindlichen Regierungen den deutschen »Burgfrieden« bzw. die französische »Union Sacrée«. Die Kirchen schlossen sich an. Auf den Schlachtfeldern kämpften deutsche Katholiken gegen französische Katholiken und deutsche Protestanten gegen englische Protestanten.

Am 3. September 1914, einen Monat nach Beginn des Krieges, wurde der 60-jährige Giacomo della Chiesa zum Papst gewählt. Er stammte aus Genua und war bereits in dem neuen Nationalstaat Italien aufgewachsen. Unter dem von ihm gewählten Namen Benedikt XV. wurde er der Papst des Ersten Weltkriegs.

Während noch die öffentliche Meinung Europas vom Taumel der Kriegsbegeisterung erfasst war, verurteilte Benedikt XV. gleich in seiner Antrittsenzyklika vom 1. November den gegenwärtigen Krieg: »Welch einen Anblick bietet Europa, ja die ganze Welt! Vielleicht habe es im menschlichen Gedächtnis niemals einen grässlicheren und erbarmungswürdigeren Zustand gegeben. ... Die größten und reichsten Völker bekämpfen sich. Kein Wunder, dass sie die schrecklichen modernen Waffen erfunden haben, sich gegenseitig umzubringen. Es gibt keine Grenzen gegen die Zerstörungen und das Gemetzel. Täglich fließt neues Blut, und die Erde ist von Verwundeten und Leichen bedeckt.« Im Jahre 1914 gab es keinen Staatsmann, der eine solche Verurteilung des Krieges ausgesprochen hatte.

Anlässlich des Kriegsausbruchs ein Jahr zuvor beschwor Benedikts XV. am 28. Juli 1915 in einem Schreiben an die Krieg führenden Völker und ihre Leiter, »endlich dieser grauenhaften Schlächtereie ein Ende zu setzen, die seit einem Jahr Europa entehrt«. Zwar erlaubten die Reichtümer der am Krieg beteiligten Länder gewiss die Fortsetzung des Kampfes. »Aber um was für einen Preis? Es antworten aus den Gräbern tausend und abertausende Stimmen der jungen Männer, die täglich auf dem Schlachtfelde sterben, es antworten die Ruinen so vieler Städte und Dörfer und Kunstwerke, welche wir unseren Vorfahren verdankten.«

Der unbegrenzte U-Bootkrieg von deutscher Seite löste am 6. April 1917 den Kriegseintritt der USA auf Seiten der Alliierten aus. In dieser Situation initiierte der deutsche Reichstagsabgeordnete des katholischen Zentrums, Matthias Erzberger, der im Kontakt mit dem Vatikan stand, ein Bündnis zwischen den Reichstagsfraktionen der Sozialdemokraten, des katholischen Zentrums und der Linksliberalen, das im deutschen Reichstag am 19. Juli 1917 die Friedensresolution beschloss, die einen »Frieden der Verständigung und der dauernden Versöhnung der Völker« forderte.

Dieser Forderung kam die Friedensnote Papst Benedikts XV. *Dès le début* vom 1. August 1917 entgegen, in der er bekräftigte, dass seit dem Beginn seines Pontifikats er eine völlige Unparteilichkeit gegenüber allen Kriegsführenden geübt habe, »wie unsere Friedensmission verlangt«, und durch humanitäre Maßnahmen wie die Gefangenenfürsorge versuche, die Not zu lindern. Er wolle die Leiter der Krieg führenden Völker dazu bringen, ernsthaft über einen gerechten und dauerhaften Frieden zu beraten. In dieser Note trug der Papst konkrete Vorschläge für die Aufnahme von Friedensverhandlungen vor. An die Stelle der Waffengewalt müsse das Recht treten, bei gleichzeitiger und gegenseitiger Abrüstung. Internationale Streitigkeiten sollten von Schiedsgerichten gelöst werden. Die Freiheit und Gemeinsamkeit der Meere solle sichergestellt werden.

Die Kriegsschäden und Kriegskosten sollten – wie auch in der Friedensresolution des Reichstags gefordert – durch gegenseitigen Verzicht gelöst werden. Die zu der Zeit besetzten Gebiete, von denen ausdrücklich das von Deutschland besetzte Belgien und die französischen Gebiete genannt wurden, müssten vollständig geräumt werden. Ausdrücklich erwähnte der Papst die während des Kriegs erduldeten Leiden der Armenier. Für die Balkanstaaten und Polen müssten gerechte Lösungen gefunden werden. Eine künftige internationale Neuordnung müsse sicherstellen, dass ähnliche Konflikte unmöglich gemacht würden. Die Friedensnote war ein Appell, den Krieg zu beenden: »Soll das ruhmreiche und blühende Europa, wie von einem allgemeinen Wahnsinn fortgerissen, in den Abgrund rennen und Hand an sich selbst legen zum Selbstmord?«

Aber sowohl die päpstliche Friedensnote wie auch die Friedensresolution, die vom deutschen Reichstag zwei Wochen zuvor mit einer Mehrheit von 212 Ja- gegen 126 Neinstimmen bei 17 Enthaltungen angenommen worden war, blieben erfolglos. In Deutschland stießen sie auf den entschiedenen Widerstand der militärischen Führung, die bis zum deutschen Zusammenbruch im Herbst 1918 auf den von ihr propagierten »Siegfrieden« setzte.

Am 11. November 1918 unterzeichnete Erzberger den Waffenstillstand in Compiègne. Der Krieg war beendet. In seiner Enzyklika *Quod iam diu* vom 1. Dezember 1918 unterstrich Benedikt XV., dass »den Morden und Verwüstungen zu Land, zu Wasser und in der Luft« ein Ende gesetzt sei. Als Wilson zur Teilnahme an den Pariser Friedensverhandlungen nach Europa fuhr, traf er am 4. Januar im Vatikan mit Papst Benedikt XV. zusammen. Aber der Vatikan wurde auf Drängen Italiens von der Friedenkonferenz ausgeschlossen. Das Parteienbündnis der Friedensresolution von 1917 hatte die Weimarer Republik vorbereitet: Im Januar 1919 wurde die deutsche Nationalversammlung gewählt.

Zu Pfingsten 1920, am 23. Mai, veröffentlichte Benedikt XV. die Friedenszyklika *Pacem, Dei munus pulcherrimum*. Darin plädierte er für die Versöhnung der Völker. Es war die erste päpstliche Enzyklika, die das internationale Zusammenleben thematisierte. Im Verlauf des Krieges hatte das Papsttum trotz seines Status der Ohnmacht eine neue moralische Autorität gewonnen.

Nach dem Zusammenbruch des deutschen und österreichisch-ungarischen Kaiserreichs sowie des Zarenreichs und des ottomanischen Reichs waren in Europa neue Staaten entstanden, darunter auch Polen und Irland, beides Staaten mit einer überwiegend katholischen Bevölkerung. Die diplomatischen Beziehungen des Vatikans mit der Republik Frankreich, die 1905 im Zusammenhang mit der französischen Trennung von Kirche und Staat abgebrochen worden waren, wurden 1921 wiederaufgenommen. Bereits die Heiligsprechung Jeanne d'Arcs hatte 1920 zur Besserung des Verhältnisses zu Frankreich beigetragen. Neue Staaten nahmen diplomatische Beziehungen zum Vatikan auf. Auch zu Italien nahm der Vatikan eine konziliantere Haltung ein. 1919 wurde die christdemokratische Volkspartei (*Partito Popolare Italiano*) gegründet. Benedikts Kardinalstaatssekretär Gasparri, der 1917 bereits das kirchliche Gesetzbuch (*Codex Iuris Canonici*) abgeschlossen hatte, konnte 1929 mit Italien die Lateranverträge abschließen. Die Wiederherstellung der vatikanischen Staatlichkeit und die Versöhnung mit Italien, schreibt Ernesti, sei unter Benedikt XV. bereits grundgelegt worden.

Im Januar 1922 starb Benedikt XV. im Alter von 67 Jahren an einer Lungenentzündung. Über seine Persönlichkeit bemerkt Ernesti: »Er hatte zwar zu seiner Zeit die richtigen Ideen, doch es gelang ihm zu wenig, die Menschen mitzunehmen, sie davon zu begeistern. Sein Auftreten war alles andere als charismatisch.« Ergänzend kann man hinzufügen: Als Benedikts älterer Bruder Antonio della Chiesa von einem Schlaganfall halbseitig gelähmt war, kümmerte sich Benedikt um ihn und fuhr ihn in seinem Rollstuhl in den Vatikanischen Gärten spazieren.

Dem Buch Jörg Ernestis, der an der Universität Augsburg Kirchengeschichte lehrt, kommt das Verdienst zu, den »vergessenen Papst« des Ersten Weltkriegs in die Erinnerung zurückholt zu haben.

Wilhelm Ribhegge

DIETMAR SÜSS: »Ein Volk, ein Reich, ein Führer«. Die deutsche Gesellschaft im Dritten Reich (Die Deutschen und der Nationalsozialismus). München: C.H.Beck 2017. 303 S. m. Abb. ISBN 978-3-406-67903-2. Kart. € 18,00.

Die Geschichtsschreibung zur deutschen Gesellschaft während der NS-Zeit hat in den letzten Jahren erheblich Dynamik erhalten durch die Auseinandersetzungen und Forschungen zum Zweiten Weltkrieg und zur Erklärungskraft des Volksgemeinschafts-Begriffes für die langanhaltende und in allen gesellschaftlichen Gruppen weit verbreitete Zustimmung und Trägerschaft des Regimes bis in die letzten Kriegsmonate. Damit verbun-



den waren der alltägliche Rassismus und der Antisemitismus sowie das, was der schon in den 1980er-Jahren von Detlev Peukert in die Forschung eingeführte Begriff des Sozialrassismus beschreibt, der in hohem Maß an die Leistungsbereitschaft und Leistungsfähigkeit des Einzelnen gebunden war und einer ständigen Radikalisierung unterlag, ferner die Erfahrung, die Anwesenheit und die verbreitete Bereitschaft in der Gesellschaft zur Akzeptanz und zur Anwendung von Gewalt. Widerstand, Ablehnung, Resistenz gegenüber zumindest Teilen der Politik und einzelnen Trägern des Regimes standen neben Zustimmung, Hinnahme und Mitwirkung bis hin zu eigenen Initiativen zur gewünschten Festigung des Regimes gegenüber den realen und angenommenen Gegnern im Innern und von außen.

Diese breite Spanne an Einstellungen und Verhalten der deutschen Gesellschaft zwischen 1933 und 1945 in ihren vielen Sektoren und Facetten zu beschreiben, unternimmt der Augsburgener (und frühere Jenaer) Historiker Dietmar Süß in seinem Band, der in der von dem Jenaer Historiker Norbert Frei herausgegebenen Reihe »Die Deutschen und der Nationalsozialismus« erschienen ist. Süß löst dieses Vorhaben in beeindruckender Weise auf knapp 300 Seiten mit wenigen Anmerkungen und einer Auswahlbibliographie ein.

In vier große Kapitel unterteilt untersucht Süß zunächst den Prozess der Machtübergabe und Machtübernahme, die Zustimmung und die von Anfang an dem neuen Regime inhärente Gewalt gegen politische Gegner und gegen jüdische Bürger/-innen. Eindrucksvoll schildert Süß die Verschiebungen bei der Akzeptanz und Bereitschaft in großen Teilen der deutschen Gesellschaft, Ausgrenzungen und Gewaltakte mitzutragen und zu unterstützen, ferner die Erwartungen und teilweise Enttäuschungen in den NS-Organisationen sowie die NS-internen Konflikte bis zur Festigung des Regimes im Sommer 1934 sowie schließlich die kleinen, aber symbolträchtigen Übergänge im Alltagshandeln, beispielsweise bei der Anwendung des »deutschen Grußes«. In den folgenden beiden Großkapiteln beschäftigt sich Süß zuerst mit der sogenannten Friedensphase des Regimes zwischen 1934 und 1938 und mit den Entwicklungen im Spannungsfeld dessen, was das Regime und die einzelnen Personen als »Volksgemeinschaft« verstanden. Im Einzelnen analysiert Süß die Jugendpolitik und die Einstellungen der Jugendlichen zum Nationalsozialismus, zeigt dann die sukzessiven Ausgrenzungen der jüdischen Bevölkerung durch das Recht, skizziert die Familien- und die Gesundheitspolitik sowie die medizinischen Gewaltakte, z. B. Zwangssterilisationen bei psychisch kranken Menschen, beleuchtet das Verhältnis zwischen den Kirchen und dem Regime und beschreibt die Entwicklungen in verschiedenen Bereichen der Arbeitswelt und im Freizeitsektor vor allem der Vereine und des sich entwickelnden Tourismus mit der NS-Organisation »Kraft-durch-Freude«. Das folgende Großkapitel konzentriert sich auf die Kriegsphase, die Süß mit dem von weiten Teilen der österreichischen Bevölkerung begrüßten »Anschluss« ihres Landes an das Deutsche Reich und mit den Pogromen gegen jüdische Bürger/-innen im November 1938 einleitet. Süß analysiert dann anschaulich die gemischte Stimmung in der Bevölkerung beim Kriegsbeginn 1939, die sich aber rasch wandelte angesichts der Kriegserfolge und der propagandistisch aufbereiteten Zukunftserwartungen. Dies beinhaltet auch die Bereitschaft der nichtjüdischen deutschen Bevölkerung, die Politik des Regimes zu unterstützen, sich gegen jede Skepsis auch mit Denunziationen zu wenden, die sich radikalierenden Ausgrenzungen, die Verfolgungsmaßnahmen und die Deportationen der jüdischen Deutschen mitzutragen und oftmals auch sich persönliche materielle Güter im Kontext von Arierisierungen anzueignen. Hierzu gehörte außerdem die Akzeptanz der alltäglichen Gewalt gegen die wachsende Zahl der Zwangsarbeiter/-innen, der Kriegsgefangenen und der KZ-Häftlinge, schließlich die eigene Leistungsbereitschaft bei der Arbeit in der Kriegsproduktion.

Widerspruch wurde nur selten artikuliert und richtete sich vor allem gegen eigene Beinträchtigungen sowie vereinzelt gegen Morde an psychisch Kranken. Die politischen Widerstandsgruppen innerhalb des Deutschen Reiches hatte das Regime schon in der zweiten Hälfte der 1930er-Jahre weitgehend zerschlagen oder ins Exil gedrängt. Neben ganz wenigen neuen illegalen Verbindungen, den Aktivitäten von Einzelpersonen sowie dem politisch motivierten Widerstand einzelner ehemaliger Eliten und dem Widerstand aus dem Militär bildeten sich erst in der Endphase des Krieges wieder lose Gruppierungen. »Rettungswiderstand« zum Schutz der noch nicht deportierten jüdischen Bevölkerung blieb ebenfalls gering. Die »Volksgemeinschaft« erhielt erst Risse gegen Ende des Krieges, nach den Kriegswenden, dem Beginn des intensiven alliierten Luftkrieges und dann den Evakuierungen aus den Städten und schließlich den Fluchtbewegungen vor der heranrückenden Roten Armee und dem Beginn der Kämpfe auf dem Territorium des Reiches. Das Regime radikalisierte seine Gewaltmaßnahmen und die Anforderungen zunehmend und ging mit großer Härte gegen jede Form von Zweifeln und Bedenken auch der eigenen Bevölkerung vor. Gleichwohl waren es die Alliierten, die in den Betrieben die Kriegsproduktion stoppten und die Inhaftierten in den Lagern befreiten. Am Ende blieb somit die »Volksgemeinschaft« eingebettet in alltägliche Gewalt, Verbrechen und Tod, die einzelnen Menschen waren erschöpft, verzweifelt und enttäuscht und nahmen häufig erst nach etlicher Zeit Abstand von den »guten Zeiten« und dem Führervertrauen. Das Regime hatte mit Terror und Zwang, mit Angeboten und viel Zuspruch die alten Milieustrukturen im katholischen Bereich zurückgedrängt und im Bereich der sozialistischen Arbeiterbewegung weitestgehend zerstört.

In diesem thematischen Spektrum kann Süß manches nur antippen, das sicherlich eine differenzierte Vertiefung verdiente, so beispielsweise die Lage in den Betrieben oder die Freizeitgestaltung, bei dem die Schützenvereine gewiss ein bedeutendes konservatives Element vor allem in Klein- und Mittelstädten und auf dem Land darstellten, aber eben nur einen Bereich neben vielen anderen auch nach dem Verbot der kommunistischen und sozialdemokratischen Vereine und nach der Zwangsvereinheitlichung mit anderen, weltanschaulich nicht gebundenen bürgerlichen Vereinen.

Gleichwohl: Angesichts des begrenzten Umfangs ist eben nicht alles Wünschenswerte möglich. Insgesamt gesehen gelingt es Süß ausgezeichnet, die Ambivalenzen und die Wandlungen im Verhalten der deutschen Bevölkerung aufzuzeigen. Seine Beispiele wählt Süß gut überlegt und regional breit gestreut aus einer Vielzahl von Quellen, beispielsweise aus Tagebüchern, Stimmungsberichten der illegalen Gruppen und der Exilorganisationen wie der Sopade und aus den Lageberichten der Verfolger und staatlichen Institutionen. Auch stilistisch und dramaturgisch ist dieses Buch angenehm zu lesen. Personalisierte Beispiele am Kapitelanfang leiten in die Thematik ein. Spannungsbögen am Ende eines Kapitels bereiten auf das folgende Thema vor.

*Matthias Frese*

MICHAEL KUHN: Die Tübinger katholischen Theologiestudenten im nationalsozialistischen Arbeitsdienst 1933–1945. Katholische Theologiestudenten im Spannungsfeld von nationalsozialistischer Weltanschauung und kirchlich-katholischer Weltanschauung 1933–1945 (Schriftenreihe des Instituts für Gesellschaftswissenschaften der Pädagogischen Hochschule Schwäbisch Gmünd, 6). Schwäbisch Gmünd 2017. urn:nbn:de:bsz:752-opus4-631. 510 S. m. zahlr. Abb.

Nach den bereits erschienenen Forschungen zu bayerischen und badischen Priesteramtskandidaten (Ingo Schröder, 2004; Christian Würtz, 2013) erfährt nun auch die Tätigkeit

der Tübinger Theologiestudenten im nationalsozialistischen Arbeitsdienst wissenschaftliche Aufmerksamkeit durch die hier zu rezensierende Dissertation. Die an der PH Schwäbisch Gmünd verfasste Arbeit liegt gegenwärtig als frei zugängliche digitale Fassung mit Print-on-Demand-Option vor. Michael Kuhn stellt in seiner umfangreichen Schrift die Frage, »ob und inwieweit die katholischen Tübinger Theologiestudenten in einem Spannungsfeld zwischen nationalsozialistischer und kirchlich-katholischer Weltanschauung standen« (S. 13). Die in der Mikrohistorie verortete Dissertation soll einen Beitrag zur Alltagsgeschichte des Nationalsozialismus und zur Geschichte der katholischen Kirche, namentlich des Bistums Rottenburg, in der NS-Zeit leisten (S. 12).

Diesem Anspruch und ihrer an sich spannenden Themenstellung wird die Arbeit allerdings nicht gerecht. Wenngleich mitunter Beachtenswertes zum Thema hervorkommt, geht es in der Arbeit eher unter bzw. verliert sich in nicht sachgerechten Einordnungen. Insgesamt wird man leider eine unzureichende Durchdringung des Forschungsgegenstandes festhalten müssen. Die wesentlichen Kritikpunkte, aber auch die festhaltenswerten Ergebnisse der Arbeit sollen im Folgenden zusammengefasst werden.

Ursächlich für die Mängel der Arbeit ist zunächst offensichtlich eine recht schmale und zudem einseitige bzw. ungenaue Literaturlauswertung: Einerseits fällt auf, dass praktisch keine Aufsätze aus wissenschaftlichen Zeitschriften herangezogen wurden, auch grundlegende Autoren etwa zur Landes- und Diözesangeschichte fehlen im Literaturverzeichnis (z. B. Thomas Schnabel, Paul Kopf). Vielfältig ausgewiesen ist hingegen Methodisches und Didaktisches. Wenngleich Kuhn für seine Einschätzung einer »selbst verursachte[n] Marginalisierung der katholischen Kirchengeschichte angesichts des Themas Nationalsozialismus gegenüber [sic!]« (S. 9) auf eine renommierte Quelle verweist, so übergeht er den dort ebenfalls zu findenden Hinweis auf die umfangreichen Beiträge von Profanhistorikern zum Thema Nationalsozialismus und Kirche. Wo der Verfasser auf deren Werke zurückgreift, handelt es sich vielfach um ältere Literatur. Von der unzureichenden Rezeption dieses wissenschaftlichen Umfeldes mag nur der immer wieder zitierte »Konrad Lill« zeugen. Tatsächlichen intellektuellen Einfluss auf die Thesenbildung scheinen praktisch nur die Monographien von Klaus Scholder, Georg Denzler und die eher populäre Schrift »Würden und Bürden« von Roland Weis (1994) gehabt zu haben.

Insgesamt hat die Auseinandersetzung mit der Literatur im Verlauf der Abhandlung nur geringe Bedeutung. Der Text selbst fußt sehr stark in den Quellen, was gerade angesichts der reflektierten Überlegungen zum Quellenmaterial vielleicht ein Pluspunkt der Arbeit hätte werden können. Leider zeigt sich hier aber keine Souveränität in der Einordnung und Kommentierung der Quellen, sondern vielmehr eine Abhängigkeit von denselben, die mit ihrer chronologischen Abfolge zugleich das wesentliche (und nicht unbedingt verständnisfördernde) Ordnungsprinzip der Arbeit stiften müssen. Daraus ergibt sich eine zu wenig im historischen Rahmengeschehen kontextualisierte Nacherzählung des Primärmaterials. Diese Aneinanderreihung von vielfach nur im Detail unterschiedenen Absichtserklärungen, Plänen, Verhandlungsstandpunkten und Verordnungen mit ihren entsprechenden Wiederholungen liest sich ungemein zäh und verwirrt bald. Wo diese Befunde eigener Quellenanalysen mit der Literaturlauswertung in Bezug gesetzt werden (praktisch nur am Ende der jeweiligen Unterkapitel), geschieht dies mitunter unvermittelt und widersprüchlich (z. B. S. 58).

Auch dort, wo die Arbeit eigentlich »punkten« könnte, zeigen sich die bereits geschilderten Mängel: So behandelt Kuhn etwa die hochinteressante Frage nach der auffallend hohen Beteiligung von Tübinger Theologen am 1934 noch freiwilligen Arbeitsdienst, den er auch mit damals abgehaltenen nationalsozialistischen »Bildungskurs[en]« im Wilhelmsstift in Beziehung setzt (S. 117). In der Konsequenz leitet Kuhn daraus eine ideologische

Nähe oder zumindest extrem auffällige Konzessionsbereitschaft des Konviktsdirektors Georg Stauber ab: »Indem Stauber nationalsozialistischen Aktivistinnen im Wilhelmsstift eine Plattform bot und indem er die Konviktoressen zum nationalsozialistischen Arbeitsdienst motivierte, leistete er der Verbreitung nationalsozialistischen Gedankengutes und letztlich dem Nationalsozialismus Vorschub« (S. 131). Umso mehr überrascht es vor diesem Hintergrund, dass der Verfasser überhaupt nicht auf die inhaltliche Gestaltung der NS-Vorträge im Konvikt eingeht. Die Nachricht von deren Abhaltung entstammt offensichtlich einer knappen Notiz aus der Sekundärliteratur – die einschlägige Quelle (Erinnerungen des damaligen Konviktsrepetenten) wird aber nicht analysiert. Selbiges gilt für die Ausdehnung des Urteils über Stauber auf den damaligen Diözesanbischof Sproll, der die Konviktoressen ebenfalls zur Teilnahme am Arbeitsdienst ermutigte: »Die völkische Moral und die nationalistisch ausgerichtete Wortwahl von Sproll und Stauber dürften die Bewertung von Christine Fritz, die bei Sproll Anhaltspunkte für eine ›nationalsozialistischen Phraseologie‹ sieht, nicht entkräften« (S. 133). Auch die unveröffentlichte, der Forschung aber dennoch zugängliche Arbeit von Christine Fritz wird lediglich aus zweiter Hand zitiert. Weiter fällt auf, dass der immer wieder verwendete Begriff »völkische Moral« keinerlei Erläuterung findet, was angesichts seiner Missverständlichkeit bei der Betrachtung von Theologen im Nationalsozialismus zu bedauern ist. Generell scheint die Definition des Begriffes »völkisch« nicht ganz klar (z. B. S. 453).

Die Kritik am methodischen Vorgehen dient hier keinesfalls der Apologetik, zumal das Entgegenkommen Sprolls und anderer Kleriker gegenüber den NS-Machthabern speziell in den Jahren 1933/34 auch an anderen Beispielen aufgezeigt werden kann. Vielmehr bedürften diese Thematik und die diversen anderen Beispiele semantischer Ähnlichkeiten bei Geistlichen und Nationalsozialisten einer handwerklich und fachlich versierteren Aufarbeitung. Dies zeigt sich auch an der zusammenfassenden Formulierung: »Die Teilnahme am nationalsozialistischen Arbeitsdienst und die Aufforderung Sprolls stellen im Sinne Georg Denzlers – bei allem Misstrauen und späterem Widerstand Sprolls – eine Form von Loyalität und ›Zustimmung‹ zum NS-Staat dar« (S. 134). Die Nutzung des Widerstandsbegriffes zeigt deutlich, dass selbst der hier anleitende Ansatz Denzlers nur unzureichend nachvollzogen ist.

Immerhin versucht sich Kuhn mit eigenen Analysen am Problem der »nationalsozialistischen Phraseologie«: So wird etwa die Forderung Staubers nach der Mitarbeit am »nationalen und sozialen Aufbau« auf ihre semantischen Verwandtschaften geprüft – die allgemeine Verbreitung der Rede vom nationalen und sozialen Aufbau im Wirtschaftskrisen-Deutschland bleibt aber unberücksichtigt. Unberücksichtigt bleibt auch der im gleichen Zitat auftauchende erheblich problematischere Begriff »Volksgenosse« (S. 108f.). Wenn weiter diskutiert wird, ob als Anlass für Sprolls Formulierung von den »Wogen der staatlichen Umwälzung« im Jahr 1933 möglicherweise die Verdoppelung der Pflichtstunden der Konviktoressen in Betracht zu ziehen ist (S. 110, Anm. 384), zweifelt man als Leser kurz an der Ernsthaftigkeit dieser Überlegung. Ansätze zur kritischen Analyse phraseologischer Auffälligkeiten leiden zudem immer wieder unter dem chronologiefixierten Stil der Abhandlung (S. 238, 243, 247).

Derlei unsachgemäße Einordnungsversuche sind auf die schon angesprochene mangelnde Orientierung in der übergeordneten Thematik zurückzuführen: So ist das Fehlen eines systematischen Kapitels über Prägungen und Lebensumstände der Theologiestudenten und zur Klerusbildung in Tübingen wohl auf die unterbliebene Auseinandersetzung mit diesem Thema zurückzuführen. Vielleicht wäre auf dieser Folie manches (z. B. der hohe Freiwilligkeitsgrad) klarer geworden. Systematischer Beleuchtung hätte auch das Problem des Verhältnisses von geistlicher Berufsabsicht und (para-)militärischer Aus-

bildung bedurft. Konkret fehlt auch die Beschäftigung mit langfristigeren Faktoren, etwa dem auch im katholischen Bereich virulenten »Volksgemeinschafts«-Diskurs und dem problematischen Streben nach »Parität« und nationaler Integration: Mehrfach erscheint der den Quellen entnommene Aspekt einer Furcht vor der gesellschaftlichen »Isolierung« der Theologiestudenten und angehenden Priester – eine systematische Problematisierung aber unterbleibt. Erst weit im zweiten Drittel der Arbeit werden diese Probleme mit einem anderthalbseitigen Quasi-Exzerpt der wesentlichen Thesen Reinhardt Richters in einen größeren Zusammenhang gerückt (S. 248f.) – leider werden aber nur Teile von Einleitung und Zusammenfassung dieser komplexen Untersuchung referiert, was natürlich entsprechend holzschnittartig ausfällt.

Einen an sich bemerkenswerten Zugang zur Thematik eröffnete Kuhn mit der Befragung von 29 in hohem Alter stehenden Zeitzeugen. Leider bleibt dieses Potential in Bezug auf viele denkbare Fragestellungen ungenutzt: Einerseits prüft Kuhn mit den Auskünften seiner Gesprächs- und Korrespondenzpartner vielfach nur die Triftigkeit seiner schriftlichen Quellen, andererseits folgt die Auswertung der umfangreich exzerpierten Interviews keinem schlüssigen Analyse-Konzept und verbleibt somit stark in der Nacherzählung (S. 315–417). Auch der Versuch, die Interviews in einem Schlusskapitel für didaktische Fragestellungen nach dem Geschichtsbewusstsein der Zeitzeugen fruchtbar zu machen, überzeugt nicht (S. 421–450). Dieses Manko ist einerseits den häufigen Wiederholungen, andererseits dem unklaren Standpunkt des Verfassers in der Frage nach dem mentalen Konstruktionscharakter von »Geschichte« geschuldet (etwa S. 421f.). Das Kapitel ergeht sich eher in Wortklaubereien und Spitzfindigkeiten, als dass es einen thematischen Beitrag leistet. Möglicherweise können aber die somit gesicherten Zeitzeugenaussagen der späteren Forschung noch als wertvoller Steinbruch dienen. Als einigermaßen überraschend kann immerhin die Auskunft vieler Zeitzeugen betrachtet werden, dass kirchenfeindliche Ausfälligkeiten im Arbeitsdienst eher die Ausnahme als die Regel gewesen sein.

Allgemein wäre die Frage zu stellen, ob die Untersuchung nicht allgemein besser auf den Priesternachwuchs und seinen Platz in der »Volksgemeinschaft« im Zusammenhang mit Arbeits- und Wehrdienst perspektiviert worden wäre. Immerhin erweist sich die Untrennbarkeit dieser Komplexe immer wieder im Verlauf der Abhandlung. Dies ist besonders deshalb festzuhalten, weil auch die Analyse des herausgearbeiteten »angepassten« Verhaltens der Theologen im Arbeitsdienst durch ihre Vagheit leider enttäuscht (S. 416f.). In nuce ist festzuhalten, dass der durchaus interessante Themenkreis eine andere Form der Bearbeitung verdient hätte, zumal das Erkenntnispotential immer wieder durchscheint, aber nie zum tatsächlichen Ertrag gebracht wird.

*Jürgen Schmiesing*

MICHAEL HEYMEL: Martin Niemöller. Vom Marineoffizier zum Friedenskämpfer. Darmstadt: Lambert Schneider 2017. 320 S. m. Abb. ISBN 978-3-650-40196-0. Geb. € 29,95.

Erstmals liegt hier eine Biographie von Martin Niemöller, einem der führenden Protestanten des 20. Jahrhunderts vor, die stärker als bisher Predigten, Vorträge und Reden sowie die Korrespondenz des Theologen berücksichtigt. Der Autor ist Praktischer Theologe und Herausgeber einer kritischen Edition der Predigten Martin Niemöllers in Berlin-Dahlem.

Niemöller, Sohn eines kaisertreuen und deutschnationalen, in seinem Lebensalltag auf die Bibel gegründeten und weltoffenen westfälischen Pfarrhauses, zugleich verortet in der preußischen Union, schlug zunächst eine militärische Laufbahn bei der kaiserlichen

Marine ein und war dort zuletzt U-Boot-Kommandant. In der Weimarer Republik, der er ablehnend gegenüberstand (aber im Unterschied zu seinem Bruder Wilhelm nicht der NSDAP beitrug), studierte er Evangelische Theologie, auch weil ihm die Kirche als eine zuverlässige Bastion des politischen Konservatismus galt sowie die Möglichkeit bot, an der »Erneuerung unseres Volkes« mitzuwirken (S. 31), und wurde Pfarrer, seit 1931 im vornehmen Berliner Villenvorort Dahlem.

Obwohl Niemöller seit 1924 die NSDAP gewählt hatte (S. 58), war er 1933 unter den Mitbegründern des Pfarrernotbundes, der sich gegen eine Übertragung der staatlichen Berufsbeamtengesetzgebung auf die evangelische Kirche wandte, und wurde dessen Vorsitzender. Niemöller verurteilte zwar nicht die Judenverfolgung im Allgemeinen, jedoch positionierte er sich zunehmend kritisch zur völkischen Religiosität und wandte sich auch damit gegen den staatlichen Totalitätsanspruch. In Predigten und Vorträgen kritisierte er die staatliche Religionspolitik sowie die NS-Weltanschauungspropaganda und informierte die Gemeindeglieder über Maßregelungen und Verfolgung von Bekenntnischristen (S. 85; 102). Die von Niemöller mitverantwortete Denkschrift an Hitler 1936 protestierte auch gegen innenpolitische Rechtsbrüche. Die Parteiführung sah in Niemöller zunehmend einen Staatsfeind – am 1. Juli 1937 wurde er verhaftet, damit wollte man die Bekennende Kirche als Ganze treffen. Seine Gemeinde versammelte sich allabendlich zu einem Fürbittgottesdienst, auch die große Aufmerksamkeit im Ausland für den Fall dürfte Niemöller das Leben gerettet haben (S. 81). Im Prozess wies das Gericht den Vorwurf des Hoch- und Landesverrats zurück – die Verurteilung zu sieben Monaten Festungshaft, abgegolten durch die Untersuchungshaft, kam einem Freispruch gleich. Als persönlicher Gefangener Hitlers verbrachte Niemöller die folgenden Jahre in den Konzentrationslagern Sachsenhausen und Dachau. Aufgrund von Konversionsüberlegungen des Inhaftierten zum Katholizismus erfolgte eine Zusammenlegung mit drei katholischen Theologen. Die freundschaft- und brüderlichen Gespräche machten Niemöller jedoch deutlich, dass er ein Idealbild von der Nachbarkonfession entwickelt hatte, das der Realität nicht standhielt. Dies und ein Abendmahlsgottesdienst mit sechs evangelischen ausländischen Häftlingen am Heiligabend 1944 war die »Geburtsstunde des ökumenischen Niemöller«.

Nach seiner »Befreiung im letzten Augenblick« (S. 114) 1945 war die ökumenische Arbeit einer der Schwerpunkte in Niemöllers Tätigkeit. Bereits 1957 erklärte Niemöller das Überleben der Menschheit zu einer ihr gemeinsamen Aufgabe, die Vorstellung von Nationalstaaten transzendierend (S. 280). Seine Überzeugung von der Mitschuld der Kirche an NS-Herrschaft und Krieg wurde Teil der Stuttgarter Schulderklärung des Rates der EKD im Oktober 1945 (ausgesprochen in Gegenwart einer ökumenischen Delegation). In Predigten und Vorträgen ging es ihm um ein Aufbrechen des weitverbreiteten Beschweigens von Schuld (S. 131f.), damit die Menschen frei wurden, Verantwortung für das Gemeinwesen zu übernehmen (S. 139f.).

Innerkirchlich konnte er sich mit seinem Konzept, den Neuaufbau von den Gemeinden ausgehen zu lassen, nicht durchsetzen. 1947 wurde er zum Kirchenpräsidenten von Hessen-Nassau gewählt, verstanden als ein kollegiales Leitungsamt, gebunden an die Beschlüsse der Synode, zuvor hatte er sich gegen die Einführung des Bischofsamtes in der Landeskirche gewandt, auch um deutlich zu machen, dass die Kirche sich von den Ortsgemeinden her aufbaut (S. 160) und dass kirchliche Ordnung im Dienst der Evangeliumsverkündigung steht (S. 169). Mit der Christusbotschaft – Niemöllers Christusglauben bezeichnet der Vf. neben dem Patriotismus als eine der Konstanten in seinem Leben (S. 276) – wollte Niemöller die Welt und die Menschen der Gegenwart erreichen, sie mündig und sprachfähig machen (S. 177f.) – von daher auch sein durchaus polarisierendes Engagement gegen Westbindung, Wiederbewaffnung, atomare Rüstung sowie für



Versöhnung und Verständigung mit den Völkern in Ostmitteleuropa. Der repräsentativen Parteiendemokratie stand er allerdings weiterhin skeptisch gegenüber (S. 244–248).

*Gerhard Lindemann*

ANDREA RICCARDI: *Der längste Winter. Die vergessene Geschichte der Juden im besetzten Rom*. Darmstadt: Theiss 2017. 462 S. ISBN 978-3-8062-3622-4. Geb. € 29,95.

Der renommierte italienische Historiker, Karlspreis-Träger und Gründer der eindrucksvoll international sozial arbeitenden katholischen Gemeinschaft Sant' Egidio hat 2008 ein Buch herausgebracht über das nach wie vor umstrittene Thema der untergetauchten Juden während der deutschen Besetzung Roms vom 10. September 1943 bis 4. Juni 1944. Obwohl Riccardi im Vorwort schreibt, dass es nicht um Kirchengeschichte gehe und er alle Verfolgten in Rom während der tragischen neun Monate bis zur Befreiung im Auge habe, konzentriert er sich stark auf das Schicksal der Juden. Das erweist sich als vorteilhaft. Denn eine zu starke Weitung der Verfolgungsthematik mit ihren zahlreichen Zweigen: Kommunisten, Partisanen, Politiker aus dem rechten und linken Lager, geflüchtete alliierte Soldaten, sich dem Militärdienst entziehende Männer, auch deutscher Widerstand, hätte das Werk aus dem Ruder laufen lassen. Ein langes Vorwort leitet die insgesamt 14 Kapitel ein, die knapp 400 Seiten füllen. Der Anmerkungsapparat ist angemessen umfangreich. Eine Bibliographie mit Angabe von benutzten Archiven und veröffentlichten Dokumenten sowie ein hier besonders nützliches Personenregister schließt das Werk ab.

Ungewöhnlich ist, dass Riccardi sein Vorwort in längeren Passagen im Stil eines Resümées abgefasst hat. Am Ende des Buches gibt es keine irgendwie geartete Zusammenfassung oder Essenz. Von den knapp zwei Seiten der »Conclusio« verdient nur der letzte Absatz den Begriff. Diese Konstruktion hat sicherlich ihre Vorteile, doch der Leser wird vom Ergebnis her an die noch zu entwickelnde Thematik herangeführt. Riccardi mag seine guten Gründe dafür gehabt haben. Er nimmt aber in Kauf, dass man schon auf den ersten Seiten weiß, wie der Wind wehen wird, nämlich zur Verteidigung Pius XII. bezüglich seines Schweigens zum Holocaust. Zusätzlich wirken pauschale Sätze wie eine Immunisierung der Verteidigungsstrategie. »All-Aussagen« blenden differenzierte Sichtweisen aus und lassen kritische Einwände schlecht aussehen. Beispiele: »Der Papst richtete sein Augenmerk darauf, die Kirche als Zufluchtsort für Menschen in Not zu schützen, [und] die Katholiken dazu aufzufordern, allen zu helfen.« Oder: »Er [sc. Pius] wusste, dass sein Weg das ›Schweigen‹ war« (S. 19). Nota bene: Mehrere Selbstaussagen von Pius zeugen davon, dass er alles andere als sicher war über seinen Schweigeweg: »die Katholiken« wurden nicht einmal während der römischen Besatzungszeit pauschal aufgefordert, allen zu helfen, und die Praxis zeigte, dass die (dauerhafte) Sicherheit des kirchlichen Zufluchtsortes für Pius nicht ausschlaggebend war bei der Aufgabe, Menschen in Not aktuell zu schützen.

Erfreulich ist, dass Riccardi in den folgenden 14 Kapiteln nicht nur sehr detailliert auf einzelne Vorkommnisse zu sprechen kommt, sondern seine pauschalen Sätze, die dort auch vorkommen, durch Dokumentation bestimmter Ereignisse implizit wieder relativiert.

Die akribische Darstellung von Details in erzählerischer Form in Verbindung mit den überaus zahlreichen Zeugnissen von Menschen über Menschen, deren Begegnungen, Widerfahrnissen und Fluchtgeschichten in den neun Monaten der Besatzung ist die große Stärke des Buches. Riccardi hat dafür umfangreiche Recherchen angestellt und über Jahre

sehr viele Interviews geführt. Zuweilen lesen sich seine Ausführungen wie Abschnitte in einem spannenden historischen Roman dokumentarischen Charakters. Riccardi versteht es, die Welt im längsten Winter in Rom lebendig werden zu lassen.

Der Weg durch die neun Monate der Besetzung Roms ist im Buch nicht streng chronologisch geordnet. Um Probleme oder Fragen darzustellen, die immer wieder auftauchten, springt Riccardi in der Zeit gern vor und zurück. Man muss sich darauf einstellen. So kommt es, dass die traurig berühmt gewordene Judenrazzia der SS am 16. Oktober erst in Kapitel VI abgehandelt wird, obwohl die Razzia schon im zweiten Monat der Besetzung ein markanter Wendepunkt für den Vatikan war. Davor gab es kaum Fluchtbewegungen der Juden. Das große Problem des Kirchenasyls setzte sturmartig nach dem 16. Oktober ein. Durch Riccardis Konzept wird dieser Dreh- und Angelpunkt nicht angemessen herausgestellt.

So erzählt der Autor schon in den Kapiteln eins bis fünf viele Fluchtgeschichten – vor allem in die prominenten kirchlichen »Asylorte« Lateran und Vatikanstadt (dort vor allem Canonica) und Collegio Teutonico, wo auch der legendäre irische Pater O'Flaherty als Fluchthelfer wirkte (das Collegio hat allerdings nur exterritorialen Status). Neben Juden fanden in diesen Gebäuden auch vielfach Personen aus dem politischen oder militärischen Bereich Aufnahme. In den Kapiteln sieben bis zwölf stellt Riccardi neben vielen kleineren Fluchtorten weitere große Schutzklöster vor wie etwa die Sionsschwesterinnen auf dem Gianicolo oder die Salesianer. Vergleichsweise großen Raum widmet der Autor den beiden Überfällen auf das Lombardische Seminar (Dezember 1943) und St. Paul vor den Mauern (Anfang Februar 1944) durch para-polizeiliche Kräfte um die sog. Koch-Bande. Mit den zwei Kapiteln über das zuweilen spannungsgeladene Verhältnis zwischen Juden und den christlichen Ordensleuten und über den schwierigen Weg Roms zur Befreiung ohne Zerstörung endet das Buch.

Trotz der Fülle von Belegen über die selbstverständliche Aufnahme von Juden und anderen Verfolgten spart Riccardi Schwierigkeiten und Krisen nicht aus. Ein großes Problem bahnte sich recht bald in der Vatikanstadt selbst an, und die beiden erwähnten Klosterdurchsuchungen lösten eine Art Hilfs-Krise aus. Im Gegensatz zum Lateranseminar und Collegio Teutonico blieben die »Gäste«, wie man die Aufgenommenen nannte, in der Canonica nicht unumstritten. Das war delikat, denn der Ort lag auf dem souveränen Staatsgebiet des Vatikan mit Pius XII. als unmittelbar Verantwortlichem. Die Verwaltung des Vatikangebiets hatte er einem Dreierkollegium anvertraut. An der Spitze stand Kardinal Canali, dem die Gäste stets ein Dorn im Auge waren. Als Canali nach der Durchsuchung der Abtei St. Paul vor den Mauern Anfang Februar 1944 die Gelegenheit nutzte, die Ausweisung aller Gäste anzuordnen, brach Streit in der Kurie aus. Riccardi widmet diesem ungeheuerlichen Vorgang ausreichend Raum (S. 110ff). Allerdings konnte oder wollte er nicht erklären, warum Pius XII. nach dem verzweifelten Brief des Kanonikers Anichini kein Machtwort sprach und Canali zurechtwies bzw. warum Pius nicht von Anfang an seine schützende Hand über die »Vatikan-Gäste« gehalten hatte. Anichini hatte sich in seinem Brief sogar gezwungen gesehen, entschuldigend darzulegen, warum man diese Menschen aufnahm und dass sie den Lebensmittelhaushalt des Hl. Stuhls nicht belasten würden. Wenn man sie hinausschicke, seien sie in Lebensgefahr, so Anichini. Pius beauftragte seinen Substituten Montini, mit Canali zu reden. Maßgabe: Wer freiwillig gehen wolle, sollte gehen, wer unbedingt bleiben wolle, dürfe bleiben. Noch vorsichtiger drückte sich Papst Pius gegenüber dem Superior Pater Martinelli SJ aus, der Anfang März 1944 im Staatssekretariat nachfragte, ob er auf die dringenden Bitten von Müttern hören und deren Kindern Schutz gewähren sollte. Montini nahm diese Frage mit in die tägliche Papstaudienz. Pius antwortet, dass er

den Fall der persönlichen Verantwortung Martinellis überlasse (Ex. Aud. SSmi, 8.3.44/ADSS X, S. 171). Das sei ein »bedeutsames Dokument«, so Riccardi (S. 322). Es würde die Haltung des Hl. Stuhls resp. Pius XII. zum Kirchenasyl erhellen. Im Hintergrund steht für den Autor die Frage aller Fragen, ob es eine direkte Weisung Pius XII. an die kirchlichen Häuser in Rom gab, Juden und andere Flüchtlinge unbedingt aufzunehmen und Schutz zu gewähren. Riccardi sprach darüber schon in den 70er-Jahren mit einigen Zeitzeugen aus den Klöstern. Doch weder von ihnen noch in den zahlreichen Chroniken kirchlicher Häuser, die Riccardi einsah, konnte er eine explizite Weisung aus dem Apostolischen Palast finden (ausgenommen die o. a. Audienzbemerkung). Letztlich kommt Riccardi zum Schluss, dass es während der Besatzungszeit für Pius XII. viel zu riskant war, ein päpstliches Dokument über eine Asylorder in kirchlichen Häusern abzufassen. Die Ordensleute und Pfarrer in Rom hätten durch Deutungen päpstlicher Signale und auch durch einzelne Emissäre mündlich erfahren, was der Wille des Papstes sei. Dem ist zuzustimmen – mit Abstrichen.

Man muss nicht Anleihen machen bei kritischen Autoren wie etwa Susan Zuccotti, um Einwände zu finden. Riccardi führt selbst Widersprüchliches an. Zum Beispiel:

- die o. a. Canali-Affäre um die Ausweisung aus dem Vatikan von Menschen, die sich in Lebensgefahr befanden (es waren ganze Familien darunter). Es dauerte geschlagene fünf Monate, bis deren unsicherer »Schwebezustand« durch eine Entscheidung Pius' XII. beendet werden konnte;
- die Praxis einiger Klöster, Flüchtlinge an der Tür schlichtweg abzuweisen, sei es, weil diese kein Geld! für die Unterbringung hatten, sei es, weil man keine gemischten Gruppen (sprich Familien, Eheleute) aufnehmen wollte, sei es, weil angeblich kein Platz da war. Alles kommt bei Riccardi zur Sprache. Er bemerkt sogar zwei Fälle, wo Aufgenommene hinausgeschickt wurden, nachdem ihnen das Geld ausgegangen war;
- die Weisung Pius' XII. an die Klöster, dass Flüchtlinge keine geistlichen Gewänder zur Tarnung tragen dürfen und dass man keine »falschen Papiere« ausstellen soll. Sein Grundsatz: Auch in dieser Situation der Lebensgefahr bei der »Wahrheit« bleiben;
- die harte, geradezu unmenschliche Entscheidung im Staatssekretariat, 150 in Rom gestrandete jüdische Flüchtlinge (aus Frankreich und Polen) keinen Schutz zu gewähren. Dem Beauftragten der Schweizer Gesandtschaft und einem Vertreter der Jüdischen Gemeinschaft, der eigens im Vatikan vorsprach und Hilfe erflachte für die Unglücklichen, wurde gesagt, man solle die Leute einfach aus Rom fortschaffen. Das war zu einer Zeit, wo die Klöster noch leer waren.

Riccardi zeigt Verständnis dafür, dass man in manchen Klöstern und auch im Staatssekretariat aus Angst vor Gestapo-Razzien zögerlich war bei der Asylunterbringung und mit der Zeit immer zögerlicher wurde – besonders nach den beiden o. g. Klosterdurchsuchungen. Riccardi verweist dazu auf ein Dokument, das eine besorgniserregende Entscheidung Berlins nach der Dezemberdurchsuchung belege. Den diplomatischen Vertretern sei mittgeteilt worden, dass bei zuverlässiger Informationslage auch zukünftig Klöster durchsucht würden. In solchen Fällen heilige der Zweck die Mittel (S. 216). Leider zitierte Riccardi das Dokument (ein Abhörprotokoll aus dem Blechley-Park) nur unvollständig und auch nicht korrekt. Ich danke an dieser Stelle der Übersetzerin Frau Richter für die freundliche Überlassung einer Kopie des Protokolls. Es war keine »Entscheidung« Berlins an die diplomatischen Vertreter, sondern eine unverbindliche Pressemitteilung aus dem AA über einen Bericht der Deutschen Botschaft zum Lombardo-Vorfall; solche informierenden Rund-Mitteilungen aus diplomatischen Vertretungen an diplomatische Vertretungen waren alltägliche Routine der Presseabteilung. Riccardi bekennt selbst im weiteren Verlauf, dass die Ankündigung keine Folgen hatte. Zu keinem Zeitpunkt sei es

zu einer offiziellen Gestapodurchsuchung eines kirchlichen Hauses gekommen, obwohl man auf deutscher Seite ziemlich genau über die vollen Häuser informiert gewesen sei.

Vielleicht hängt das stärkere Zögern in den Klöstern ab der Jahreswende 1943/44 auch damit zusammen, dass im Januar die Kongregation für die Orden angeblich ein Dekret erlassen habe, das den Klöstern verbot, Schutzsuchende aufzunehmen. Riccardi geht darauf kurz zweimal ein. Der Prokurator der Kamaldulenser habe in der Zeitung von einem solchen Dekret gelesen und sei beunruhigt direkt zur Kongregation geeilt, um die Nachricht zu verifizieren (S. 237f.). Dort wurde ihm die Existenz eines solchen Dekrets verneint. Dem Rezensenten sind einige Dokumente aus dem Pol. Archiv des AA zu dieser seltsamen Zeitungsnachricht bekannt. Tatsächlich zog das angebliche Verbots-Dekret Kreise über die Deutsche Botschaft zum AA bis zu Gestapo-Chef General Müller im RSHA. Der mehrfache Schriftwechsel deutet daraufhin, dass man von einem echten Dekret ausging. Der ganze Vorgang ist kurios. Warum schickte die Deutsche Botschaft Rahn eine sorgfältig übersetzte landesweite Zeitungsnachricht aus »Il Giornò« und der Agentur »La corrispondenza«, die fälschlicherweise als halbamtliches Nachrichtenportal des Vatikans bezeichnet wurde, ohne Zweifel anzumelden ins AA nach Berlin? Dort zweifelte man auch nicht und gab die Nachricht als »Faktum« an die SS-Sicherheitszentrale weiter. Hier gab es ebenfalls keine zweifelnden Rückfragen. Von der Botschaft Weizsäcker, die sofort hätte eingeschaltet werden müssen, keine Reaktion. Und im Vatikan herrschte Stillschweigen zu der weit verbreiteten Meldung. Es wurde kein irgendwie geartetes Dementi herausgegeben. War das Ganze ein abgekartetes Spiel? Wurde durch die Botschaften Weizsäcker und Rahn sowie dem Staatssekretariat eine Zeitungsmeldung über ein Verbots-Dekret lanciert, um Ruhe in das Problem Klosterasyl zu bringen? Falls ja, ging das auf Kosten der Verantwortlichen vor Ort und der namenlosen Flüchtlinge, die noch Obdach suchten. Der Vorgang erklärt jedenfalls, warum der o. g. Superior Martinelli SJ im März extra im Vatikan nachfragte, ob er Schutz gewähren solle. Riccardi kann sich kaum erklären, warum der Pater nicht bei seinen Vorgesetzten im Generalat nachgefragt habe, was gleich nebenan lag und was der »normale« Weg für den Jesuiten gewesen wäre. Die Verunsicherung Martinellis durch das Falsch-Dekret würde erklären, warum er sich direkt an Substitut Montini wandte. Eine ähnliche Anfrage, diesmal direkt an Pius XII., kam von der Superiorin der Schwestern dell'Assunzione (die Superiorin war mit Pacelli lange bekannt). Sie fragte um »Rat und Hilfe«, weil die Schwesterngemeinschaft aus christlicher Nächstenliebe Obdach und Zuflucht nicht verweigern wolle. Wann der Brief geschrieben wurde, hat Chenaux (Pio XII, S. 274), den Riccardi zitiert (S. 325), nicht angegeben. Wie dem auch sei, ohne nähere Zeugnisse zu dem sehr merkwürdigen Vorgang des falschen Dekrets aus der Religiosenkongregation bleibt alles Mutmaßung.

Resümierend schreibt Riccardi: »Der Vatikan und insbesondere das Staatssekretariat hatten die Zügel des komplexen Phänomens fest in der Hand« (S. 328). Dem ist deutlich zu widersprechen. Allein schon der ambivalente Befund von Riccardi selbst reicht aus für eine andere Einschätzung. Hart gesprochen war es eher ein Durchwursteln mit sehnsüchtigem Blick auf die Befreiung. Pius XII. hielt sich auffallend zurück, obwohl er ohne Zweifel die Aufnahme von Juden und anderen in Lebensgefahr (Ausnahme: Soldaten) wünschte, gut hieß und in Einzelfällen förderte. Aber er hatte keinen Masterplan für die kirchlichen Häuser in Rom. Er steuerte das kirchliche Asyl nicht vom Apostolischen Palast aus. Er wünschte, dass die Basis aus christlicher Verantwortung heraus ihre Tore öffnete. Autoritativ erließ er zu keiner Zeit eine mündliche Weisung an alle Häuser. Es blieb bei Einzelfallhilfe. Leider vermisst man bei Riccardi kritische Beurteilungen seiner vielen recht interessanten Einzelbefunde sowie abwägende Reflexionen über das Verhalten Pius' XII. Zuweilen schreien einzelne Vorkommnisse geradezu nach einer Beurtei-

lung. Doch mehr als die herkömmliche und vatikanoffizielle Antwort, dass Pius alles getan habe, was er tun konnte und dass er aus Rücksicht auf schlimmere Folgen schwieg, findet der Leser nicht.

Dennoch hat Riccardi ein überaus wichtiges Werk für die Forschung zu Pius XII. und zur Frage nach dem Judenschutz in Rom vorgelegt. Seit der Erstveröffentlichung 2008 kann seriös nicht mehr behauptet werden, dass Juden in Rom ohne Wissen und Initiative Pius' XII. in Klöster aufgenommen wurden. Dazu hat Riccardi zu viele direkte und indirekte Belege vorgelegt: Zeugenaussagen, Hauschroniken, Zeitzeugnisse, Dokumente. Neue Zahlen über die geschützten Juden in Rom legt Riccardi nicht vor – das war auch nicht seine Absicht. Er verweist auf die alte Liste von Pater Leiber SJ, R. DeFelice und die aktualisierte von Schwester Grazia Loparco. Danach seien etwa 4.000 Juden in kirchlichen Häusern aufgenommen worden – nicht dazugezählt jene, die vom Diözesanklerus versteckt wurden.

Es wurde Zeit, dass »*L'inverno più lungo*« übersetzt und angemessen veröffentlicht wurde. An dieser Stelle große Anerkennung für die Leistung der Übersetzerin aus dem Italienischen, Frau Elisabeth-Marie Richter. Sie hat Riccardi nicht nur sehr gut lesbar und werkgetreu übersetzt, sie hat sich auch mit dem deutschen Verlagslektor dem deutlich mangelhaften Beleg vieler Dokumente angenommen und nachrecherchiert. So kommt es, dass der Anmerkungsapparat der deutschen Ausgabe erfreulich genauer ist als bei der Originalausgabe.

Klaus Kühlwein

BIRGIT LAHANN: Hochhuth. Der Störenfried. Bonn: Dietz 2016. 384 S. m. zahlr. Abb. ISBN 978-3-8012-0470-9. Geb. € 29,90.

Die bekannte Biografin Birgit Lahann beteuert bereits auf ihren ersten Seiten, dass sie keine Biografie über den 1931 geborenen Schriftsteller Rolf Hochhuth schreiben wolle. Dem streitlustigen Literaten, dem »Störenfried«, widmet sie stattdessen ein »Gesprächsbuch mit allem Witz und allem Wahnsinn« und ein »Lebensbild«, das aus einer Reihe von zahllosen auf Tonband protokollierten Interviews, schriftlichem Austausch und Telefonanrufen hervorgeht, an denen mehrere Personen aus Hochhuths unmittelbarem Familien- und Freundeskreis beteiligt waren.

Was war der Anlass für dieses biografieartige Buch? Eine Biografie des streitbaren Künstlers war zweifellos längst überfällig. Der gebürtige Eschweger hatte nicht nur den Ruf des verstorbenen Papstes Pius XII. von heute auf morgen durch sein Erstlingswerk »Der Stellvertreter« aufs Spiel gesetzt, sondern auch den baden-württembergischen CDU-Politiker Hans Filbinger zu Fall gebracht. Sein Theaterstück »Soldaten«, das Winston Churchill den Mord am Ministerpräsidenten der polnischen Exilregierung unterstellte, sorgte dafür, dass gegen den Schriftsteller eine Geldstrafe von 150 000 Pfund wegen Verleumdung verhängt wurde. In den 1960er- und 1970er-Jahren galt Hochhuth zurecht als ein *Enfant terrible* der deutschen Bühne, der einen Skandal nach dem anderen auslöste.

Aber der eigentliche Anlass dieses Buches scheint ein anderer zu sein. 55 Jahre, nachdem »Der Stellvertreter« auf Platz Eins der Spiegel-Bestsellerliste avancierte und sein Autor auf dem Titelblatt des »Spiegel« erschienen war, scheint der Schriftsteller unter seiner heutigen Bedeutungslosigkeit zu leiden. »Die Leute wissen schon nicht mehr, wer man ist, sagte er einmal verbittert zu mir«, resümiert Lahann. In der Tat ging die Initiative, seine Biographie zu schreiben, von dem Schriftsteller aus, und man kann sich des Eindrucks kaum erwehren, dass der einst skandalumwobene Künstler noch einmal im Mittelpunkt

des literarischen Rampenlichts stehen möchte. »Hochhuth am Telefon.... Möchten Sie nicht meine Biographin werden?«, fragte Hochhuth die Autorin, die in den ersten Zeilen dieses Gespräch wiedergibt.

Lahann hat sich während der Glanzzeit des »Stern« als Journalistin hervorgetan, und ihre Darstellung, die nach den wichtigsten Abschnitten und Lebensstationen Hochhuths strukturiert ist, nimmt die Form eines Zwiegespräches an. So lässt sie Hochhuth nicht nur über seine zwei Lieblingsthemen, Geschichte und Frauen, sondern auch über Gott und die Welt reden. Lahann erlaubt ihm, einschlägige Verse seiner Gedichte in die Dialoge einzubringen, die wie Anmerkungen zu historischen und persönlichen Ereignissen erscheinen. Sie konfrontiert ihn sogar mit den Aussagen und höhnischen Worten seiner Kritiker und Familienmitglieder.

So entsteht ein gelungenes Porträt des streitbaren Künstlers, der sich einen Namen als »fanatischer Kämpfer für die Gerechtigkeit« gemacht hat. Durch die Art und Weise, wie sie mit Hochhuth umgeht, verschafft Lahann dem Leser wertvolle Einblicke in die Gedankenwelt des kämpferischen Künstlers und in seine Vorstellungen von seinen Gegnern, von seinen literarischen Erfolgen und sogar vom Tod. Lahann führt ein Gespräch auf Augenhöhe, und weder sie noch der Dichter scheuen sich davor, auf die unschmeichelhaften Details seines Lebens einzugehen. In einem Kapitel, das nach einem Ausspruch Hochhuths »In der Bibel steht nicht, dass man nur einmal im Leben lieben darf« betitelt ist, wurde Hochhuth nach seinen vier Ehen und den Gründen für das Scheitern der ersten beiden gefragt. Gescheitert seien die Ehen nicht, hat Hochhuth behauptet. Im Gegenteil: Die ersten zwei Ehen hätten mehr als 20 Jahre gehalten. Allerdings sei die erste Ehe auseinandergegangen, weil er seiner ersten Frau nicht treu gewesen und eine Beziehung mit ihrer besten Freundin eingegangen sei. Der Leser lernt auch, dass sich drei Kinder mit ihrem cholerischen Vater nicht besonders verbunden fühlen sollen oder gefühlt hätten (der jüngste ist im Jahr 2012 gestorben), der sich mehr um seine »geistigen Kinder« als seine biologischen kümmere.

Trotz aller kritischen Töne, die Lahann in ihren Gesprächen anschlägt, wird das Fehlen einer Überprüfung der komplexen Sachverhalte offensichtlich. Lahann verlässt sich zum großen Teil auf Hochhuths Gedächtnis, welches sie sogar als vorbildlich anpreist: »Und ich habe in langen Gesprächen sein glänzendes Gedächtnis bewundert, von dem er kühn behauptet, die Demenz fräße sich längst schon in sein Hirn hinein.« Auch wenn das sein mag und Hochhuth im Alter von 83 Jahren immer noch ein hervorragendes Gedächtnis für seine Lebensstationen hatte, scheinen nicht alle seine Behauptungen die neuesten Erkenntnisse über die Entstehungsgeschichte seiner bekanntesten Theaterstücke zu bestätigen.

Beispielsweise stellt Lahann fest, dass »Der Stellvertreter« bereits 1959 fertig geschrieben und 1960 gedruckt war. Das Manuskript lag im Umbruch bei Rowohlt, »wo sich zwei Jahre lang niemand dafür interessierte« (S. 56). In der Tat schloss Hochhuth erst im Februar 1961 sein Manuskript ab. Sein dreimonatiger »Urlaub« in Rom im Herbst 1959 hätte nicht dazu gereicht, um ein Werk von mehreren hundert Seiten samt des 60-seitigen dokumentarischen Anhangs »Historische Streiflichter« zum Abschluss zu bringen.

Wie es mehrere Briefe aus Hochhuths »Nachlass« im Schweizerischen Literaturarchiv dokumentieren, bot Hochhuth erst am 23. März 1961 dem Rütten & Loening Verlag, der 1960 von Bertelsmann aufgekauft wurde, sein Manuskript an. Ein Vertrag wurde im August 1961 vereinbart, und der junge Autor erhielt einen Vorschuss. Der Vertrag wurde jedoch im Dezember 1961 vom Leiter des Bertelsmann-Verlags, Reinhard Mohn, gebrochen, nachdem Mohn festgestellt hatte, dass 47 % der Abonnenten im Bertelsmann-Lesering aus Katholiken bestanden, deren Teilnahme am Lesering durch die Veröffentli-



chung von Hochhuths papstkritischem Werk nicht gefährdet werden sollte. Erst im Februar 1962 wurde sein Erstlingswerk vom Rowohlt Verlag angenommen, und noch am 22. März 1962 versuchten Hochhuth und Vertreter von Rowohlt, den Vertrag mit Rütten und Loening aufzulösen und einen neuen Vertrag zu schließen.

Während seines Aufenthalts in Rom führte Hochhuth Interviews mit Alois Hudal und Prälat Bruno Wüstenberg, um Auskunft über Pius' XII. Verhalten im Zweiten Weltkrieg zu gewinnen. Nach Lahanns Darstellung habe sich Hochhuth Wüstenberg vorgestellt, indem er ihm von seinem Vorhaben erzählt habe, ein Werk über Pater Maximilian Kolbe zu schreiben. Kolbe war ein polnischer Priester, der in Auschwitz ermordet wurde, nachdem er für einen polnischen Familienvater einen Platz im Hungerbunker eingenommen hatte. Die tatsächlichen Geschehnisse waren jedoch andere. Hochhuth schrieb am 23. Oktober 1959 an Wüstenberg und informierte ihn, dass er über den verstorbenen Priester Bernhard Lichtenberg schreiben wolle.

Dies sind nur zwei Beispiele dafür, dass eine Rückkehr zu den Quellen dringend notwendig ist, bevor das letzte Wort über diesen höchst umstrittenen Künstler und Störenfried gesprochen werden kann. Durch ihr wohlwollendes Porträt hat Lahann einen wertvollen Beitrag dazu geleistet, ein Bild des Künstlers in großer Perspektive zu malen. Nun müssen die Details, die aus ihren Gesprächen hervorgegangen sind, einer kritischen Überprüfung unterzogen werden.

*Mark Edward Ruff*

JENS OBOOTH: Pax Christi Deutschland im Kalten Krieg 1945–1957. Gründung, Selbstverständnis und »Vergangenheitsbewältigung« (Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte, Reihe B: Forschungen, Bd. 131). Paderborn: Ferdinand Schöningh 2017. 502 S. m. farb. Bildteil. ISBN 978-3-506-78273-1. Geb. € 89,00.

Über die Geschichte des Katholizismus in Deutschland in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg sind wir mittlerweile recht gut informiert; das Thema hat etwa mit Benjamin ZIEMANN, *Katholische Kirche und Sozialwissenschaften 1945–1975* (2007) Anschluss an neuere geschichtswissenschaftliche Debatten gefunden. Speziell das Friedenthema ist im Überblick zu und im Einschluss von Pax Christi von Daniel GERSTER (*Friedensdialoge im Kalten Krieg. Eine Geschichte der Katholiken in der Bundesrepublik 1957–1983* [2012]) geglückt untersucht worden.

Die Dissertation von Oboth wurde an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Bochum angenommen. Der Verfasser kennt die genannten und andere neuere Veröffentlichungen und deren methodische Ausweitung, bleibt aber einer relativ konventionellen Darstellungsweise verhaftet. Pax Christi, von Frankreich ausgehend, bot sehr früh nach 1945 einen Anknüpfungspunkt für einen Dialog mit Deutschen. Im Vordergrund stand immer das religiös-spirituelle Erleben, und das hieß Gebete, Wallfahrten – Lourdes und Kevelaer wurden je unterschiedlich besonders wichtig. Gerade auf diesem Gebiet zeigt sich die Expertise des Verfassers, der Christkönigtum und Marienfrömmigkeit als Orientierungspunkte klar und differenziert entfaltet. Pax Christi stellte einen eher lockeren Verbund dar, in dem sich Aktivitäten von unten wie von oben ergänzten, bzw. es dauerte einige Zeit, bis sich die Amtskirche hier stärker in den Vordergrund stellen konnte. Angesichts dieses Befundes wurden einzelne Persönlichkeiten wichtig, Laien wie Geistliche. Ein gewisser Schwerpunkt entstand im Rheinland und hier in Aachen.

Die methodische Bemerkung Oboths, die Mikroebene würde gegenüber der Meso- und Makroebene in den Hintergrund treten, kann der Rezensent nicht nachvollziehen,

weil der Vf. gerade die kleinen und kleinsten Verästelungen der Kommunikation und Organisation mit allen Querelen zum Thema macht. Dazu hat er umfänglich und gewiss oft mühselig die Überlieferung auch aus privater Hand erschlossen und gesichtet, wofür ihm sicher Dank gebührt, hatte die Zentrale doch keine geordnete Aktenführung aufzuweisen.

Wie die letzten Bemerkungen schon andeuten, geht es Oboth vor allem um zwei Dinge: Ideen- und Organisationsgeschichte. Hat erstere durchaus größere Erzählungen anzubieten, so ist die Konkretisierung des zweiten oft nur mühsam zu lesen und über Pax Christi hinaus kaum von allgemeinerem Interesse. Größere Aufmerksamkeit kommt jedoch der Einbettung in das Ensemble weiterer katholischer Vereinigungen wie dem traditionellen Friedensbund deutscher Katholiken, der Deutschen Volkschaft und der Katholischen Männerbewegung zu. Einige »Linkskatholiken« wie Walter Dirks oder später Klara Maria Faßbinder spielten am Rande eine Rolle. Besonders interessant finde ich die Entfaltung dessen, dass sich die umfassende, eher spirituell orientierte Laienbewegung zur Schaffung von Frieden, also eine genuine Friedensbewegung, vom Begriff des Pazifismus distanzierte, hatte dieser doch innergesellschaftlich noch ganz andere, vor allem »linke« Implikationen.

Oboth bemüht sich, Pax Christi kritisch in die allgemeine mentale Entwicklung der Nachkriegszeit einzubetten. Das gelingt ihm am besten auf den letzten ca. 100 Seiten, wenn er sich die »Vergangenheitsbewältigung« vom Umgang mit Oradour und zur Errichtung des Bühler Friedenskreuzes annimmt. Hier dauerte es, bis die SS-Verbrechen bei der Vernichtung der französischen Ortschaft und ihrer Bewohner nicht als normale Kriegshandlung und ein einschlägiger SS-Führer Adam Esslinger wirklich als Verbrecher erkannt wurde. Bei allen Versöhnungsbemühungen mit Frankreich war Pax Christi hier doch einige Zeit ein Teil der deutschen Wiederaufbaugesellschaft, die lieber nach vorn sehen wollte, ohne die Rolle der eigenen Taten zu sehr in den Blick zu nehmen. Hier gelingen dem Vf. einige Kabinettstückchen der Entlarvung auch einiger, innerhalb Pax Christi verbreiteter Legenden. Insgesamt ist eine gründliche, sprachlich geglückte und detaillierte »Aufarbeitung« zu verzeichnen.

*Jost Dülffer*

GREGOR BUSS: Katholische Priester und Staatssicherheit. Historischer Hintergrund und ethische Reflexion. Münster: Aschendorff 2017. 356 S. ISBN 978-3-402-13206-7. Kart. € 44,00.

Die Absicht dieser umgearbeiteten Prager Dissertation ist es, ethische »Kriterien« für die Beurteilung des Handelns von katholischen Priestern zu entwickeln, die in der DDR »Inoffizielle Mitarbeiter« (IMs) des Staatssicherheitsdienstes (MfS) waren bzw. von ihm als solche registriert wurden. Darauf liegt der »Schwerpunkt« dieser Arbeit (S. 13), deren erster Teil in »historischer Perspektive« einen Überblick über Art und Umfang der »IM-Fälle«, um die es sich hier handelt, bietet (vgl. S. 21–168). Dabei geht es nicht um die Darstellung und Bewertung dieser Fälle im Einzelnen. Es soll vielmehr das Charakteristische der »inoffiziellen« Kontakte von Priestern mit dem MfS herausgearbeitet werden.

Soweit das die Akten des MfS einerseits und die kirchlichen Akten und Berichte andererseits gestatten, ist das auch gut gelungen. Die Zielstellung des MfS, Einfluss auf die katholische Kirche zu gewinnen, und die Methoden, mit denen dieses Ziel verfolgt wurde, werden zutreffend beschrieben. Es wird sorgfältig zwischen den offiziellen Ge-

sprachskontakten mit dem MfS im Auftrag der Bischöfe und den »Abschöpfungen«, die ohne Information des Bischofs erfolgten, sowie einem »fiktiven IM« unterschieden, der gar nicht wusste, dass er »abgeschöpft« wurde (vgl. S. 128f.). Dass alle diese Priester als »IMs« geführt wurden, obwohl sie – bis auf eine Ausnahme in den 50er- Jahren – keine »Verpflichtungserklärung« unterschrieben hatten, hat nach dem Ende der DDR viel Verwirrung gestiftet.

Das ethische Interesse von Buß aber gilt vor allem der größten Gruppe von Priestern unter denen, die als IM geführt wurden. Sie haben sich ohne Information ihrer Bischöfe auf konspirative Kontakte mit dem MfS eingelassen, obwohl sie verpflichtet waren, solche Kontakte zu unterlassen bzw. zu melden. Eine »Typologie der Priester-IM« nennt Gründe für solches Verhalten. Dazu zählen u. a.: Erpressung bei »moralischem« Fehlverhalten und Ausnutzen von »Lebenskrisen« durch das MfS, Angst, Anpassung an das sozialistische Regime, aber auch persönliche Interessen, Geltungsdrang und schließlich die Überzeugung, das Beste für den »real existierenden Sozialismus« und die Kirche zu tun.

Für Buß stellt sich angesichts dieses noch umfangreicher zu fassenden Spektrums von Gründen, als Priester heimlich mit dem Menschen verachtenden MfS zu kooperieren, die ethische Frage als Frage nach der Schuld, die sie damit auf sich geladen haben. Der zweite Teil seines Buches erörtert diese Gründe unter Inanspruchnahme der philosophischen und theologischen Tradition weit ausufernd und auch ein bisschen ermüdend (vgl. S. 171–313). Das Fazit dessen ist, dass hier erstens »mangelndes Wollen«, den eigenen Willen in Freiheit von den Grundsätzen der Vernunft bestimmen zu lassen, im Spiele war. Zweitens wird »mangelndes Können«, sich den Anmutungen der diktatorischen Staatsmacht zu entziehen, in Anschlag gebracht. Drittens schließlich reicht mangelnde Erkenntnis des wahren Charakters des sozialistischen Staatswesens im Verbund mit den beiden anderen Mängeln dafür, »Priestern, die sich auf die Stasi eingelassen haben, einen moralischen Vorwurf machen zu können« (S. 316).

Es spricht für den Vf., dass er sich ausdauernd dagegen wehrt, dieses ethische Prinzip als ein Pauschalurteil über die Priester zu verstehen, die mit dem MfS konspirative Beziehungen eingegangen sind. Jener dreifache Mangel soll eben nur ein »Kriterium« sein, an dem das Verhalten solcher Priester zu messen ist. Es zielt auch beileibe nicht auf ein Verdikt über die katholische Kirche in der DDR-Zeit, die sich mit ihrem Grundsatz der »politischen Abstinenz« (S. 59) im Unterschied zur evangelischen Kirche weitgehend aus den politischen Entwicklungen in der DDR herausgehalten hat. Die knapp 50 bekannten, problematischen »Stasi-Fälle« während 40 Jahren in der katholischen Kirche belegen nicht, dass diese Kirche vom MfS »unterwandert« war (S. 130). Aber jeder dieser »Fälle« war wie auch in der evangelischen Kirche sicherlich einer zuviel. Der sonst so um Realitätsnähe und Differenzierung bemühte Vf. aber greift trotz seines ethischen Theorieaufgebots ziemlich zu kurz, wenn er am Ende darauf hinweist, »dass bei katholischen Geistlichen dieselben menschlichen Schwächen anzutreffen sind wie im Rest der Bevölkerung« (S. 318). Das ist wohl wahr. Doch der Beruf des Priesters macht es doch eigentlich unabweichlich, danach zu fragen, wie das Konspirieren mit dem MfS eigentlich mit dem Glauben an Gott zu vereinbaren ist, den ein Priester vor der Gemeinde öffentlich vertritt. In diese theologisch-geistliche Dimension stößt dieses in vieler Hinsicht aufklärende und darum verdienstvolle Buch nicht vor. Aber ist es nicht die Dimension, in deren Licht wir die Verstrickungen von Zeugen des Evangeliums in die Dunkelheit einer Staatsmacht, die jede Moral missachten konnte, zu stellen haben?

*Wolf Krötke*

STEPHAN MOKRY: *Kardinal Julius Döpfner und das Zweite Vatikanum. Ein Beitrag zur Biografie und Konzilsgeschichte* (Münchener Kirchenhistorische Studien. Neue Folge, Bd. 3). Stuttgart: Kohlhammer 2016. 544 S. ISBN 978-3-17-026704-6. Kart. € 80,00.

Die im Wintersemester 2013/2014 an der Ludwig-Maximilians-Universität München eingereichte und 2016 veröffentlichte Dissertation Stephan Mokrys ist ein ebenso herausragend recherchiert wie fachlich relevanter Beitrag, mitten in die (kirchen)geschichtlichen Debatten um die 50. Wiederkehr des Abschlusses des II. Vatikanischen Konzils hinein. Und Mokry gelingt es durchaus auch, mit seinem Werk die Richtung dieser Diskussion mitzubestimmen, nämlich die Fokussierung auf ein Desiderat im Rahmen der kirchenhistorischen Forschungen, das Peter Hünemann 1994 schon erkannte und das Mokry als wissenschaftliches *Movens* für seine Arbeit definierte: »Möglich wäre zum Beispiel eine Untersuchung über den unmittelbaren Einfluss von Theologen auf die verabschiedeten Texte des Zweiten Vatikanums. Man müsste dann die Arbeiten der Berater sichten, ihre Einwirkungen auf die von ihnen beratenen Bischöfe, die Kommissionsarbeiten, Textvorlagen etc. untersuchen. [...] Hier eröffnet sich ein immenses Feld historischer Forschung« (S. 50).

Um es vorweg zu nehmen: Mokry gelingt es, diese Lücke in der Forschungslandschaft weiter und deutlich zu verkleinern. Er geht hier den Weg der Forschung konsequent weiter, den die wichtige und umfangreiche Quellenedition bzw. das umfassende Archivinventar zu Döpfners Wirken auf dem II. Vatikanischen Konzil, vom Archiv der Erzdiözese München unter der Ägide von Guido Treffler und Peter Pfister mit bereit haben: Guido TREFFLER / Peter PFISTER (Bearb.): *Erzbischöfliches Archiv München. Julius Kardinal Döpfner – Archivinventar der Dokumente zum Zweiten Vatikanischen Konzil* (Schriften des Archivs des Erzbistums München und Freising, Bd. 6), Regensburg 2004. Guido TREFFLER, *Julius Kardinal Döpfner – Konzilstagebücher, Briefe und Notizen zum Zweiten Vatikanischen Konzil* (Schriften des Archivs des Erzbistums München und Freising, Bd. 9), Regensburg 2006. Peter PFISTER (Hrsg.): *Julius Kardinal Döpfner (1913–1976) – Daten und Bilder zu seinem Wirken in Würzburg, Berlin und München* (Schriften des Archivs des Erzbistums München und Freising, Bd. 17), Regensburg 2013.

Bei der Rezension dieses Buches fällt zunächst Mokrys gewissenhafte und akribische Arbeit auf. Die zurate gezogenen Archivalien und die umfangreiche Bibliographie sind nur ein Zeugnis dessen, aber auch die umfangreiche – vielleicht etwas zu kleinteilige – Gliederung und vor allem das hervorragend organisierte Personenregister legen diesbezüglich beredtes Zeugnis ab.

Doch selbstverständlich sind es darüber hinaus vor allem die inhaltlichen Darlegungen und die Ergebnisse, die Mokry auf den 544 Seiten herausarbeitet, die dieses Werk zu einem wichtigen Baustein der Forschung zum II. Vatikanischen Konzil machen, im Besonderen zu dessen Vorbereitung und Verlauf, und zudem den Focus auf einen der wichtigsten kirchenpolitischen Protagonisten im deutschsprachigen Raum der bewegten Nachkriegsjahrzehnte werfen, nämlich einen Akteur, dessen Biographie – wie Mokry eindrucksvoll nachzeichnet – eng verwoben mit seinem kirchenpolitischen Wirken war. Ein Befund der vielleicht auf den ersten Blick selbstverständlich erscheinen mag, jedoch dessen wissenschaftlicher Gehalt, durch die ausführliche und gewissenhafte Analyse Mokrys für die Forschungslandschaft bedeutend ist. Mokry faltet ein Panorama der Person Döpfners mit seinen kirchlichen und sozialen Prägungen auf, das wesentlich zum Verständnis des Kirchenmanns und seiner Handlungen und Entscheidungen vor dem Konzil und während des Konzils beiträgt.

Es gelingt dem Verfasser weiterhin eindrucksvoll, die theologischen Prägungen Döpfners – die dieser in seiner frühen Bildungssozialisation und der akademisch/priesterlichen Bildung in Rom am Germanicum erhielt – offenzulegen. In diesem Zusammenhang erweist sich eine besonders hervorhebenswerte Leistung Mokrys: Es gelingt ihm in intensivem Studium der Quellen und auch von Döpfners Selbstzeugnissen, eben nicht nur der Person und deren Wirken näher zu kommen, sondern er zeigt analytisch auch das Ringen des Schülers, Priesteramtskandidaten, Pfarrers und Bischofs Döpfner mit seinen eigenen Gedanken, Argumenten und Haltungen und der sich daraus entwickelnden theologischen Argumentationsstrukturen und Begründungsfiguren, die sich dann nicht zuletzt bei Döpfners Konzilsinterventionen finden lassen. Diese Offenlegung inhaltlicher Färbung und der diesbezüglichen ideellen und faktischen Netzwerke Döpfners und die von Mokry erhellte Verschränkung der intrinsischen Motivation und des externen Kontextes lassen ein Gesamtbild des Kirchenpolitikers und Konzilstheologen Döpfner entstehen, das in seiner Ausführlichkeit und Tiefe bis jetzt noch nicht in der Forschungsliteratur zu finden war.

Auch die Untersuchung des Konzilsgeschehens und der Interventionen und Einflussnahmen Döpfners, in einem Netzwerk aus Beratern, Konzilsvätern und externen Protagonisten aus Presse, Politik und Kirche(n), stellt einen wichtigen Beitrag zu einer spezifizierten Konzilsforschung dar, öffnet den Weg für weitere Untersuchungen und sollte als Motivation für ähnliche Forschungen an Biographien und deren theologischer und (kirchen)politischer Relevanz angesehen werden.

In dem Bewusstsein all dieser Vorzüge der Arbeit Mokrys ist es leicht, über vereinzelte sehr wenige Kritikpunkte hinwegzusehen, von denen lediglich einer erwähnenswert erscheint: An sehr wenigen Stellen des umfangreichen Werks Mokrys sind die Grenzen zwischen einer tiefgreifenden und intensiven Analyse der Sachverhalte und einer nicht immer notwendigen Ausführlichkeit der Darstellung fließend – doch tut dies im Wesentlichen weder der Lesbarkeit, noch (und vor allem) der Güte der wissenschaftlichen Arbeit, der methodischen Herangehensweise und der präsentierten Synthese einen Abbruch.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass Stephan Mokrys Arbeit über Kardinal Julius Döpfner auf lange Sicht einen wesentlichen und tragenden Baustein für die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit den Beiträgen wichtiger Protagonisten zum II. Vatikanischen Konzil darstellen wird.

*Roland Cerny-Werner*

MARTIN FAHRNER, ANDREAS RIEG (HRSG.): *Priester werden – weltoffen, schwäbisch, katholisch. 200 Jahre Wilhelmsstift und Priesterseminar*. Ostfildern: Schwabenverlag 2017. 262 S. m. zahlr. farb. Abb. ISBN 978-3-7966-1747-8. Geb. € 25,00.

Den 200 Jahren im Titel hätte man, bezogen auf das Württemberger Land, mit wenig Einschränkung noch die fünf vorausgegangenen Ellwanger Jahre der dortigen Friedrichs-Universität samt Priesterseminar aufaddieren können. Aber es geht hier nun einmal um die 200 Jahre, während derer exklusiv Tübingen (Wilhelmsstift) und Rottenburg (Priesterseminar) die Arenen dessen waren, was man strukturell als das »Normal-Curriculum« des Rottenburger Diözesanklerus bezeichnen könnte. Und aus diesen 200 Jahren wiederum kommen (fast) nur Stimmen noch unter uns Lebender zu Wort, die drei Generationen übergreifen – Generationen nicht präzise den sozio-anthropologischen Alterskohorten nach, wohl aber den die Priestererziehung (zumindest von oben her) dirigierenden Men-

talitäten nach: die pianisch-vorkonziliar »erzogene«, die konziliar und nachkonziliar sich neu orientierende sowie die unter merklicher Schwundsucht und Verlust der hergebrachten »Normalität« leidende der unmittelbaren Gegenwart.

Der Band präsentiert seiner ganzen Anlage (und wohl auch Absicht) nach ein ziemliches Sammelsurium dazu – hier durchaus nicht pejorativ gemeint, wenn auch die Grenzen eines solchen Unternehmens aufzeigend. Zumeist in mäßig moderierten Interviews kommen alles in allem 37 Positionen zu Wort, doch so subjektiv und so wenig einem roten Faden verpflichtet wie sich das nur denken lässt: als größte Gruppe Seelsorgsgeistliche, Alt und Jung (18), ehemalige und momentane institutionelle Verantwortungsträger (5), kirchenleitende Amtsträger (4), Professoren der Theologischen Fakultät (3), temporäre Gäste im Wilhelmsstift (3), Schwestern der Hausdienste (2), der Haussprecher und ein Laie im pastoralen Dienst. »Erzählte Geschichte: Erinnerungen und Erfahrungen aus beiden Häusern« (S. 57ff.) – rezensieren lässt sich so etwas natürlich nicht. Zu verschieden die Rückblicke und Urteile, zu inhomogen die Mentalitäten der Akteure (bzw. Erzähler), zu divers die Maximen und ihre Gradualitäten, unter denen »man« litt oder wuchs... Erfreulich, dass Vieles davon offen ausgesprochen wird. Wer sich allgemein für die Funktion(en) von Peer-Gruppen interessiert oder speziell für die »Kybernetik« klerikaler Sozialisation, findet hier reichlich erfahrungsgesättigtes Material! In dieser Hinsicht bekommt sogar das (reichlich berichtete) Anekdotische ein »kritisches« Gewicht.

Beigegeben sind dem Band als Einleitung in die historische Situation kürzere Beiträge von Uwe Scharfenecker und (†) Werner Groß, ein (bloßes) Namensverzeichnis der Leitungskollegien beider Häuser, ein Tableau Feldpost aus dem I. Weltkrieg (die 94 gefallenen oder vermissten Kandidaten des II. Weltkriegs sind irgendwie übergangen), separate Bilderfolgen über Traditionsfeste bes. des Wilhelmsstifts im Wandel der Zeit (z.B. »Das Kätherfest« [S. 90], das man in schwäbischer Orthografie hier und anderswo aber lieber als »Kätterfest« gelesen hätte) u. a.

Abschließende Gedanken zum Priestersein heute (Michael Seewald), zur Funktion von Wilhelmsstift und Priesterseminar heute (Nico Otto Schmid, Thomas J. J. Buchschuster, Mathias Michaelis) und zur Priesterbildung in der Diözese heute (Direktor Martin Fahrner, Regens Andreas Rieg) runden den Band mit aktuellen Aspekten ab. Überraschend (oder befremdlich) »aktuell« auch die Folge von Primizbildern (S. 156–160), vergleicht man die ersten beiden von 1873/1891 mit dem letzten von 2014!

*Abraham Peter Kustermann*

ALOIS PRINZ: Martin Luther King. Berlin: Insel Verlag 2018. 103 S. m. Abb. ISBN 978-3-458-36330-9. Geb. € 8,95.

Zur 50. Wiederkehr des Todestages von Martin Luther King erschien eine Biographie, gewidmet der »Stimme des friedlichen Widerstands und des zivilen Ungehorsams«. Sie fasst die Geschichte eines Mannes zusammen, der wie kaum jemand sonst daran erinnerte, dass es zur Konfliktlösung zwischen Menschen noch einen anderen Weg gibt als den der Gewalt. Er wusste und hat es auch oftmals selbst erlebt: Menschen greifen bei Auseinandersetzungen zuerst und vor allem zum bitteren Wort und zur todbringenden Waffe. Zugleich aber wusste er, dass es einen besseren Weg gab; dass tief im Menschen eine Sehnsucht wohnt nach Liebe und Versöhnung, Nähe, Vertrauen und gemeinsamem Glück. Diese Seite wachzurufen und zum »Instrument« eines friedlichen und würdevollen Alltags zu machen, sah er als seine Aufgabe an. Dafür lebte er und dafür starb er am 4. April 1968 im Alter von 39 Jahren. Niedergeschossen von der Hand eines »bezahlten



Killers« verblieb seine Frage im Menschheitsgedächtnis: Ist es wirklich das Recht des Menschen, zurückzuschlagen, wenn er angegriffen wird? Gibt es nur diesen einen Weg der Konfliktbewältigung, nur diese eine »Lösung«?

Martin Luther King kannte ein anderes Vorgehen. Für ihn hatten Jesus aus Nazareth und Mahatma Gandhi begonnen, das Zusammenleben – sei es in kleinen Gemeinschaften wie Familie, Nachbarschaft, sei es in den großen Zusammenhängen von Staaten, Ländern und Erdteilen – nach anderen Leitlinien zu gestalten. Nicht konfliktfrei; das wird es wohl niemals geben. Aber sie schafften es, Konflikte zu beenden – friedlich – durch Ausgleich und Absprache; sie zu bewältigen durch ein Geflecht lebenserhaltender Vereinbarungen, stabilisiert in Gesetzgebung und Erziehung. King war überzeugt, dass der Mensch nicht nur ein gewaltbereites Wesen ist, sondern auch ein friedensfähiges. Der Einsatz für diese Möglichkeit menschlichen Handelns trug ihn durch zwölf Jahre. Mit seinem Tode war die Sache nicht beendet und gescheitert. Das hofften einige, eben jene, die den Auftrag gaben, ihn zu ermorden. Aber es kam anders: Martin Luther King war ein Anfang, ein Impuls. Und er war der lebendige Nachweis: Es gibt in der Welt und im menschlichen Herzen nicht nur die Unausweichlichkeit und das Ausgeliefertsein an die Gewalt.

Das neue Buch von Alois Prinz geht diesen Spuren nach und macht die Dimension eines ganz anderen Handelns sichtbar. Dabei zeigt sich, dass es klug war, der Sprache und der Argumentation Martin Luther Kings zu folgen. Der Friedensnobelpreisträger von 1963 besaß die besondere Fähigkeit, schwierige Sachverhalte in einfache, verständliche Worte und Bilder zu gießen. Seine Beispiele – zumeist aus dem Alten und Neuen Testament – beziehen das Vorwissen der Adressaten ein; knüpfen gedankliche Verbindungen zwischen Jahrtausenden und erfassen Grunderfahrungen des menschlichen Lebens in ihrer zeitlosen Gültigkeit. Alois Prinz zitiert jene Aussagen Kings, die im Gewande der Unüberbietbarkeit daherkommen. Er bemüht sich, die Argumentation des »Bürgerrechtlers« King auf der Stufe des Betroffenseins zu halten und nicht mit weiten Ketten zu belasten. Es gelingt ihm, die genaue biographische Situation des »Revolutionärs der Liebe« zu schildern und sie zugleich zu öffnen in jene Weite, in der mehr sichtbar wird als diese Stunde, dieser Tag. So verbinden sich Aktualität und Perspektive, Moment und Vision. Das ist für das Anliegen, in dem Martin Luther King ein eigenes Kapitel schrieb, unentbehrlich. Die Biographie kommt in der optischen Ausstattung (schwarz/weiß Aufnahmen) nicht mit Hochglanz und Glamour daher. Sie beachtet, dass das, worum es geht, Aufgabe bleibt – unerledigt.

*Gerd Presler*

SUSANNE KREUTZER, KAREN NOLTE (HRSG.): *Deaconesses in Nursing Care. International Transfer of a Female Model of Life and Work in the 19th and 20th Century* (Medizin, Gesellschaft und Geschichte, Beiheft 62). Stuttgart: Franz Steiner 2016. 230 S. ISBN 978-3-515-11355-7. Kart. € 46,00.

Der in den Beiheften zur Reihe »Medizin, Gesellschaft und Geschichte« erschienene Sammelband von Susanne Kreutzer und Karen Nolte »Deaconesses in Nursing Care. International Transfer of a Female Model of Life and Work in the 19th and 20th Century« hat sich die anspruchsvolle Aufgabe gestellt, die Geschichte der Diakonissen in der Krankenpflege als transnationale Geschichte zu schreiben. Damit deckt der Band im Wesentlichen drei konzeptionelle Ebenen ab: Neben der angestrebten Transfer- bzw. Globalisierungsgeschichte sind dies die Geschichte der Pflege sowie die Frauengeschichte. Die grundlegende Frage lautet: »Yet, what happens when nursing care organisations and the concept of nur-

sing that they embodied began their international journey? This anthology examines this question, focusing on the example of Protestant deaconesses who worked as nurses« (S. 7).

Dass diese Konzeption eine Herausforderung ist, versteht sich von selbst. Der Band beginnt mit einer Vorstellung der Fragestellung sowie der einzelnen Beiträge. Nach einer kurzen Einführung in das Modell der Diakonissen von Kaiserswerth, ihrer Ideen von religiös geprägter Pflege und weiblicher Berufstätigkeit stellen Kreutzer und Nolte in ihrer Einführung eine wesentliche Forschungslücke fest: »So far, there has been no systematic study of the extent to which this model [of the motherhouses; CR] was transferred to other countries and adapted to the new surroundings. There has been some research on the history of deaconesses in nursing care and the organisation of the motherhouses in several individual countries. [...] However, a systematic comparative perspective on the transnational development of the communities is lacking« (S. 10).

Die Herausforderung zu meistern gelingt in beeindruckender Weise. So ist die Konzeption schon im Inhaltsverzeichnis ablesbar. Der erste Teil des Bandes beschäftigt sich mit den Diakonissen in Deutschland und vertieft das in der Einleitung angerissene Modell. Zunächst wendet sich Karen Nolte dem Selbstverständnis und der Pflegepraxis der Diakonissengemeinschaft Kaiserswerth zu. Dabei kann sie zeigen, dass die professionelle Pflege mit religiösem Impetus zu Spannungen mit Ärzten und Pastoren führte. Denn das Verständnis von Pflege, dass Körper und Seele gleichermaßen der Betreuung bedürften, brachte die Diakonissen zum einen in Konflikt mit den Ärzten, die Sterben und Tod aus ihrem professionellen Handeln ausklammerten. Zum anderen gerieten sie in Konflikt mit Pastoren, die Seelsorge und Sterbebegleitung als ihr ureigenes Handlungsfeld betrachteten. Danach folgt der Beitrag von Annett Büttner, die sich damit beschäftigt, wie der Einsatz der Diakonissen im Lazarett zur Humanisierung der Behandlung von Verwundeten führte, da die Diakonissen durch ihre internationalen Kontakte auch die Verwundeten der Gegenseite als Patienten und nicht als Feinde sahen. Damit wurden sie Vorbild für das Rote Kreuz. Im letzten Beitrag des ersten Teils beschäftigt sich schließlich Matthias Honold mit dem Ausbildungskonzept in Neuendettelsau, das von Kaiserswerth abwich. Als erstes im ländlichen Raum gegründetes Mutterhaus wurden hier auch Frauen ausgebildet, die nicht Diakonissen werden wollten.

Der zweite und dritte Teil nehmen zwei gelungene Modelle des Transfers, wenn auch deutlich vom Ursprungsland Deutschland unterschiedene, in den Blick: Palästina und Skandinavien. Im zweiten Teil beschäftigt sich Uwe Kaminsky mit der sog. Orientarbeit der Diakonissen, die in Jerusalem die christlichen Gemeinden stärken sollten. Trotz der Schwierigkeiten vor Ort waren der Werbeeffect und die Spendenbereitschaft im orientverliebten Deutschen Reich besonders hoch. Im zweiten Beitrag zu Palästina setzt sich dann Ruth Wexler mit den Diakonissen im Leprosenhaus in Jerusalem auseinander. In Skandinavien gelang der Transfer dagegen in anderer Weise. Susanne Malchau Dietz kann zeigen, dass der Erfolg in Dänemark auch relevant war für die dänischen Auswanderergemeinschaften in den USA und Pirjo Markkola beschreibt die tragende Rolle, die die Diakonissen für die Sorge für die Armen sowie die Krankenpflege in Finnland spielten.

Der letzte Teil stellt schließlich die Grenzen des Transfers aufgrund sozialer und kultureller Kontexte in den Mittelpunkt und zieht dazu England und die USA als Beispiele heran. Während der flächendeckende Transfer nach England, so Carmen M. Magnion in ihrem Beitrag, aufgrund des säkularen Krankenhausmodells nicht gelang und die Diakonissen ausschließlich als Gemeindegewerkschaften oder in der privaten Pflege aktiv waren, scheiterte der Transfer in die USA, so Doris Riemann, vor allem an der sozialen Struktur, in der die Herkunft und nicht die Konfession ausschlaggebend für Zugehörigkeit war, so dass das Mutterhaus in Baltimore unter Nachwuchsproblemen litt.

Trotz der so unterschiedlichen Autor/-innen und Themen gelingt es, einen roten Faden durch die Beiträge zu spinnen. Dies ist in besonderer Weise das Verdienst von Kreuzer und Nolte, die die Beiträge nicht nur – wie üblich – in der Einleitung, sondern auch durch den letzten Beitrag des Bandes verbinden. Dort bindet Kreuzer nochmals exemplarisch die einzelnen Beiträge zusammen, indem sie die Henriettenstiftung (Hannover), die Ersta (Stockholm) sowie das Philadelphia Deaconess Motherhaus (Pennsylvania) vergleicht. Dabei stellt sich nicht nur der Transfer des Lebens- und Arbeitsmodells der Diakonissen, sondern auch seine Transformation heraus. So lässt sich ihr Beitrag als Resümee und Zusammenführung aller gesponnenen Fäden lesen.

Dass der Band in englischer Sprache verfasst ist, hilft sicher der Rezeption und ist im Kontext einer Globalisierungsgeschichte auch legitim. Allerdings wäre es – und dies ist die einzige wirklich Kritik – wünschenswert gewesen, dass die zum Teil umfangreichen Zitate zumindest in der Fußnote im originalen Wortlaut erhalten geblieben wären.

Alles in allem haben Kreuzer und Nolte einen lesenswerten Band vorgelegt, der seinen Spannungsbogen durch die verschiedenen Autoren hindurch halten kann und sowohl in der Globalisierungsgeschichte als auch in der Frauengeschichte wie in der Geschichte der Pflege einen wertvollen Beitrag leistet.

Christina Riese

KONRAD HILPERT, SIGRID MÜLLER (HRSG.): *Humanae vitae* – die anstößige Enzyklika. Eine kritische Würdigung. Freiburg – Basel – Wien: Herder 2018. 390 S. ISBN 978-3-451-38256-7. Geb. € 38,00.

Am 25. Juli 1968 veröffentlicht Papst Paul VI. die Enzyklika *Humanae vitae*. Im Fokus: Die Pille. *Humanae vitae* ist allerdings mehr als nur ›die‹ Antwort der Kirche auf sexuelle Befreiung und Antikonzeptiva. Sie entstammt selbst einem, in kirchlichen Dimensionen, spektakulären Diskussionsprozess. Die schon von Johannes XXIII. eingesetzte Kommission (u. a. mit dem Tübinger Moraltheologen Alfons Auer) empfiehlt mehrheitlich die bedingte Freigabe sogenannter künstlicher Methoden der Empfängnisregelung. Paul VI. aber sieht in dieser Empfehlung das implizite Eingeständnis, die Vorgänger im Papstamt hätten sich in ihrer Lehre über Ehe, Sexualität und Empfängnisverhütung geirrt. In *Humane vitae* hält deshalb der Papst mit der Tradition – aber zugleich auch abweichend von ihr – fest, dass jeder eheliche Akt auf Nachkommen hingeeordnet sein muss (HV 11) und so jeder Sexualakt, der absichtlich unfruchtbar bleibt, in sich unsittlich sei (HV 14). Allerdings wird zugleich die natürliche Empfängnisverhütung als rechtmäßig vorgestellt (HV 16). Dass die Enzyklika darüber hinaus eindringlich von der personalen Liebe spricht und jede Form von Gewalt gegen sowie Missachtung von Frauen verurteilt, ist allerdings weitenteils in Vergessenheit geraten.

50 Jahre nach ihrem Erscheinen ist die Diskussion über *Humanae vitae* lebendig und zugleich kritisch wie nie zuvor. Das bezeugt unter anderem der von Konrad Hilpert und Sigrid Müller herausgegebene Sammelband, der einen sehr guten Überblick über die Argumentationslage im deutschsprachigen Raum gibt.

Im ersten Teil (S. 23–101) werden »zentrale Felder innerkirchlicher Konflikte nach dem Erscheinen der Enzyklika« thematisiert. Dazu gehören die moraltheologische Reflexion auf die Natur wie Biologie der Sexualität, die sozialetische Diskussion der Bevölkerungsentwicklung sowie die dogmatische Frage nach der Autorität des Lehramtes. Der instruktive Artikel von Karl-Wilhelm Merks zum »Natur-Argument in *Humane vitae*« (S. 25–37) dekonstruiert klug die Naturrechtsmoral der Enzyklika. Merks zeigt, dass ein

spezifisches Konzept des sittlichen Naturgesetzes und eine bestimmte Auffassung der Kompetenz des Lehramtes für die Auslegung dieser Moral Hand in Hand gehen – und arbeitet dieses Miteinander überzeugend als Kernproblem der Enzyklika heraus. In einem zweiten Beitrag (S. 357–372) kann Merks dann systematisch die Rolle der Natur für die Moral so bestimmen, dass sie zwar ethische Relevanz, aber eben keine ethische Dignität besitzt.

Der zweite Teil (S. 103–237) widmet sich mehr additiv »Aspekten und Kontexten der Rezeption«, wie medizin- und bioethischen Fragen sowie (inner)kirchlichen Diskussionsprozessen. Herausragend ist der Aufsatz von Stephan Ernst, der die »Rezeption, Weiterentwicklung und Kritik an der Enzyklika« systematisch bündelt (S. 105–126). Ernst zeichnet zunächst die zentralen Einwände gegen die These der Verknüpfung von liebender Vereinigung und Fortpflanzung (HV 12) nach. Zudem arbeitet er heraus, wie trotz dieser breiten Kritik Johannes Paul II. (v. a. in *Familiaris consortio*) *Humane vitae* bekräftigt. Die Systematisierung der pro- und contra-Argumente macht überzeugend deutlich, warum man von einer »Verfahrenheit der Situation« (S. 126) sprechen kann.

Der dritte Teil (S. 239–387) des Bandes schließlich versammelt Stimmen, die »heutige Fragen und veränderte Problemstellungen« thematisieren. Breitgefächert werden dabei angewandt-ethische Fragen wie der verantwortliche Umgang mit Zeugung, Familienplanung, reproduktionsmedizinischen Möglichkeiten, Kinderwunsch und Bevölkerungsentwicklung thematisiert. Daneben finden sich Beiträge zur systematisch-theologischen Reflexion auf die Enzyklika.

Der Sammelband bietet eine breit angelegte, sich ergänzende wie inhaltlich und argumentativ teilweise auch überschneidende Auseinandersetzung mit der epochalen Enzyklika *Humanae vitae* an, die eine Vielfalt an Argumenten zu diesem umstrittenen Text bietet. Dabei zeichnet sich der Band durch eine zwar würdigende, aber hinsichtlich der Argumentativität äußerst kritische Bewertung der Enzyklika – vor allem aus moraltheologischer Perspektive – aus.

*Thomas Laubach*

MICHAEL MEYER: Missionarische Spiritualität im lateinamerikanischen Kontext. Von den Missionshandbüchern des 16. Jahrhunderts bis Evangelii Gaudium (Studien zur christlichen Religions- und Kulturgeschichte, Bd. 22). Stuttgart: Kohlhammer 2016. 331 S. ISBN 978-3-17-032839-6. Geb. € 54,00.

Diese exzellente Arbeit spannt einen komplex strukturierten Bogen von der missionarischen Spiritualität in Missionstraktaten des 16. Jahrhunderts über die wichtigen großen Wegkreuzungen in der Spiritualität der franziskanischen Familie, des Jesuitenmissionars José de Acosta und des Dominikaners Bartholome de Las Casas. Dies auf einer so präzisen Ebene zu bearbeiten wäre allein schon eine erstaunliche Leistung.

Umso erfreulicher, dass der weitere, für die aktuelle Diskussion unverzichtbare Themenschwerpunkt sich auf die missionarische Spiritualität heute bezieht. Im II. Kapitel »Der Beitrag von Gustavo Gutiérrez zur Erarbeitung einer missionarischen Spiritualität« erbringt M. M. eine präzise, methodologisch hochreflektierte Darstellung dieses beeindruckenden Theologen – er hat unter anderem auch die Ehrendoktorwürde der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Tübingen.

M. M. reflektiert zunächst methodologische Überlegungen zum Verhältnis Bartholome de las Casas und Gustavo Gutiérrez und skizziert dann die Facetten im Missionsverständnis bei Gutiérrez. Wer Gutiérrez über die Jahre gelesen und auch persönlich erlebt

hat, findet auf hohem Reflexionsniveau die wichtigen Themenfokussierungen wie etwa »Gott oder das Gold«, »Von Gott sprechen in einer Wirklichkeit der Armut und der Ungerechtigkeit« (S. 149, 153). Wer die Grundzüge der Spiritualität nach Gutiérrez knapp zusammengefasst haben möchte, liest (S. 155–168) die Grundzüge seiner Spiritualität und ist nicht nur bestens informiert, sondern vor allem auch theologisch angeregt, weiter zu denken. Die missionarische Mystik, die Gutiérrez verarbeitet, bezieht sich unter anderem auch auf Johannes vom Kreuz (Solo Dios, S. 169–181).

Sehr erfreut kann man über die Strukturierung des Ergebnisses der Untersuchung sein: »Facetten missionarischer Spiritualität nach Gustavo Gutiérrez« (S. 183–203). Der weite Bogen, den der Verfasser darauf aufbauend im dritten Kapitel eröffnet, bezieht sich auf die missionarische Spiritualität in den Dokumenten von Aparecida und *Evangelii Gaudium*. Zunächst wird das Schlussdokument von Aparecida strukturiert dargestellt (203–219, wobei der Hinweis »Aparecida und der Beitrag von Kardinal Bergoglio« zu *Evangelii Gaudium* hinführt (S. 217ff.). Die missionarische Spiritualität im Dokument von Aparecida wird auf hoher Diskursebene konkretisiert (S. 220–241). Mit großem Interesse liest man die sehr kenntnisreiche und tiefgründige Zusammenfassung dieser missionarischen Spiritualität. Das Apostolische Schreiben *Evangelii Gaudium* wird zunächst in seiner methodologischen Struktur und seiner Kontinuität zum Missionsverständnis von Aparecida präsentiert. Die missionarische Spiritualität dieses Dokuments ist ein im Theorie-Praxiszirkel hervorragendes »Programm«: Die ignatianische Grundausrichtung, christozentrische Akzentuierung, Freude am Unterscheiden, das Nein zu einer »spirituellen« Wirklichkeit, an die Peripherien gesandt, das Beispiel Lampedusa, sind in vielfacher Hinsicht wichtige thematische Fokussierungen (S. 257–274).

Die Impulse aus *Evangelii Gaudium* für eine missionarische Spiritualität sind insgesamt nicht nur für die theologische Forschung, sondern auch für die Fort- und Weiterbildung in der derzeitigen kirchlichen Situation ein Pflichtthema (S. 275–294). Die präzise Dokumentation der Quellen ist auch für weitere Forschungsprojekte hilfreich. Der Verfasser hat die wichtigste Literatur integriert. Erstaunlicherweise fehlt J. SAYER, Von lateinamerikanischen Gemeinden lernen, München 1988.

Für die theologische Forschung und Lehre müsste dieser Band in der Kooperation zwischen den historischen Wissenschaften, vor allem aber den Praktischen Theologen und Religionspädagogen Pflichtlektüre sein. Diesem Band ist eine weite Verbreitung zu wünschen. Nicht zuletzt ist die verdrängte Debatte über Basisgemeinden, große Seelsorgeeinheiten, neue Organisationfiguren für Pfarreien und für die Seelsorge hier fundiert reflektiert (S. 223ff.). Die »*Religiosidad popular*« ist als ein lateinamerikanischer Begriff auch eine Provokation im Blick auf anlassorientierte Glaubenspraxis.

Anregungen gibt der Paradigmenwechsel, von Jüngern und Missionaren zu sprechen (S. 225). Kardinal Francisco Javier Errazuriz: »Wir waren gewohnt, von Getauften, Gläubigen, Glaubenden, Zeugen, Anhängern und zuletzt von Verkündern des Evangeliums zu sprechen, aber nicht von »Jüngern« oder gar »Jüngern und Missionaren«« (S. 230).

Auch die Herausforderungen, die Spiritualität auf den neuen Areopagen der Straßen und Städte zu kommunizieren (S. 228f.), sind dringlich weiter zu diskutieren. Wenn es etwas Kritisches anzumerken gibt, dann ist es ein Hinweis auf so manche Redundanz in der Durchführung der Arbeit, die andererseits aber auch das Lesen und die Verarbeitung erleichtern kann.

Für mich, der ich seit 1985 im engen Kontakt mit Gustavo Gutiérrez in Lima, in Salzburg und in Tübingen zusammenarbeiten konnte, ist diese Dissertation eine Bestätigung dieses beeindruckenden theologischen Weges und nicht zuletzt auch eine Freude.

Auch den beiden Betreuern Mariano Delgado und Volker Leppin ist zu dieser Arbeit zu gratulieren.

*Albert Biesinger*

### 7. Orden, Klöster und Stifte

JÜRGEN KEDDIGKEIT U. A. (HRSG.): Pfälzisches Klosterlexikon. Handbuch der pfälzischen Klöster, Stifte und Kommenden, Bd. 4 (Beiträge zur pfälzischen Geschichte, Bd. 26.4). Kaiserslautern: Institut für pfälzische Geschichte und Volkskunde 2017. 788 S. m. zahlr. farb. Abb. ISBN 978-3-927754-79-9. Geb. € 42,80.

Das »Pfälzische Klosterlexikon« hat in rascher Folge seit 2014 in bislang vier Bänden die Buchstaben A–S vorgelegt. Der vierte Band ist dabei dem Buchstaben S allein gewidmet. Die 45 Beiträge des Bandes wurden von 27 Autorinnen und Autoren verfasst. Von diesen 45 beschriebenen Institutionen lagen allein 37 in oder unmittelbar bei der Stadt Speyer. Von den übrigen acht Klöstern, Stiften und Kommenden befanden sich drei im äußersten Norden (Johanniterkommende und Beginenhaus in Sobernheim) und im Süden (Zisterzienserklöster Stürzelbronn) des Bearbeitungsgebietes zwischen Nahe und Wieslauter. Die Benediktinerinnenklöster Schönfeld und Seebach, die Tempel- bzw. Johanniterkommende See lagen in der nördlichen Vorderpfalz, das Prämonstratenserinnenstift Stetten im Donnerbergkreis und das Zisterzienserinnenkloster Sion in Rheinhessen. Damit erfasst der Band einen größeren Teil des landschaftlichen Raums, den das Gesamtprojekt behandelt. Es untersucht im zeitlichen Rahmen zwischen Christianisierung und Reformationszeit bzw. Säkularisierung 1799 alle im südlichen Rheinland-Pfalz, im Saarpfalz-Kreis und im ehemaligen Landdekanat Weißenburg (heute: Wissembourg, Département du Bas Rhin, Frankreich) gegründeten Klöster, Stifte, Domkapitel, Ritterordenskommenden und Propsteien. Im Unterschied zu vergleichbaren Projekten in anderen Bundesländern wurden auch die größeren Beginenhäuser in die Untersuchung mit einbezogen.

Das ursprüngliche Ziel des Projekts, das vom Kaiserslauterer Institut für pfälzische Geschichte seit 2009 zusammen mit dem Institut für Europäische Kunstgeschichte der Universität Heidelberg und dem Bistumsarchiv Speyer gemeinsam verfolgt wird, hat sich auch im vorliegenden vierten Band nicht verändert. Als Handbuch sollen die Artikel den Leser schnell und umfassend über die Geschichte der jeweiligen Institution sowie die Bau- und Kunstgeschichte informieren. Dabei werden auch denkmalpflegerische Aspekte berücksichtigt und der aktuelle Forschungsstand geboten. Dazu kommen eingehende Informationen über die Quellenlage und die bislang erschienene Literatur. Der Aufbau der Artikel ist für alle Beiträge einheitlich.

Der vorliegende vierte Band des Projekts erfasst die geistlichen Institutionen mit den Ortsnamen auf S. Er umfasst die gesamte Palette klösterlichen Lebens innerhalb des Gesamtprojekts. Die frühesten erkennbaren Anfänge bietet das Speyrer Domstift und dessen drei Nebenstifte St. German, St. Johannes und St. Guido. Das 1799 vorhandene blühende Bild der Klosterlandschaft begann sich im 13./14. Jahrhundert in Speyer mit 13 größeren Frauen- und Männerkonventen zu entwickeln, neben denen nicht weniger als 18 Klausen bzw. Beginen- und Begardenhäusern standen. Dazu kam in Speyer noch das im 15. Jahrhundert gegründete Kollegiatstift St. German und St. Moritz, im 16. Jahrhundert die Jesuitenresidenz und im 17. Jahrhundert das Kapuzinerkloster. Die Beiträge des Bandes sind von sehr unterschiedlicher Länge, was in den meisten Fällen



die historische Bedeutung der betreffenden Institutionen erkennen lässt. Das Domstift Speyer (S. 133–238) ist einer der umfangreichsten Beiträge des Bandes. Der Beitrag beginnt mit »Name und Ordenszugehörigkeit«. Dabei wird die Bezeichnung des Stiftes zwischen 858 und 1773 gezeigt. Es folgen die sehr kurz und allgemein gehaltenen »Allgemeinen Informationen«, die hier das Areal von Domstift und Domkirche erläutern. Die Lage des Stifts und der Domkirche wird durch einen Ausschnitt aus der Topographischen Karte in der Größe 1:25 000 überaus genau gekennzeichnet. Es folgt darauf die kirchliche und territoriale Zugehörigkeit, die vor 1799 durch das Bistum Speyer bestimmt war und mit ihren detaillierten Angaben erst nach 1800 richtig beginnt und den Beitrag damit mit der Gegenwart verbindet. In einem weiteren Schritt folgt die »Kennzeichnung der Institution«. Dabei wurde deren Leitung, das Gründungsjahr, das Patrozinium, die Aufhebung und die späteren Nutzungen der Gebäude nacheinander vorgestellt. Die »Geschichte« des Domstifts wird umfassend beschrieben. Nach der Entstehung wird die Darstellung über die salischen Kaiser und den Dombau chronologisch fortgeführt, wobei im 13. Jahrhundert die komplexen Organisationsstrukturen und der Übergang zu den Adelspfünden dargestellt werden. In der weiteren Entwicklung des Domstifts wird die Entwicklung im 14. und 15. Jahrhundert vorgestellt, wobei vor allem die innere Entwicklung eine Rolle spielte, bei denen den Streitigkeiten mit dem Bischof entscheidende Bedeutung zukam. Das politische Gewicht des Domkapitels nahm seit dem 16. Jahrhundert kontinuierlich ab, wobei der Stadtbrand 1689 und die sich fortsetzenden Auseinandersetzungen mit dem Bischof diese Entwicklung gefördert hat. Mit der Säkularisation wurde das Domkapitel aufgelöst. Das Schicksal der Gebäude des Domkapitels wird in relativer Kürze zusammenfassend geschildert. Die »Verfassungsordnung« des Domkapitels als Stift mit seinen Dignitäten und Ämtern wird umfassend geschildert. An diese Darstellung schließen die Listen der Dompropste, Domdekane, Domscholaster, Domkantore und Domkustoden an. Darauf folgen die niederen Ränge des Domstifts, deren Inhaber aber nicht mehr namentlich aufgeführt werden. Die Abbildungen der Siegel nehmen eine besondere Rolle ein. Neben der allgemeinen Erörterung sind diese Abbildungen auch eine gute Dokumentation für die Zukunft. Die »Besitzgeschichte« des Domstifts wird mit einer umfassenden Darstellung des Stiftungsgutes in über 170 Gemeinden vorgestellt, was durch eine Karte weiter vertieft wird. Das »religiöse und spirituelle Wirken« wird in großer Breite mit dem Schwerpunkt im Mittelalter und in der frühen Neuzeit geschildert. Dabei werden auch die Bibliothek und das Skriptorium beschrieben. Die Bau- und Kunstgeschichte des Domstifts wird mit sehr instruktiven Plänen und Karten sowie zahlreichen Abbildungen zu den einzelnen Bauphasen erläutert. Auch die »Materielle Kulturgeschichte von Domkirche und Bauausstattung« wird bis hin zu den Inschriften vorgestellt. Archiv und Literatur werden dann bis in die Details beschrieben bzw. verzeichnet.

Die übrigen Beiträge des Bandes sind in gleicher Weise aufgebaut und sind nicht nur im Inhalt, sondern vor allem auch in der Ausstattung in Karten, Plänen und Abbildungen hervorragend. Dabei sind insbesondere die Abbildungen der Siegel hervorzuheben. Der Band ist eine wertvolle Dokumentation des klösterlichen Lebens im Untersuchungsgebiet. Er stellt der künftigen Forschung viel bislang unbeachtet gebliebenes Material zur Verfügung und ist dadurch nicht nur für die Kirchen-, Kloster- und Ordensgeschichte, sondern auch für die allgemeine Landesgeschichte von großer Bedeutung. Man darf hoffen, dass der bislang nicht erfasste Teil des Bundeslandes Rheinland-Pfalz in naher Zukunft eine vergleichbare Untersuchung erhält.

*Immo Eberl*

FELIX HEINZER, THOMAS ZOTZ (Hrsg.): Hermann der Lahme. Reichenauer Mönch und Universalgelehrter des 11. Jahrhunderts (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe B Forschungen, Bd. 208). Stuttgart: Kohlhammer 2016. X, 345 S. m. farb. Abb. ISBN 978-3-17-030723-0. Geb. € 34,00.

Eine Weingartener Tagung, die 2013 zum 1000. Geburtstag des Universalgelehrten Hermann von der Reichenau (1013–1054) stattfand, untersuchte das Leben und vielseitige Werk des Mönches und wird nun in einem hochinteressanten Band präsentiert. Hervorzuheben ist der interdisziplinäre Ansatz, der sich in den letzten Jahren auch bei anderen Themen bewährt hat, und Gelehrte verschiedener Disziplinen zusammenbrachte, und dass es sich hier nicht, wie sonst mitunter bei Tagungsbänden, um eine »buchbinderische Einheit« handelt, sondern hier wirklich eine Synthese sich gut ergänzender Beiträge vorgelegt wird. Der erste Teil des Buches gilt Hermanns Leben sowie dem Umfeld, in dem er lebte, und seiner Rezeption. Während Thomas Zotz und Helmut Maurer quellennah Hermanns familiäres und monastisches Umfeld untersuchen und darstellen, gelingt es Walter Berschin, vermeintlich sichere Erkenntnis über den Reichenauer Mönch in Frage zu stellen. Geradezu verblüffend ist seine These, Hermann habe nur eine einfache Mönchsweihe gehabt und über seinen körperlichen Zustand sei letztlich keine belastbare Aussage zu erhalten. Auch wird seine Ausbildung auf der Reichenau bezweifelt. Felix Heinzer weitet sodann den Blick auf andere behinderte Autoren des hohen Mittelalters, die sich zum Vergleich geradezu aufdrängen, nämlich Walafrid Strabo und Notker Balbulus; er kann gut ihre unterschiedliche Einstellung zu ihrer Behinderung zeigen. Das Nachleben Hermanns im Bild behandelt Wolfgang Augustyn und die vorgestellten Bilder werden in guten Abbildungen im Band geboten. Sie illustrieren immer wieder, dass sich das Bild, das Hermanns Schüler Berthold von Reichenau und Heinrich von Weissenburg von ihrem Lehrer als *contractus* ausmalten, in der Neuzeit beherrschend gewesen ist.

Am Anfang der Beschäftigung mit Hermanns Werk steht dann der Geschichtsschreiber, und hier ergänzen sich sehr gut die Beiträge von Hans-Werner Goetz, der unter verschiedenen Fragestellungen Hermanns Geschichts- und Weltbild untersucht und mit weitem Blick in der hochmittelalterlichen Historiographie verortet, und von Heinz Krieg, der Hermann als schwäbischen Geschichtsschreiber in den Blick nimmt. Goetz kann zeigen, wie wichtig für Hermann Chronologie und Zeitrechnung waren, was natürlich gut zu seinen computistischen Interessen passt und auch für andere hochmittelalterliche Geschichtsschreiber wie etwa Frutolf vom Michelsberg wichtig war.

Drei Beiträge beschäftigen sich sodann mit dem Dichter Hermann: Felix Heinzer untersucht die Verbreitung von Hermanns Sentenzen, Eva Rothenberger seinen Marienhymnus und die Mariensequenz, während Bernhard Hollick Anthropologie, Hamartologie und Poetik in seinem dichterischen Schaffen behandelt.

Die Vielseitigkeit von Hermanns Werk wird dann vor allem im vierten Teil des Buches deutlich: Michael Klaper ordnet Hermanns musikalisches Wirken in die diesbezüglichen Aktivitäten seiner Zeit ein und kann zeigen, dass er einen Stil kreierte, der sich eigentlich erst im 12. Jahrhundert durchsetzte; Hermanns Œuvre wird außerdem mit anderen Größen seines Jahrhunderts verglichen, nicht zuletzt mit Bern von Reichenau. Menso Folkerts behandelt dann Hermanns Werk über das Zahlenkampfspiel (*Rithmomachie*), das dank Hermanns kleiner Schrift bald populär wurde, und Martin Hellmann setzt sich mit Abakus und der Rechenlehre Hermanns auseinander. Auch diese Beiträge werden durch gute Abbildungen didaktisch geschickt erläutert. Die ursprünglich mal von Arno Borst angestoßenen und begonnenen Forschungen zu Astrolab und Computistik werden dann in den wichtigen Beiträgen von David Juste (*Astrolab*) und Immo Warntjes (*Zeitrechnung*) fortgesetzt. Juste

analysiert alle drei Schriften Hermanns zum Astrolab und der Beitrag von Warntjes zeigt sehr klar, worin Hermanns Beitrag an die im 16. Jahrhundert begründete Wissenschaft der Chronologie bestand und in welcher Traditionslinie früherer Computisten er stand.

Wer zunächst eine kurze Inhaltsangabe und Ergebnisanalyse des vorliegenden Bandes lesen möchte, um sich zu orientieren, was ihn erwartet, dem sei die knappe und konzise Zusammenfassung der Beiträge durch Steffen Patzold am Schluss des Bandes empfohlen. Der Band, der eine gelungene und schon länger erwünschte Zusammenfassung des Forschungsstandes zu Hermann ist und naturgemäß aufgrund von Hermanns vielfältigen Interessen nur interdisziplinär zu leisten war, zeigt sehr schön, dass die Forschungen über den Reichenauer Gelehrten noch im Fluss sind und wir vor allem gute kritische Editionen seiner Werke brauchen, um zu weiteren Ergebnissen zu kommen. Sie zeigt aber auch bei aller Genialität und Vielseitigkeit Hermanns seine Zeitgebundenheit. Als letzter Punkt dieses gelungenen Sammelbandes ist das Orts- und Personenregister zu erwähnen, das eine Orientierung sehr erleichtert.

Martina Hartmann

GERHARD B. WINKLER: Mönch oder Kanoniker? Bernhard von Clairvaux versus Norbert von Xanten. Mainz: Patrimonium-Verlag 2017. 225 S. ISBN 978-3-86417-060-7. Geb. € 24,80.

Mönche und Kanoniker waren und sind entscheidende Säulen des Katholizismus. Die Unterschiede zwischen beiden sind am Beispiel der Zisterzienser und Augustiner-Chorherren gut darzustellen. Die in beiden Orden in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts beheimateten Heiligen Bernhard von Clairvaux und Norbert von Xanten sind dafür besonders geeignete Persönlichkeiten. Nach einem sehr tief gründenden Vorwort, das sich u. a. mit den Glockentürmen bei Zisterziensern und Kanonikern befasst, geht der Verfasser in 29 Kapiteln, einem Epilog und einer Zusammenfassung auf das Thema ein. Er eröffnet seine Darstellung mit der Beschreibung der Mönche, die weder Sarabaiten, d. h. spirituelle Eigenbrötler, noch Gyrovagen, d. h. bessere mönchische »Landstreicher« oder Zönobiten sein sollten. Benedikt von Nursia hielt letztere nach seiner Regel für achtenswert, aber in ihrem alleinigen Kampf gegen die Dämonen für gefährdet. Dagegen sah er die Mönche seiner Regel für die wahre *militia Christi*, die gemeinsam den Kampf um die Seelenheil in Gehorsam (*oboedientia*) und Beständigkeit (*stabilitas*) aufnahm. Über die Tischgemeinschaft des Klerus mit dem Bischof erläutert der Verfasser die Verwaltung des Kirchenvermögens, um sich dann den Kanonikern zuzuwenden, die sich an der *mensa Episcopi* in einer Art *vita communis* versammelt haben. Das Kanonikertum war in dieser Form bereits 535 im Merowingerreich bekannt. Die Empfänger des Ersten Clemensbriefes in Korinth wollten nach dem Verfasser keine »Kanoniker« als *ordo* zwischen den Episkopen und Laien dulden, was die Katharer des 12. Jahrhunderts, aber auch die freikirchlichen und antiklerikalen Strömungen der Reformationszeit fortgesetzt haben. Man kann ergänzend hinzufügen »und bis heute fortsetzen«! Zwar hat Karl Martell trotz aller politischen Erfolge nie eine Königskrone getragen (so S. 22), doch sind die Ausführungen zur Entwicklung der *vita communis* der Kleriker und Priester im Früh- und Hochmittelalter in ihrer Kürze trefflich dargestellt. Norbert von Xanten hat mit der Gründung von Prémontré (1120) eine »priesterliche Reformbewegung ersten Ranges« begonnen, von der die Kritiker der »reichen Kirche« ebenso wie die modernen priesterlichen Modernisten nicht mal träumen können. Es kam aber zu Auseinandersetzungen zwischen den Zisterziensern und Prémontratsensern, die im 12. Jahrhundert nicht

mit dem individualistischen Freiheitsbegriff des frühen 21. Jahrhunderts gelöst werden konnten, sondern nur mit Verhandlungen nach scharfen Konfrontationen. Die umfassende Bedeutung der Beichte und Sündenvergebung wird im Verhältnis zwischen Bernhard von Clairvaux und Humbert von Igny († 1148) gezeigt. Der selbst nie im Hl. Land gewesene Bernhard hat in seiner Schrift »*Ad milites templi*« für die Ritter des Templerordens in den Allegoresen die wichtigsten Sehenswürdigkeiten des Hl. Landes in einer Form eröffnet, die diese im Rahmen der Heilsgeschichte in das allgemeine Gedächtnis ruft. Die umfassende Bildung des Verfassers und Herausgebers der Werke Bernhards wäre in einer Zeit des Bildungsrückgangs in einer viel breiteren Öffentlichkeit erforderlich! Der Prediger Bernhard hat Verbindungen zu den Kanonikern in Saint-Victor in Paris gehabt, wie die eingehend behandelte Pariser Predigt Bernhards zu Allerheiligen 1140 nachweist, die nach dem Zeugnis des Abaelardschülers und späteren Biographen Bernhards, Gottfried von Auxerre († 1188), zahlreiche Novizen nach Clairvaux gebracht hat. Die Frühscholastik war in dem Pariser Kanonikerstift, das man ruhig als eine Voruniversität bezeichnen kann, stark vertreten. Bernhard hat also von ihr umfassende Kenntnisse gehabt. Als eine der wenigen Arbeiten zur Geschichte Bernhards und seiner Ausbildung wird nicht nur das Faktum berichtet, sondern auch das Kanonikerstift Saint-Vorles in Châtillon-sur-Seine näher vorgestellt, das bei den meisten Autoren relativ gesichtslos bleibt, aber auf den jungen Bernhard erheblichen Einfluss ausgeübt haben muss, denn er kann seine umfassende Bildung nur dort erworben haben. Die Kanoniker haben durch die Gründung des Stifts Reichersberg auf die Erzdiözese Salzburg eingewirkt. Insbesondere Gerhoch von Reichersberg hat von dort aus eine weitgespannte, aber auch angegriffene Tätigkeit ausgeübt, wobei ihn der päpstliche Stuhl geschützt hat. Die zwischen den Zisterziensern und Kanonikern bestehenden Verbindungen werden mit vielen Einzelheiten aus dem Werk Bernhards hervorgehoben und gewürdigt. Dabei lassen sich auch Auswirkungen auf die späteren Mendikantenorden feststellen, die bis hin zu den jungen Missionskongregationen gingen. Die Kanoniker hatten somit nicht nur von der frühen Kirche deutliche Impulse empfangen, sondern haben diese über die Reformzeit bis in die gegenwärtige Kirche weitergetragen. Die gregorianische Reform mit der Gründung der Zisterzienser und die Kanonikerreform sind dabei Knotenpunkte der geistigen Vermittlung der Grundanliegen der Kirche und des Reformzeitalters. Papst Pius XI. († 1939) hat durch seinen Aufruf an Mönche und Chorherren, sich für die Mission zu motivieren, dafür gesorgt, dass die bisher weitgehend auf Europa beschränkten Anliegen der beiden Säulen des Katholizismus auch ihre Verbreitung in der Mission fanden und zu neuen blühenden Geisteszentren innerhalb des afrikanischen und asiatischen Raums geführt haben. Das Werk wirkt in vielen Teilen als eine Predigt auf historischer Grundlage. Der wertvolle *sermo* des Zisterziensers in Nachfolge des hl. Bernhards vermittelt auf der Grundlage der eingehenden Kenntnis des Werkes von Bernhard einen geistesgeschichtlichen Überblick zwischen früher Kirche und Gegenwart. Man legt diesen Band tiefer spiritueller Bildung ungern aus der Hand.

*Immo Eberl*

WINFRIED SCHÖNTAG: Die Marchtaler Fälschungen. Das Prämonstratenserstift Marchtal im politischen Kräftespiel der Pfalzgrafen von Tübingen, der Bischöfe von Konstanz und der Habsburger (1171–1312) (Studien zur Germania Sacra, Neue Folge 5). Berlin/Boston: De Gruyter 2017. IX, 601 S. m. Abb. ISBN 978-3-11-046736-9. Geb. € 149,95.

Im Nachgang zu seiner umfassenden Arbeit über das Prämonstratenserstift Marchtal legt der Verfasser eine weitere Untersuchung über die Frühgeschichte dieses Stifts und seine

Urkundenfälschungen im politischen Kräftespiel der Pfalzgrafen von Tübingen, der Bischöfe von Konstanz und den Habsburgern zwischen dem letzten Viertel des 12. und dem beginnenden 14. Jahrhundert vor. Neben den Editionen im Württembergischen Urkundenbuch hat das 2005 erschienene Werk »Die Urkunden des Reichsstifts Obermarchtal. Regesten 1171–1797« mit 149 Regesten zwischen 1171 und 1312 die heute auf drei Archive verteilten Urkunden des Stifts zusammengefasst und damit die vorliegende Untersuchung maßgeblich ermöglicht. Abt Oteno von Rot (1140–1182) hat im deutschen Südwesten eine letzte Gründungswelle von Prämonstratenserstiften hervorgerufen. So bat Herzog Welf VI. Abt Oteno für seine Gründung in Steingaden um einen Gründungskonvent, und derselbe hat auch 1171 das Stift Marchtal besiedeln lassen. Die Stifte behielten eine Verbindung untereinander, wie die Wahl des Fraters Manegold aus Steingaden 1191 zum Propst von Marchtal beweist. Der Verfasser sieht das Stift in den ersten 150 Jahren seines Bestehens als Spielball der regionalen Mächte. Marchtal war 1278 Eigenkloster des Hochstifts Konstanz. In seiner quellenkritischen Untersuchung geht der Verfasser den Vorgängen auf den Grund.

Das erste Kapitel der Untersuchung ist der Quellengrundlage gewidmet. Im Forschungsbericht wird ein Überblick über die Untersuchungen der Marchtaler Fälschungen seit der Mitte des 19. Jahrhunderts gegeben, ebenso über das Werk des Marchtaler Fraters Walther und die »Umarbeitungen« dieser Quelle im Zuge der Urkundenfälschungen.

Im zweiten Kapitel wird die Gründungsgeschichte Marchtals geprüft. Dabei wird diese in sechs Unterkapiteln abgehandelt. Pfalzgraf Hugo (II.) von Tübingen hat 1171 das Prämonstratenserstift aus einem Kanonikerstift entstehen lassen. Die Urkunde von 1171 wurde vermutlich zwischen 1298 und 1303 überarbeitet, um in der Auseinandersetzung mit den Habsburgern und Adeligen in der Nachbarschaft nachweisen zu können, dass der Stifter auf alle weltlichen Rechte verzichtet hatte. Die Entwicklungen zwischen der Gründung des Stifts und dem Verzicht der Grafen von Tübingen auf ihre Rechte über das Stift zeigen die reichsweiten Beziehungen der Pfalzgrafen von Tübingen und ihrer Nachkommen.

Das dritte Kapitel befasst sich mit der Herrschaft von Bischof und Domkapitel über das Stift. Dabei werden zuerst die zahlreichen Prozesse mit den Grafen von Berg-Schelklingen untersucht. Das Stift hatte in diesen Auseinandersetzungen Unterstützung des Bischofs von Konstanz erhalten. Bischof Heinrich I. von Tanne (1233–1248) hat diese fortgesetzt, dadurch konnte sich das Stift aus der Vogtei der pfalzgräflichen Familie lösen, wobei die Herrschaftsrechte auf das Hochstift Konstanz übergingen. Das Stift Marchtal konnte aber trotz seiner gefälschten Urkunden die Vogteirechte der Grafen von Berg-Schelklingen über Kirchbierlingen nicht aushebeln. Die Bischöfe von Konstanz haben sich dem Vordringen der Habsburger entlang der Donau widersetzt und dabei das Stift Marchtal und das Kloster Zwiefalten unterstützt.

Das vierte Kapitel widmet sich diesem Versuch, Habsburg entgegenzutreten. Dabei wird zuerst die Schmälerung der Herrschaft der Herren von Emerkingen behandelt, um dann die Entwicklung der habsburgischen und konstanzischen Rechte im weiten Umfeld darzustellen. Dabei wird das rücksichtslose Vorgehen der Habsburger gegen die geistlichen Rechte deutlich, um sich ein zusammenhängendes Territorium zu schaffen.

Das fünfte Kapitel geht darauf ein, wie die Prämonstratenser ihre rechtliche und wirtschaftliche Stellung gegenüber dem bischöflichen Eigenkirchenherrn zu stärken versuchten. Es gelang dem Stift, die Eximierung vom Gericht der Landdekane zu erreichen und sich nach dem Tode von Bischof Heinrich II. 1306 durch weitere gefälschte Urkunden die Pfarreien Unterwachingen, Obermarchtal und Kirchbierlingen zu sichern.

Das sechste und letzte Kapitel fasst nochmals die gesamte Entwicklung seit der Gründung des Stifts 1171 zusammen, wobei auch die Unterstützung des Stifts durch die Stauer hervorgehoben wird. Das Stift hatte durch seinen stark zersplitterten Besitz schlechte Startbedingungen. Erst im 15. Jahrhundert gelang es dem Stift, sich vom Hochstift Konstanz zu lösen und die Reichsstandschaft zu erlangen.

Ein umfangreicher Anhang (S. 283–560) dokumentiert die Untersuchungen des Verfassers. Nach einer Untersuchung der Schreiber im Stift Marchtal im 13. und beginnenden 14. Jahrhundert (Teil A), wobei auch die Buchschrift im Stift erörtert wird, werden insgesamt acht Hände von Schreibern identifiziert, was durch die zum Text gestellten Schriftproben als Abbildungen abgesichert wird. Weiterhin werden Archiv, Urkunden- und Siegelführungen in den Statuten des Prämonstratenserordens vorgestellt (Teil B). Ausführlich wird die Besiegelung der ge- und verfälschten Urkunden des Stifts erörtert und wiederum durch entsprechende Abbildungen unterstrichen (Teil C). Die missbrauchte *datum per copiam*-Beglaubigung wird eingehend behandelt (Teil D). Während bis 1289 nur drei Urkunden beglaubigt wurden, nahm diese Zahl ab 1290 sprunghaft zu, um 1295 einen Höhepunkt zu erreichen (Teil E). Grund für diese Maßnahmen war, die Notwendigkeit in den Prozessen urkundliche Beweise für die Behauptungen vorlegen zu können. Zuletzt folgt eine diplomatische Untersuchung von 83 Urkunden aus dem Zeitraum 1171–1357 (Teil F; S. 349–560). Der Band ist nicht nur eine weitere Ergänzung und Vertiefung der Untersuchung des Verfassers zur Stiftsgeschichte, sondern bezieht neben den Pfalzgrafen von Tübingen das Hochstift Konstanz und die Herausbildung des habsburgischen Territoriums an der Donau in die Untersuchung ein, was für die Landesgeschichte aufschlussreich ist. Dazu hat die Arbeit den umfangreichen Fragenkomplex um die Marchtaler Fälschungen als Desiderat der Landesgeschichte geklärt und dazu eine wertvolle Dokumentation der Urkunden mit ihrer Besiegelung erstellt.

*Immo Eberl*

STEFANIE MONIKA NEIDHARDT: *Autonomie im Gehorsam. Die dominikanische Observanz in Selbstzeugnissen geistlicher Frauen des Spätmittelalters (Vita regularis, Bd. 70)*. Berlin: LIT-Verlag 2017. VIII, 478 S. ISBN 978-3-643-13583-4. Kart. € 54,90.

»Wissen ist Macht« besagt das geflügelte Wort aus der aufklärerischen Philosophie. Wie viel Wahrheit auch im theologischen Diskurs diese Gleichung besaß, zeigt die Dissertation »Autonomie im Gehorsam« von Stefanie Neidhardt im Kontext der dominikanischen Observanzbewegung des Spätmittelalters. Darin fragt sie nach dem Umgang mit normativem Wissen und ergänzt die bisherige Forschung zur dominikanischen Reform um heuristisch wertvolle Einzelbetrachtungen anhand ausgewählter Frauenklöster aus dem Südwesten der Provinz Teutonia.

Innovativen Charakter erhält die Studie durch theoretische Überlegungen zum religiösen Wissensbegriff, den die Autorin in Anlehnung an das Konzept des Graduiertenkollegs »Religiöses Wissen« als flexibel aufgreift und dessen Geltung »sozialen Aushandlungsprozessen unterworfen« (S. 18) sei. Der eigentlichen Analyse vorangestellt sind Kapitel, welche eine gründliche Aufarbeitung des Entstehungskontextes, der Autoren und der Quellen beinhalten. Das benutzte Material, welches mit internen und externen Perspektiven eng am Geschehen entlangführt, spiegelt die verschiedenen Seiten dieses »Aushandlungsprozesses« wider.

In einem ersten Schritt versucht die Verfasserin, die Akzeptanz und Weitergabe von Expertenwissen anhand der Rolle der Reformschwester auszuloten. Sie zeigt an ver-



schiedenen Strukturelementen, dass die Ordensoberen für die Vermittlung von Vorgaben in die Alltagspraxis auf die vertrauensvolle Mitarbeit der in »wichtigen Funktionsstellen« (S. 110) beauftragten observanten Schwestern angewiesen waren und sogar aus dieser Notwendigkeit eigene Handlungs- und Deutungsmöglichkeiten resultierten. Eine besonders wirksame Domäne der Autonomie stellte die Klausur dar, welche für die Schwestern zwar mit Gehorsam verbunden war, in der sie jedoch »in ihrer eigenen sozialen und kulturellen Rolle agieren konnten« (S. 101). Die zu Teilen werbenden und adhortativen Schriften des Reformers Johannes Meyer gaben dabei zu seinen Lebzeiten Orientierungspunkte vor. Eine Distanzierung fand nur behutsam statt, wie die Autorin mit Verweis auf Konventslisten reformfreundlicher Schwestern aus Altenhohenau und auf eigene identitätsstiftende Akzentuierungen, wie sie sich in der selbstständig fortgeführten Reformchronik von Kirchheim finden, nachvollziehbar macht. Wie sehr nicht nur Gestaltungsarbeit von innen heraus den Reformprozess ergänzte, zeigt Neidhardt am Beispiel des nicht in den Orden inkorporierten Konvents St. Katharina in St. Gallen: Briefverbindungen zwischen Klöstern, Kontakte zu Bürgern und Zugang zur Reformliteratur zeigen die Effektivität und Tragweite von Netzwerken, die es den Schwestern ermöglichten, zumindest eine Teilreform auch in einer nur mittelbaren Position voranzutreiben.

Einen Beweis für verstärkt autonome Handlungsmöglichkeiten führt Neidhardt mit Phasen des Konflikts, in denen observantes Wissen erneut zur Aushandlung stand. Sie verdeutlicht die Relevanz, Wissen zu besitzen und interpretieren zu dürfen. In der belehrenden Chronik von St. Michael in Bern sicherte Johannes Meyer zusammen mit der Priorin observantes Wissen, auch indem Schwestern als Vorbilder sowie ihre Beichtväter als »pädagogische Exempel« (S. 219) stilisiert wurden. St. Johannes in Kirchheim besaß einen engagierten Konvent, der mithilfe der Bibel und Heiligenlegenden freie, teils politisch gefärbte Sichtweisen auf die Begebenheiten der Krise zum Ausdruck brachte. Anders hingegen lagen die Dinge in St. Gallen, wo die vollständige Observanz scheiterte und es keine nachweislich eigene Transformation observanten Wissens gab, sondern jenes vielmehr zum Instrument der bischöflichen Gegenpartei wurde. Die Wissensexpertise – so zeigen es die Beispiele – war ein wirkmächtiger Faktor, um je eigene Werte und Anliegen zur Geltung bringen zu können.

Den gelebten Alltag rekonstruiert ein Kapitel über den Briefaustausch an den »Rändern der Observanz« (S. 297) zwischen St. Katharina in Nürnberg als Impulsgeber und St. Gallen. Darin wird gezeigt, wie handlungspraktische Lösungen mit zeittypischen Betonungen und Leitmotive arrangiert wurden. Auch in St. Gallen kamen gerade außerhalb des Ordens partiell eigene Regelungen zustande.

Der letzte Part beschäftigt sich mit der Umarbeitung vorreformatorischer Mystik durch den Orden am Beispiel der Schwesternbücher. Zugunsten von Tugendhaftigkeit und Gemeinschaftssinn kam es zur Instrumentalisierung des Mediums mit der Absicht der Verfestigung neuer Werte »über das Diesseits hinaus« (S. 369).

An der Herausarbeitung teils subtiler Neuschöpfungen durch einzelne Leistungen geistlicher Frauen zeigt sich der Ertrag dieser Arbeit und das Bewusstsein der Autorin auch für psychologische Mechanismen. Mit induktiven Argumentationen sowie einem nützlichen Anhang bietet Stefanie Neidhardt einen lebendigen Detailblick in Alltag und Sorgen der Dominikanerinnen zwischen Norm und Notwendigkeit. Damit gelingt auch die Verdeutlichung des immer wieder in Einzelphänomenen hervortretenden Prinzips, dass Wissen haben und deuten können mit Macht verbunden ist – und damit auch Autonomie erzeugt.

*Marcus Handke*

MILENA SVEC GOETSCHI: Klosterflucht und Bittgang. Apostasie und monastische Mobilität im 15. Jahrhundert (Zürcher Beiträge zur Geschichtswissenschaft, Bd. 7). Köln – Weimar – Wien: Böhlau 2015. 550 S. m. Abb. ISBN 978-3-412-50152-5. Geb. € 70,00.

Dieses Buch ist von Anfang bis Ende spannend. Die Zürcher Dissertationsschrift Milena Svec Goetschis widmet sich entlaufenen Mönchen und Nonnen, die sich im 15. Jahrhundert (1431–1492) nach Rom wandten, um von der Exkommunikation befreit zu werden, unter der diese automatisch standen, als sie unerlaubt ihre Klöster verlassen hatten. Das Untersuchungsmaterial sind die im Vatikanischen Geheimarchiv liegenden römischen Supplikenregister der päpstlichen Pönitentiarie sowie der Kanzlei und Kammer. Der besondere Mehrwert von Goetschis Arbeit ist vor allem darin zu sehen, dass die Autorin neben diesen römischen Quellen noch weitere archivalische Überlieferungen aus den Diözesen Konstanz und Augsburg vor Ort aufgespürt hat und somit einige Suppliken entlaufener Mönche und Nonnen in ihren spezifischen historischen Kontext einordnen konnte. Auf Grund des umsichtigen Umgangs mit diesem Material, das sogleich sehr gute Sachkenntnis in Rechtsfragen, über den kurialen Ämterdschwengel und den Formelgebrauch des kurialen Verwaltungsdienstes voraussetzt, und der Schilderung von Einzelschicksalen, von denen wiederum abstrahiert wird, ist diese Arbeit besonders lesenswert. Ihre Untersuchung zeigt, dass (zumindest teilweise) das dem römischen Quellenmaterial innewohnende Problem der uneinheitlichen Schreibweisen von Eigennamen beigegeben werden kann, um somit zu neuen Erkenntnissen zu gelangen.

Die Untersuchung ist neben der Einleitung in vier Hauptteile gegliedert. Im ersten Teil wird der Leser instruktiv über »Kirchen- und ordensrechtliche Grundlagen und Bestimmungen« informiert, unter anderem über den Unterschied zwischen Apostasie und Transitus belehrt und es werden ihm wichtige Grundlagen an die Hand gegeben, welche rechtlichen Sätze galten, um eine Dispens für das unerlaubte Verlassen des Klosters zu erlangen. Außerdem erfährt der Leser, dass weitaus mehr Suppliken eingereicht wurden, die das unerlaubte Verlassen des Klosters betrafen (als Apostasie gewertet), als dass um eine Erlaubnis des Klosterwechsels gebeten wurde (Transitus). Prägnant formuliert hier die Autorin: »Der Papst wurde in der Regel lieber um Vergebung als um Erlaubnis gebeten« (S. 118). Dabei flüchteten Männer eher als Frauen und Frauen baten eher um Erlaubnis für den Klosterwechsel als Männer.

Darüber hinaus wird hier die Grundlage für die später in der Arbeit unternommenen Einzelstudien gelegt, indem erklärt wird, an wen im Einzelfall die Absolutions- und Dispensvollmacht delegiert werden konnte, um in den verschiedenen Fällen ein Urteil zu fällen, sofern der Einzelfall nicht in Rom abgeurteilt worden ist.

Im zweiten Hauptteil, der mit »Die Bittschriften an den Papst« übertitelt ist, erfolgen unter anderem statistische Auswertungen der aufgefundenen Suppliken in der Pönitentiarie sowie in Kanzlei und Kammer. Dass beide Stellen bemüht wurden, wird erhellend erläutert. So bleibt die Autorin nicht bei der Feststellung stehen, dass es sich bei diesen Institutionen nicht um moderne Behörden handelte, sondern sie erläutert, dass vor allem die Kanzlei für Fragen bezüglich des in das Kloster eingebrachten Besitzes und Geldes im Falle eines Transitus zuständig war (S. 127), wie auch, dass diese kurialen Stellen verschiedene hohe Gebühren nahmen, als auch, dass sich die Petenten mehr Erfolg von dieser oder jener Stelle erhofften oder gleich an beide supplizierten.

Verschiedene Aspekte der Auswertungen sind besonders interessant: Dass eher Männer als Frauen wegen begangener Klosterflucht supplizierten, wird einleuchtend erklärt: Für Nonnen bedeutete das Verlassen des sie im Ruf, Leib und Leben schützenden Klosters ein viel größeres Risiko als für Mönche, die sogar ihr Brot (unerlaubterweise) mit

Stolgebühren verdienen konnten. Wie im vorangegangenen Kapitel werden hier ebenso einzelne Aspekte der Dispensfindung im »Behördendschunzel« Roms verständlich geschildert. So sind einzelne Abschnitte wie etwa jener über die Signaturen der gewährten Dispense sehr aufschlussreich – auch für die Benutzung des *Repertorium Poenitentiarie Germanicum* (RPG) und des *Repertorium Germanicum* (RG) im Allgemeinen. Diskutiert werden in diesem Abschnitt auch verschiedene Motive für eine Klosterflucht, wobei deutlich wird, dass nicht nur Frauen, sondern nachgewiesenermaßen auch Männer im späten Mittelalter zum Klostereintritt durch Verwandte oder Mitbrüder gezwungen werden konnten (S. 156), wobei jedoch bei den von den Supplikantinnen angegebenen Gründen der Zwang zur Profess an erster Stelle rangierte (S. 149). Klosterreformen stellten einen gewichtigen Grund zur Klosterflucht dar, wie im nächsten Hauptteil, den »Fallstudien«, herausgearbeitet wurde. Reformen werden in den Suppliken nicht explizit genannt, dieses Motiv ist hinter Formeln verborgen.

In den Fallstudien werden Klosterfluchten aus den Diözesen Augsburg und Konstanz dargestellt, die sowohl in Rom als auch in den Archiven vor Ort Spuren hinterlassen haben. Je nach Quellenlage sind diese Darstellungen in ihrer Breite unterschiedlich ausgearbeitet. Besonders eindrücklich wird die Klosterflucht von Ottobeuren geschildert, deren Vorgeschichte und Nachgang dargelegt wird. Dabei werden die verschiedenen Akteursgruppen, die auch Bischöfe, weltliche Fürsten und Städte mitumfassten, detailliert in den Blick genommen. Während Reformen häufig der Beweggrund für Klosterfluchten waren, obwohl diese in den Suppliken nicht namentlich genannt werden, sondern mit Hilfe der regionalen Quellenüberlieferung herausgearbeitet wurden, sind neben anderen Motiven auch Wissbegier und Versuche, sich in Erbstreitigkeiten durchzusetzen, wichtige Motive. In den Fallbeispielen wird auch das Zusammenspiel von geistlichen und weltlichen Herrschaftsträgern bei dem Einfangen entlaufener Mönche und Nonnen thematisiert.

Es handelt sich um ein im höchsten Maße informatives und spannendes Buch, das zudem flüssig geschrieben ist. Im Anhang enthält es unter anderem die erfassten Fälle von Apostasie und Transitus der gedruckten Bände des RG und des RPG im Untersuchungszeitraum nicht nur der Diözesen Konstanz und Augsburg, sondern aller aufgefundenen Fälle. Dankenswerterweise enthält die Untersuchung auch ein Namens- und ein Ortsregister. Der Katalog der Suppliken wird von der Forschung sicher gerne angenommen werden. Nicht nur wegen diesem gehört die Monographie zu den Bänden, in die jeder hineinschauen sollte, der sich mit einer klösterlichen Einrichtung im Bereich der Helvetia und Germania Sacra des späten Mittelalters befasst.

*Jasmin Hoven-Hacker*

KONRAD KRIMM, MARIA MAGDALENA RÜCKERT (HRSG.): Zisterzienserklöster als Reichsabteien (Oberrheinische Studien, Bd. 36). Ostfildern: Jan Thorbecke 2017. 182 S. m. zahlr. Abb. ISBN 978-3-7995-7831-8. Geb. € 34,00.

Die Zisterzienser waren ursprünglich ein Reformorden, der sich auch bewusst gegenüber den damals mit den Mächtigen eng liierten Benediktinern abgrenzen wollte. Reichtum und Machtausübung sollten eben nicht die Ordenspraxis prägen. Doch mit dem enormen Erfolg waren Wohlstand und z. T. Reichtum verbunden; und so übte man auch nicht allzu lange nach den kargen Anfängen selbst Macht aus, betrieb Grundherrschaften und kaufte gar Dörfer auf, um die eigenen Wirtschaftseinheiten zu vergrößern. Zudem fungierten die Zisterzienser als erster zentral organisierter Ordensverband, der seine Stärke gerade

in der direkten Unterstellung unter eine der Primarabteien und die Integration in das Generalkapitel hatte und durch das ausgebildete Filiationssystem seine Unabhängigkeit von weltlichen bzw. laikalen Gewalten zu wahren vermochte. Mithin waren die Zisterzienser ursprünglich eine gleichsam internationale Klosterorganisation, die eine zentrale Vernetzung mit der Ordensspitze in Frankreich hatte. Nun aber geht es im vorliegenden Band um ein Thema, das diesen ursprünglichen Ideen ganz zu widersprechen scheint: die Ausübung von Herrschaft und die Anbindung an die höchste weltliche Macht – das Reich. Zeitlich umfasst die Studie die Frühe Neuzeit (insbesondere das 18. Jh.), räumlich den süd(west)deutschen Raum. Das war eine Periode, in welcher der einst gewissermaßen international ausgerichtete Orden regionale bzw. »nationale« Kongregationen bildete: so etwa 1580 die polnische, 1618 die oberdeutsche und 1626 die irische Zisterzienserkongregation.

Die vorliegenden sechs Beiträge widmen sich mit dem Thema »Zisterzienserklöster als Reichsabteien« einem Forschungsdesiderat. Hier nun geht es um die Ausrichtung und den Wunsch von Zisterzienserklöstern in Süddeutschland, eigene Herrschaftsbereiche zu sichern und möglichst nah bzw. direkt dem römisch-deutschen Kaiser unterstellt zu sein. Warum also wollten Klöster eines solchen Ordens reichsunmittelbar werden, zumal eine solche Position nicht nur Vorteile, insbesondere in ökonomischer Hinsicht, darstellte? Spannungen mit regionalen Vogtei- und Territorialherren waren ein Grund, die Reichsunmittelbarkeit anzustreben oder zumindest zu wahren. Die Klöster befanden sich immer im Spannungsfeld zwischen Landsässigkeit und Reichsunmittelbarkeit. So versuchten Reichsabteien wie Salem ihre Reichszugehörigkeit gegen die Interessen der Territorialherren zu verteidigen. Auf diese Weise konnte man sich auch gegenüber regionalen Konkurrenten abgrenzen und absichern. Einige Abteien vermochten die Reichsfreiheit erst im 18. Jh. zu erlangen wie beispielsweise Kaisheim.

Wolfgang Wüst berichtet im ersten Beitrag über Orientierungslinien und Bezugsfelder süddeutscher Zisterzienser in der Frühmoderne (S. 11–31) und weist auf die für die Zisterzienser wichtige Funktion der Stadt- und Pflughöfe in den Reichsstädten – Augsburg, Bamberg, Esslingen, Konstanz, Nördlingen, Nürnberg, Überlingen, Ulm – hin. Die Zisterzienser mussten die Gradwanderungen zwischen Ordenstradition, Vogteiverpflichtung, regionaler Anbindung und Reichsfreiheiten bestehen.

Doch nicht nur als Einzelkloster stellte sich die Frage der Reichsunmittelbarkeit: Gerade weil diese tendenziell immer gefährdet war, schlossen sich die reichsunmittelbaren Klöster zur oberdeutschen Zisterzienserkongregation zusammen, was Uli Steiger in seinem Beitrag deutlich macht (S. 33–57). Dort waren letztlich alle Klöster des oberdeutschen Raumes seit dem zweiten Jahrzehnt des 17. Jhs. vereint. Der Zusammenschluss war auch eine Folge des Tridentinums, wo von Rom u. a. Provinzialkapitel gefordert wurden. Das alte zisterziensische Filiationssystem und die daraus resultierenden Verantwortlichkeiten (gerade in Bezug auf die Visitationen) galten de facto kaum mehr. Gefragt waren vielmehr regionale Zusammenschlüsse. Dabei fungierte die Abtei Salem aufgrund ihrer Bedeutung und Wirtschaftskraft als gleichsam natürliches Zentrum für eine Reihe von Klöstern. Kernfrage aber blieb, ob die Kongregation eine Chance auf den Erhalt der klösterlichen Eigenständigkeit darstellte oder vielmehr eine Gefährdung der eigenen Freiheiten. Tatsächlich sahen die Klöster regional enger begrenzter Organisationen mit klaren Rechtsstrukturen und einem Hauptexekutionssitz im Land selbst als sinnvoll an (S. 55f.). Auf diese Weise vermochten die Institute auch eine bessere Position gegenüber den Primarabteien zu erreichen. U. a. standen hier die Gründung eines Studienkollegs, die Abhaltung von regelmäßigen Provinzialkapiteln und die Neuordnung der Visitationen auf dem Programm.

Einem spezielleren Aspekt nimmt sich Ulrich Knapp an, indem er die Kaisersäle reichsunmittelbarer Zisterzienserklöster ausführlich betrachtet (S. 59–105). Es waren dies Festsäle in den Prälaturen, die architektonisch und in ihrem Bildprogramm eng an Kaiser und Reich orientiert waren. Zudem begegnet man Kaiserappartements oder -stiegen. Hieran ist mithin auch eine Entwicklung von manchen Klöstern zu regelrechten (Herrschaftsneben)Residenzen zu erkennen. Gleichwohl waren Kaisersäle auch in landsässigen Klöstern zu finden. Letztlich unbestritten galt die Reichsunmittelbarkeit im 18. Jh. nur für Salem.

Der Begriff »Kaisersaal« wird in der Forschung unterschiedlich verwendet. Denn in den landsässigen österreichischen Klöstern war mit solchen Bezeichnungen nur die Verehrung des Hauses Habsburg verbunden. Ausführlich beschreibt Knapp den Salemer Kaisersaal (S. 73–98), das Raum-, Ausstattungs- und Bildprogramm sowie die Genese. Im Anschluss betrachtet der Autor andere Festsäle oberschwäbischer Klöster. Insbesondere Ende des 16. und zu Beginn des 17. Jhs. ist eine Phase intensiver Bautätigkeit zu beobachten – eine ähnliche Entwicklung also wie beim Schlossbau. Fast alle Neubauten nach dem Dreißigjährigen Krieg waren mit repräsentativen Festsälen ausgestattet.

Einem sonst eher wenig beachteten Thema wendet sich Konrad Krimm zu, indem er die Beziehung der Reichsabtei Salem zu Österreich in den Blick nimmt (S. 107–127). Der Kaiserhof war für die Informationsbeschaffung und die Kontaktpflege der Abtei enorm wichtig, ja »überlebenswichtig« (S. 107).

Maria Magdalena Rückert untersucht die sechs in Oberschwaben und am oberen Neckar gelegenen Frauenklöster unter Salemer Paternität und erkundet dabei Handlungsspielräume zwischen Klausur und Reichsstandschaft (S. 129–148). Die im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit so bedeutende Abtei Salem übte nicht nur über eine Reihe von Männerklöstern die Paternität aus, sondern auch über acht weibliche Konvente des Ordens. Vier dieser Frauenzisterzen vermochten hierbei Reichsunmittelbarkeit zu erlangen. Allerdings war es für die Frauen nicht so einfach wie für die Männer, zwischen den Polen Reichsstandschaft und Klausur Handlungsspielräume zu wahren und auch die Vogteifreiheit zu erhalten. Denn die strengen Klausurvorschriften machten es für die Frauen schwerer, für den eigenen Unterhalt zu sorgen. Dies ist u. a. auch ein Grund, warum sich die Frauenzisterzen eher in bestehenden Ortschaften ansiedelten. Mit dem Erwerb von Herrschaftsrechten auf ihren Gütern entwickelten sich die Frauenkonvente zu Herrschaftsträgern mit obrigkeitlichen Funktionen, wie Rottenmünster oder Kreuztal zeigen. Die strenge Klausur band die Frauenkonvente an den Beichtvater. In ökonomischer Hinsicht waren die Damen auf die Unterstützung eines Prokurators oder Hofmeisters angewiesen. Erst das zunehmende Aufbrechen der Klausur im späteren Mittelalter ermöglichte den Frauen eine stärker externe Präsenz. Allerdings wurden im 18. Jh. die Klausurvorschriften wieder restriktiver, sodass die Frauen aus der Führung der administrativen und ökonomischen Verwaltung erneut herausgedrängt wurden und die Position des Salemer Abtes eine Stärkung erfuhr. Alle sechs Klöster fühlten sich als eine geschlossene Gruppe, bei der es keinen Unterschied machte, ob das Institut reichsunmittelbar oder landsässig war.

In einem letzten Beitrag befasst sich Volker Rödel mit der Säkularisation der Zisterzienserabteien und der Weiternutzung ihrer Anlagen am Beispiel von Salem und Bronnbach (S. 149–168). Der Autor weist zurecht darauf hin, dass die Klöster am Ende des 18. Jhs. »eigentlich in Blüte standen« (S. 152) und eben nicht – wie vielfach noch als Narrativ gerne gepflegt – ohnehin untergegangen wären, wenn es keine externe Säkularisation gegeben hätte. Vielmehr galten diese Klöster »1802 als prosperierende wirtschaftliche Großbetriebe« (S. 168). Diese Beobachtung kann auch für das Rheinland grosso modo bejaht

werden. Bei der Säkularisation selbst machte man keinen Unterschied mehr zwischen reichsunmittelbaren Abteien und Klöstern auf der einen und landsässigen auf der anderen Seite. Salem wurde nach der Aufhebung 1804 als landesfürstliches Schloss genutzt.

Es ging also mithin auch immer um das Spannungsverhältnis, das entstanden war, weil die Abteien in zwei Hierarchien eingebunden waren: in die zentral verfasste Ordensstruktur einerseits und in die Ständeordnung des Reiches und der Reichskreise andererseits. Die Stellung als Reichsabtei brachte eine Reihe von Vorteilen (gute Kontakte zur Reichsebene, Sicherung der Herrschaft, Prestige etc.) mit, war aber auch für das jeweilige Kloster mit Sonderlasten für das Reich verbunden. Bei der Säkularisation spielte dieser Status keine entscheidende Rolle mehr.

Der Band ist sehr gut bebildert, es gibt z. T. eine Reihe von sehr qualitativollen Farbtafeln; aber auch die schwarz-weißen Abbildungen sind gut reproduziert. Bei einigen zeitgenössischen Karten (S. 16, Abb. 5: Salemer Klosterterritorium mit den Wirtschaftsf lächen der Grangien – Letztere sind hier gar nicht zu erkennen) wäre eine größere Wiedergabe sinnvoll gewesen, damit sie nicht nur als plakative Illustration dienen, sondern auch der Karteninhalt erschlossen werden kann. Ein Orts- und Personenregister schließt den interessanten Band ab, der für den südwestdeutschen Raum eine Forschungslücke über Zisterzienserklöster als Reichsabteien schließt.

*Wolfgang Rosen*

STAATLICHE SCHLÖSSER UND GÄRTEN BADEN WÜRTTEMBERG (HRSG.): Die Zisterzienser. Konzeptionen klösterlichen Lebens. Regensburg: Schnell & Steiner 2017. 328 S. m. zahlr. farb. Abb. ISBN 978-3-7954-3194-5. Geb. € 24,95.

Die Zisterzienserforschung boomt: Das dritte Heft des 124. Jahrgangs der Cistercienser Chronik (2017) wagte diesbezüglich den »Versuch einer Bestandsaufnahme«, wie der Untertitel des Heftes mitteilt. So hatte Alkuin Schachenmayr allein für den deutschsprachigen Raum 1.500 Titel in seinem Beitrag zu beachten, die seit dem Jahr 2000 erschienen sind, wie Ralf Lützel Schwab in seinem einführenden Beitrag darlegt. Neben der Feststellung, dass Fragen der Spiritualität des Ordens im Fokus der Forschung stehen, die wissenschaftliche Qualität der Beiträge dabei aber oft nicht entsprechende Mindeststandards erfülle und der Erkenntnis, dass Fragen zur Ökonomie der Zisterzienser mittlerweile ihre zentrale Bedeutung vor allem zugunsten der Kunst- und Architekturgeschichte verloren haben, bemängelt Lützel Schwab in erster Linie die stiefmütterliche Behandlung der Frühneuzeit und der Moderne in der Zisterzienserforschung.

Der zu besprechende, in Teilen auf ein im Kloster Schöntal vom 26.–28.04.2013 stattgefundenes Kolloquium zurückgehende Band springt hier sozusagen in die Bresche, indem er seinen chronologischen Schwerpunkt vor allem auf die Zeit nach dem Dreißigjährigen Krieg legt. Des Weiteren enthält der interdisziplinäre Band Beiträge, die neben u. a. spirituellen und kunstgeschichtlichen Fragen auch wirtschaftsgeschichtliche Aspekte einbeziehen. Die Intention des Sammelbandes sei es, so Joachim Werz in seinem einführenden Beitrag, »den Zisterzienserorden und seine Konzeptionen klösterlichen Lebens anhand geeigneter Fallstudien und anschaulicher Beispiele systematisch« zu untersuchen, was ein »aktuelles Desiderat« (S. 11) der Zisterzienserforschung sei. »Die interdisziplinären und innovativen Beiträge und Forschungsergebnisse«, so Werz weiter, »sollen dazu dienen, den Zisterzienserorden besser zu verstehen und anhand der theoretischen Kategorien der »Konzeptionen klösterlichen Lebens« zu erschließen« (S. 16). Der Band ist in vier Sektionen gegliedert. Die erste, mit dem Titel »Zisterziensische Konzeptionen



monastischen Selbstverständnisses« überschriebene Sektion enthält insgesamt vier Beiträge, die sich der Thematik aus verschiedenen Blickwinkeln zuwenden. Georg Kalckerts Beitrag befasst sich grundsätzlich mit »Leben und Wirken der Zisterzienser«, wobei er auf die Einheitlichkeit und ganzheitliche Aspekte des Ordens anhand verschiedener Beispiele abzielt. Wolfgang Buchmüller eröffnet grundlegende Einblicke in die zisterziensische Spiritualität. Aus kunsthistorischer Perspektive widmet sich dann Elisabeth Krebs' Beitrag der »Hermeneutik des Huldigungsbildes für den Salemer Prälaten Emmanuel II. Sulger (reg. 1680–1698)«. Im letzten Beitrag der Sektion betrachtet Joachim Werz die aus dem Zisterzienserkloster Schöntal stammenden Bücher in der Königlichen Handbibliothek des Wilhelmstifts Tübingen »als Quellen konfessionellen Wissens«. Die zweite Sektion »Einflüsse und Variablen« enthält zwei Beiträge, die die Geschichte der Zisterzienserklöster Schöntal (Frank Kleinhagenbrock) und Maulbronn (Martin Ehlers) aus verschiedenen Blickwinkeln im historischen Kontext des Dreißigjährigen Krieges verortet untersuchen. Der Beitrag von Benjamin Greiner untersucht die Jurisdiktionsrechte des Klosters Schöntal in Bezug auf die Frage, wie im 17. und 18. Jahrhundert »die tatsächliche klösterliche Herrschaft zu beschreiben ist« (S. 111). Johannes Mayr richtet dann seinen Blick auf die Orgeln der Barockzeit in Zisterzienserklöstern in Süddeutschland und Stefan Morent untersucht die im Bestand des Hauptstaatsarchivs Stuttgart gelegenen Fragmente liturgischer Musikhandschriften der Zisterzienserklöster Herrenalb und Schöntal aus dem Mittelalter. Abschließend konstatiert Alkuin Volker Schachenmayr, dass die drei von ihm im Titel seines Beitrags als »typisch untypische Zisterzienserwallfahrten der Frühen Neuzeit« bezeichnete Wallfahrten »kein Proprium« darstellen würden und stattdessen »eher als Grundmodelle zu verstehen« (S. 156) seien. Mit »Aus(sen)wirkung und Repräsentation«, so die Überschrift der dritten Sektion, zisterziensischer Klöster befassen sich die Beiträge von Ulrich Knapp, Katinka Häret-Krug und Markus Thome aus kunsthistorischer Perspektive, während sich Bruno Norbert Hannover in diesem Zusammenhang spirituellen Fragen des Zisterzienserordens zuwendet. In der letzten Sektion »Ideal und Wirklichkeit« richtet Maria Magdalena Rückert den Fokus auf das Verhältnis äußerer Prachtfaltung des Klosters Schöntal im 18. Jahrhundert und der Verhältnisse im Inneren, während der Beitrag von Justinus C. Pech etwas allgemeiner »Abwägungen zwischen marktwirtschaftlichen Rahmenbedingungen und Regelvorgaben des Benedikt von Nursia« thematisiert. Ulrike Hascher-Burger untersucht am Beispiel niedersächsischer Zisterzienserinnenklöster die Auswirkungen der im Rahmen der norddeutschen Klosterreform des 15. Jahrhunderts vollzogenen Liturgiereform auf das Medium Buch. Abschließend zeichnet Jens Ruffer den Weg der Entwicklung der Klöster Lehnin und Chorin im 19. Jahrhundert zu Denkmälern nach. Im Anhang findet sich neben dem Tagungsbericht von Joachim Werz u. a. noch ein für die Erschließung des umfangreichen Bandes sehr hilfreiches Register, das nach Sachen, Orten und Namen gegliedert ist. Da die zahlreichen Einzelbeiträge an dieser Stelle nicht erschöpfend besprochen werden können, werde ich im Folgenden nur allgemeine Aspekte thematisieren.

In Bezug auf die Kontrastierung der Begriffe Ideal und Wirklichkeit in der letzten Sektion des Bandes muss Folgendes angemerkt werden: Aus mediävistischer Perspektive konstatierte Werner Rösener bereits 2009 im einführenden Beitrag des Tagungsbandes »Norm und Realität. Kontinuität und Wandel der Zisterzienser im Mittelalter«, dass »die Gegenüberstellung von Norm und Realität« geeigneter sei, »um [...] die Vielfalt klösterlicher Existenz zwischen Norm und Realität zu erfassen«, als die »eine Dekadenz der Klöster bei der Verwirklichung der Ordensprinzipien« (S. 3) suggerierende »Gegenüberstellung von Ideal und Wirklichkeit« (S. 2f.). »Jede religiöse Norm bedarf der konkreten Umsetzung in die historische Wirklichkeit, so dass zwischen Norm und Realität eine

komplizierte Interdependenz besteht, die sich nicht allein mit der Gegenüberstellung von Ideal und Wirklichkeit beschreiben lässt« (S. 3). Wenn Werz mit der gegensätzlichen Begrifflichkeit eingangs auf die Vernetzung von raum-zeitlichen und sozialen Faktoren sowie den »jeweiligen Menschen samt ihren Vorstellungen von Gott, Glaube und Kirche« (S. 15) mit der Entwicklung der Ideale und dem tatsächlichen Leben in den Klöstern abzielt, ist er also näher an Röseners Ansichten, als die Dichotomie Ideal und Wirklichkeit vermitteln mag. Es ist jedoch zu hinterfragen, inwiefern in diesem Kontext, so Werz, von »sich ergebenden Spannungen zwischen Ideal und Wirklichkeit« (S. 15) gesprochen werden kann. Rückert macht am Ende ihres Beitrags deutlich, dass »die These vom ›inneren Verfall‹« (S. 264) Schöntals im 18. Jahrhundert fraglich ist und hebt die Suggestion der Dekadenz damit gerade am konkreten Beispiel aus. Eine diesbezügliche Infragestellung des älteren Konzepts von Ideal und Wirklichkeit wäre ein zentraler Punkt, an dem entsprechend Werz' eigener Forderung die »Überlegungen« des Bandes »ergänzt, vertieft und weitergedacht werden müssen« (S. 16). Insgesamt verringert dieser Band durch seine chronologische Ausrichtung jedoch das oben angesprochene Desiderat der Zisterziensforschung und eröffnet durch seine interdisziplinären Beiträge und interessanten wie anregenden Ansätze vielfältige Perspektiven auf den Untersuchungsgegenstand, was durchweg positiv hervorzuheben ist.

Christian Stadelmaier

#### 8. Kunst-, Musik- und Literaturgeschichte

HUGO BRANDENBURG: Die Konstantinische Petersbasilika am Vatikan in Rom. Anmerkungen zu ihrer Chronologie, Architektur und Ausstattung. Regensburg: Schnell & Steiner 2017. 144 S. m. zahlr. Abb. ISBN 978-3-7954-3272-0. Geb. € 24,95.

St. Peter's Basilica is one of the most famous Early Christian monuments and its detailed knowledge has fundamental importance for Rome, Early Christian architecture and late antique history. The volume is a masterful synthesis of a vast literature and of specific studies of the Author at the intersection of several fields of research: literary, epigraphic, architectural and archaeological. The book is articulated in nine chapters. It begins with the discussion of the principal source for the Early Christian basilicas of Rome, the *Liber Pontificalis*. The 2<sup>nd</sup> and 4<sup>th</sup> chapter analyse the evidence for the dating of the foundation: the list of the Constantinian donations, the brickstamps with the name of the emperor, the coins found during the demolition of the old basilica for erecting the new one, the altars of the adjacent pagan sanctuary of the *Magna Mater*, the literary sources, the comparison with the duration of the works for constructing similar building like St. Paul's. The 3<sup>rd</sup> chapter is devoted to examine the architectural structure of the building, touching upon some key points like the area around the *memoria* (the shrine enclosing the tomb of the apostle) in the apse, the transept, the position of the altar and the *cathedra* (the bishop's throne). The decoration occupies the 5<sup>th</sup> chapter: in the apse the Author defends the attribution to Constantine of the inscription, consequently raising the date of the mosaic with *Traditio Legis*, which probably decorated the niche. The triumphal arch was decorated too by a Constantinian mosaic with Christ *kosmokrator* and a distich celebrating the reunification of the two halves of the Empire after the victory over Licinius in 324. We do not have evidence for reconstructing the decoration of the apsidal arch, but Brandenburg hypothesizes an *Etimasia*, the empty throne symbol of God, a solution similar to that adopted in the Basilica of S. Maria

Maggiore around the first half of the 5<sup>th</sup> century. The architectural decoration and the marble revetment are discussed in detail, arriving to some of the most innovative proposals for the frescos decorating the clerestory of the nave and the façade in the atrium. A series of drawings and notes of the early 17<sup>th</sup> century document a great part of the decoration before its demolition. In the nave there was a double fries of panels portraying stories from the Old Testament on the right side and from the New Testament on the left. A recent reexamination of the iconography proposed raising the traditional 5<sup>th</sup> century date to the late 4<sup>th</sup> century, but Brandenburg explores the possibility of an earlier Constantinian date. In the atrium, a mosaic of the middle of the 5<sup>th</sup> century, portraying the Apocalyptic vision inspired by the book of Revelation, was reconstructed on the basis of some inscriptions and notes from syllogai of the 7<sup>th</sup> century and a miniature of the 11<sup>th</sup> century. Reconsidering the description by Paulinus of Nola of the year 396–397, the Author exploits an allusion to the *cerula frons*, the blue façade, of the basilica: the colour is unusual for plaster but normal for the ground of the late antique monumental mosaics. This clue allows the proposal that the 5<sup>th</sup> century mosaic repeats the subject of an earlier Constantinian predecessor. The last chapters treat the atrium, the *secretarium* (sacristy), the burials in the basilica and some closing remarks.

The arguments for accepting the traditional attribution of the basilica to Constantine, against recent but groundless doubts, are sound. Very interesting the proposal raising the date of the most part of the figural decoration to the first phase, even if – for apsidal arch, nave and atrium – on quite hypothetical basis, contrasting a tendency of the studies for later dates or even for hypothesizing an aniconic Constantinian period. The only detail where the reviewer's opinion disagrees is the presence of Constantine on the mosaic of the triumphal arch, which is refused by the Author, but is needed on the basis of the early 16<sup>th</sup> century description by cardinal Giacobacci, who saw "*Constantinus imperator in mosaico depictus*" (emperor Constantine portrayed in mosaic).

The Author has a perfect mastery of the complex problems related to the basilica: the text guides the reader with clarity and linearity through the difficulties of the historical and architectural reconstruction. The set of reconstructive illustrations, realized by the architects Konstantin Brandenburg and Andrea Morales, is of the highest value to explain in the clearest and easiest way the reconstruction of the basilica. The book will constitute an obligatory reference for the future studies on St. Peter's and the Early Christian architecture.

Paolo Liverani

DÖRTHE JAKOBS U.A. (HRSG.): UNESCO-Weltkulturerbe Reichenau. Die Wandmalereien in der Kirche St. Georg. Interdisziplinarität als Schlüssel zu einer nachhaltigen Denkmalpflege (Arbeitshefte – Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart, Bd. 33). Ostfildern: Thorbecke 2017. 248 S. m. zahlr. farb. Abb. ISBN 978-3-7995-1228-2. Kart. € 39,00.

Mit dem Tagungsband zu dem im März 2017 stattgefundenen Abschlusskolloquium des gleichnamigen DBU-Projektes wurde eine Publikation mit dem Anspruch vorgelegt, ein Problemfeld der Wandmalereierhaltung am konkreten Beispiel musterhaft und dabei methodisch und technisch auf äußerst hohem Niveau zu bearbeiten. Das Projekt diente der Grundlagenforschung zur Thematik der Beeinflussung von Wandmalereien durch ihre nahfeldklimatischen Bedingungen. Nun sind die karolingischen Wandmalereien von St. Georg auf der Reichenau seit über 30 Jahren Gegenstand intensiver fachübergreifender

wissenschaftlicher Erforschung und es liegen damit Vorkenntnisse in bemerkenswerter Menge und Qualität vor.

Damit bestehen ganz außergewöhnliche Grundlagen für jedes neue Forschungskonzept und für die Interpretation neuer Ergebnisse. Vor allem sind durch die frühere Beschäftigung und durch die Kontinuität bereits Maßstäbe gesetzt worden. Es ist ein hohes Verdienst, dass dem aktuell nicht nachgestanden wird. Schon an die Grundlagenerstellung und die Schaffung der Rahmenbedingungen für die Durchführung des Forschungsvorhabens wurde ein außerordentlich hoher Qualitätsanspruch gelegt. Neben Fragen der Bauaufnahme und der Dokumentation betrifft dies in besonderer Weise die Informations- und Datenverwaltung. Auf modernstem Stand bearbeitet finden diese Aspekte der Vorbereitung und der Projektorganisation in der Publikation gleichermaßen Berücksichtigung wie die Beiträge zur Forschungsarbeit selbst.

Diese beinhalten Untersuchungen zur Identifizierung von verwendeten Baumaterialien, zur Ermittlung der Feuchte- und Salzbelastung sowie zum resultierenden Materialverhalten, die nach neuestem Stand der verfügbaren Technik und unter dem Aspekt geringstmöglicher Eingriffe durchgeführt worden sind. Außerordentlich interessant folgen Ergebnisberichte und Bewertungen zum mikrobiellen Befall, zu den Luftschadstoffen und zum Raumklima. Die Beiträge der Fachleute aus Naturwissenschaft und Materialprüfung stellen eine bemerkenswerte Standortbestimmung für die aktuellen Möglichkeiten der Wandmalereiuntersuchung dar. Enorm wertvoll sind zunächst die unmittelbar vergleichbaren Daten und deren Auswertung hinsichtlich der langjährigen Entwicklung von Objektbefinden und Umfeldeigenschaften. Hochinteressant ist darüber hinaus der gewonnene Wissenszuwachs durch die neuen Mess- und Analysetechniken, selbst und gerade an einem Objekt mit so intensiver Untersuchungsgeschichte. Durchaus neuartig ist der Untersuchungsansatz zur quantitativen und qualitativen Luftstaubanalyse in der vorgestellten Weise. Raumluftmonitoring bleibt sicher Gegenstand weiterer Pilotprojekte. Es wird noch festzustellen sein, in welchem Grade die Schadursachenbewertung hier grundsätzlich belastbarer Messwerte bedarf, wie es sich in den vergangenen Jahrzehnten etwa für die klimatischen Bedingungen, für den Salzhaushalt und zunehmend auch für die mikrobielle Befallssituation erwiesen hat und auch hier am Beispiel St. Georg wieder deutlich wird.

Es geht bei all dem nicht um neue, zeitgemäße Standardvorgaben für Untersuchungstechniken, sondern vielmehr um das methodische Vorgehen des Ermitteln, Bewertens und Eingreifens. Die Ergebnisauswertungen münden auch nicht in einer komplexen Restaurierungsplanung, sondern in einer Strategie des schrittweisen und dabei unablässig beobachteten Veränderens abträglicher Umfeldbedingungen. Ein Hauptaugenmerk liegt zusätzlich auf der fachübergreifenden Zusammenarbeit, da die Arbeitsaufgabe nur im interdisziplinärem Nach-, Neben- und Miteinander zu bewältigen war. Die Publikation spiegelt das wider, die Zusammenfügung der von den unterschiedlichen am Projekt beteiligten Fachleuten verfassten Beiträge ist als sehr gelungene Leistung hervorzuheben. In den Themenblöcken Dokumentation, Material, Mikrobiologie und Klima werden die Texte inhaltlich sortiert, zu einem lesenswerten Gesamtdokument werden sie aber durch die moderierenden Einführungen und erläuternden Zusätze der leitenden Restauratorin. Es kann hiervon ausgehend nur erahnt werden, welche enorme Rolle der restauratorischen Projektleitung bei Vorbereitung, Organisation und Durchführung des gesamten DBU-Projektes zufiel.

*Arnulf Dähne*

HUBERT SOWA (HRSG.): Der Bamberger Dom. Sehen – Verstehen – Nachdenken. Regensburg: Schnell & Steiner 2016. 143 S. m. zahlr. farb. Abb. ISBN 978-3-7954-2651-4. Kart. € 19,95.

Im Jahre 1990 veröffentlichte Bernhard Kümmelmann, Mitglied der Bamberger Künstlergruppe InfUG, einen Bildband mit dem Titel »BAM Berg. Ein Gesicht«. Dieser zeigte in Schwarzweiß und großformatig die hässlichen, die bedrohten Seiten der Weltkulturerbestadt Bamberg, versehen mit bissigen Kommentaren. Es ist nicht unwichtig, dies zu wissen, wenn man heute den hauptsächlich von Bernhard Kümmelmann mit stimmungsvollen Farbbildern ausgestatteten Band zum Bamberger Dom in die Hand nimmt, der 2016 im Regensburger Verlag Schnell + Steiner erschien. Man hat sich nun also auf den Kern des Stadtkunstwerks Bamberg und seine Botschaft besonnen, denn Kümmelmans Künstlerkollege Hubert Sowa, heute Professor für Kunst und ihre Didaktik an der Pädagogischen Hochschule Ludwigsburg, firmiert als Herausgeber und Konzeptor. Somit darf man ein durchdachtes, auch für den Laien klug aufgebautes Werk erwarten, wie es der Verlag ankündigt: »In seiner visuellen Darstellung und seinem modernen Konzept« gehe »dieses Buch einen neuen Weg«. Und in der Tat, das trotz seines größeren Formats handliche, üppig bebilderte Buch liefert bei aller Knappheit doch eine tief schürfende Anleitung zum Sehen, Verstehen und Nachdenken.

Um dies verwirklichen zu können, hat sich Hubert Sowa der Mitarbeit der derzeit in Bamberg den Ton angehenden Kunsthistoriker/-innen versichert, unter anderem des derzeitigen Inhabers des Lehrstuhls für Mittelalterliche Kunstgeschichte, Stephan Albrecht, dessen Frau, der Kunsthistorikerin Anna Elisabeth Albrecht, des Leiters des Diözesanmuseums, Holger Kempkens, und der Leiterin der Volkshochschule, Anna Scherbaum. Dies sichert den aktuellen Kenntnisstand über das Baudenkmal und seine Ausstattung – wobei die hier exemplarisch ausgewählten Namen nicht die Bedeutung der übrigen Beiträger schmälern sollen, unter denen z. B. mit Christian Hecht oder Clemens Kosch zwar nicht in Bamberg ansässige, doch hochkarätige, überregional ausgewiesene Kenner in ihren jeweiligen Forschungsgebieten aufscheinen. Dies schraubt allerdings auch die Ansprüche, die man an das Buch haben kann, nach oben.

Es ist in drei Hauptkapitel aufgeteilt. Sie behandeln den Bau selbst, die berühmtesten Bildwerke seiner bekanntlich mittelalterliches Höchstniveau erreichenden Ausstattung und – was hervorzuheben ist – auch den Ritus, aus dem ein solches Gesamtgebilde allein zu verstehen ist. Gerade hier ist ja in einer zunehmend säkularen oder aber sich in eher privatem Partikularglauben von der Vergangenheit abwendenden Zeit anzusetzen, um überhaupt ein Basisverständnis für Sinn und Form der alten Kunst wecken zu können. Der Aufbau folgt dabei der »natürlichen« Reihenfolge, denn das Buch behandelt zuerst den Bau (also die durchaus bedeutende und bedeutungsträchtige »Hülle«), dann einzelne Ausstattungsstücke und am Ende die rituellen Aspekte an einzelnen im Dom oder Diözesanmuseum bewahrten Objekten – von den Glocken, über die Gewänder von internationalem Rang hin zu Musik und dafür geschaffenen liturgischen Büchern wie dem künstlerisch überragenden Perikopenbuch Kaiser Heinrichs II., das zu Beginn des 12. Jahrhunderts im Inselkloster der Reichenau geschaffen wurde. (Dass sich die Handschrift heute in der Münchner Staatsbibliothek befindet, hielt man in Bamberg nicht der Erwähnung wert, vielleicht um die hier in den letzten Jahren geführten Rückgabediskussionen nicht zu befeuern.)

Für die Darstellung eines Themas oder eines Objekts wird in den meisten Fällen jeweils eine Seite Text zugestanden, der dann eine ganzseitige Abbildung zugeordnet ist und, bei den wichtigsten Themen, noch eine Doppelseite mit Abbildungen folgt.

Wo man sich jeweils befindet, wird in einer Grundrisskizze mit farbiger Markierung angezeigt.

Die Abbildungen sind zumeist hervorragend, allerdings nicht durchgängig »korrekt« in einem streng kunsthistorischen Sinne. Vielmehr geben sie, wie z. B. die auf S. 27 (»Blick aus der Sakraments-Kapelle zum Westchor«), eher die Stimmung wieder und scheuen es daher auch nicht, die zahlreichen Besucher des Domes mit ins Bild zu nehmen (S. 29, 31). Dies ist keineswegs als Kritik zu verstehen, denn unter den vielen Abbildungen, die bis heute vom Bamberger Dom gefertigt wurden, fanden sich selten so lebendige, die den Ist-Zustand »hautnah« wiedergeben und z. B. die berühmten Bildwerke, zuvorderst den Reiter, eben nicht noch zusätzlich stilisieren. Bilder wie die vom Tympanon der Gnadenpforte zeigen gerade nicht eine touristische Hochglanzansicht, sondern ermöglichen auch dem fachkundigen Betrachter einen detaillierten Einblick, den man so vor dem Original kaum je hat. Besonders gilt dies auch für die schönen Aufnahmen aus für Besucher normalerweise unzugänglichen Bereichen, so diejenigen des einzigartigen Papstgrabes im Westchor.

Zu bemängeln wäre hier freilich, dass mehrere Fotos von den Abgüssen der Skulpturen am Adamsportal sowie von Synagoge und Ecclesia am Fürstenportal gemacht wurden – und eine solche Aufnahme sogar auf dem Einband des Buches gedruckt wurde. Hier hätten – wie auch sonst – die Originale im Vordergrund stehen müssen. Lediglich um die frühere Aufstellung der Skulpturen in den Portalgewänden zu verdeutlichen, sind aktuelle Aufnahmen der Kopien unumgänglich (Cover, S. 57), will man nicht (was ja auch denkbar wäre) auf historische Aufnahmen zurückgreifen.

Inhaltlich bietet das Buch schon wegen der eingangs erwähnten, auf dem aktuellen Forschungsstand arbeitenden »Crew« einen soliden, zum Teil mit berechtigter Vorsicht argumentierenden Einstieg in die vielfältige Materie einer Kathedrale, die seit ihrer Erbauung in Funktion und somit ständigem Wandel unterworfen ist. Es ist als positiv hervorzuheben, dass hier wirklich alle Phasen der Ausstattung berücksichtigt wurden. Selbstverständlich erhalten die mittelalterlichen Steinskulpturen mit ihren ganz verschiedenen Bestimmungen den herausragenden Platz, der ihnen gebührt. Allerdings wird derjenige enttäuscht werden, der hier eine etwas tiefer in die Materie führende Analyse zu finden hofft, sei es in künstlerischer Hinsicht, sei es im Hinblick auf die vielfältigen Überlegungen zur ursprünglichen Aufstellung der heute ja offenkundig nicht im Sinne ihrer Erfinder aufgestellten Skulpturen im nördlichen Seitenschiff. Doch werden eben auch der manieristische Georgsaltar, die weitgehend verlorene barocke Ausstattung, der neoromanische Hochaltar im Ostchor, das darüber 1927 angebrachte Apsisfresko Karl Caspars (1879–1956) oder der 1975 aufgestellte Zelebrationsaltar von Klaus Backmund (\* 1929) behandelt. Gewiss hätte man sich noch einige wenige Objekte zusätzlich ebenfalls eingehender vorgestellt gewünscht, so das Grabmal Bischof Albrechts von Wertheim († 1421), ein Hauptwerk des Schönen Stils, das immerhin eine Abbildung erhielt. Und vielleicht hätte der Hinweis auf einen Abstecher in die Michaelskirche (S. 51), wo sich ja die neuzeitlichen, z. T. sehr qualitätvollen Bischofsgräber des Domes nach dessen Purifizierung im 19. Jahrhundert befinden, noch konkretisiert werden können.

Dies mag nach Beckmesserei klingen, angesichts eines im großen Ganzen gelungenen, mit einem historischen Überblick in ausklappbaren Einbandseiten, des Weiteren mit Erläuterungen der Fachbegriffe und einem ebenfalls erklärenden Personenregister ausgestatteten Bandes. Allerdings müssen auch noch einige gewichtigere Mängel vermerkt werden.

So sollte ein solches Buch, das ja mehr sein möchte als ein Touristen-Führer, den Interessierten doch auch Hinweise auf die Vorleistungen geben, die wissenschaftliche Basis,



ohne die es ja nicht zu denken wäre. Gerade weil an manchen Stellen nicht allzu tief gebohrt werden konnte, wollte man nicht den Umfang sprengen, hätte das Literaturverzeichnis ein wenig umfangreicher ausfallen müssen. Der Hinweis auf das 2015 erschienene Dom-Inventar (hrsg. von Matthias Exner) bietet zwar dem Kundigen gewiss umfassende Aufklärung. Doch welcher der hoffentlich zahlreichen interessierten Laien unter den Lesern wird sich mit einem so schwergewichtigen Werk herumschlagen wollen, das ja Vollständigkeit anstrebt? Hier wäre es durchaus angemessen gewesen, wenigstens einige Hinweise auf die Publikationen der Dom-Forschung der vergangenen Jahrzehnte und deren verdienstvolle Hauptprotagonisten wie Renate Baumgärtel-Fleischmann, Achim Hubel, Willibald Sauerländer, Manfred Schuller und Robert Suckale einzufügen. Dass deren Namen nicht ein einziges Mal auftauchen, hat eine allzu sparsame Note, die einem solchen Buch nicht angemessen ist. Denn der Bamberger Dom ist eines der europäischen Hauptwerke – und die zu ihm insbesondere seit Wiedergründung der Bamberger Otto-Friedrich-Universität mit ihrem Mittelalter-Schwerpunkt gleichsam am Ort des Geschehens geleistete Forschung hat in vielerlei Hinsicht Vorbildcharakter.

Eigenartig berührt auch die Aussparung der Thematik von Synagoge und Ecclesia am Fürstenportal. Gerade in Zeiten, in denen aus einer falsch verstandenen rückwirkenden »political correctness« z. T. sogar die Entfernung historischer jüdenfeindlicher Bildwerke gefordert wird, ist es doch ein zentrales Thema, Art und Umfang der mittelalterlichen Diffamierung der Juden eingehender zu behandeln. Und deren theologische Grundlage wurde ja durch die nachträgliche Anbringung der beiden (zudem bildhauerisch herausragenden) Personifikationen zu Seiten des Hauptportals (!) der Kathedrale medial überaus wirksam ins Bild gesetzt. Ein eigenartiger Mangel, den man sich nicht recht erklären kann, denn »Nachdenken«, Reflektieren ist doch gerade eines der Ziele, die mit dem vorliegenden Werk erreicht werden sollten.

Zum Schluss ist zum Anfang des Buches zurückzukehren, dem wohl schwierigsten und m. E. am wenigsten gelungenen Teil. Es ist verständlich, dass man alte Konzepte wie das des »Kaiserdoms« mit all seinen national(istisch)en Implikationen nicht wiederbeleben wollte – und gewiss ist es problematisch, einen komplexen Bau, der von Anfang an verschiedenen Funktionen und Interessen diente, einem einheitlichen – wie man heute gern sagt – Narrativ zu unterwerfen. Aber hier ist das Buchkonzept doch zu sehr in Einzelheiten zerfallen.

Dem Abschnitt »Der Bau« vorgeschaltet ist auf S. 14f. eine von Stephan Albrecht verfasste knappe Baugeschichte bzw. -analyse, die aber letztlich doch keine ist, da sie, dem (etwas paradoxen!) Vorsatz des Buches folgend, »den Leser nicht mit einem Zuviel an Wissen (zu überschütten)« (S. 9), nur Ergebnisse knapp referiert. Hier ist die Bebilderung rein illustrativ, da ohne Beschriftung. Der knapp umreißenen baukünstlerischen Analyse der einzelnen Bauabschnitte des Domes hätte man diese Bildchen jedoch präziser zuordnen müssen. Und warum konnte man nicht einen einfachen Bauphasenplan oder wenigstens einen guten Grundriss einfügen, der doch Vieles rascher verständlich machen würde? Abbildungen zu einzelnen der hier erwähnten Vergleichsbauten folgen dann auf S. 22 – auch dies erschließt sich dem unerfahrenen Leser wohl kaum.

Erst nach der überblickenden Bauanalyse folgt dann auf S. 16f. der historische Hintergrund, dass nämlich Heinrich II. aus der alten Babenburger am Zusammenfluss von Regnitz und Main zielgerichtet den neuen Bischofssitz und – nicht zuletzt städtebaulich – eine »Roma secunda« entwickelte. Anschließend wiederum wird der Dom ins Stadtbild eingeordnet, sodann werden einzelne Raumkomponenten seiner Architektur behandelt (»Raum als Bedeutungsträger«, S. 24; »Viele Räume«, S. 26; sodann Ost- und Westchor). Danach wendet man sich ganz konkret einzelnen Aspekten von Architektur zu: Stein,

Licht, Ornament, um schließlich wieder zu einzelnen Räumen und Kuben zu kommen, nämlich den Krypten und Türmen.

Hier könnte man bei einer hoffentlich zu erwartenden Zweitaufgabe gewiss ordnend eingreifen – z. B. die hinten platzierten Teile über die Krypten vorziehen, denn in der (neuen!) Westkrypta sind ja nun einmal – wie zu Recht herausgehoben – wesentliche Reste des Heinrichsdoms erhalten, und zudem handelt es sich bei der Ostkrypta schlicht um den ältesten Bauteil der bestehenden Kathedrale. So könnte man die Heinrichszeit, die ja zu Recht auch für den heutigen Bau als noch im Wesentlichen verbindlich herausgestellt wird, etwas klarer präsentieren. Es scheint hier, wohl auch durch die Beteiligung mehrerer Autoren, etwas an konzeptioneller Durcharbeitung gemangelt zu haben, so auch, wenn dann die Ergebnisse älterer Forschung (ohne dass dies mangels wissenschaftlichen Apparats so recht nachvollziehbar wäre) doch vielleicht etwas allzusehr relativiert werden: So fragt man sich, weshalb nach Clemens Kosch (S. 30) nun der mit Peterschor und westlichem Querhaus gegebene Bezug auf St. Peter in Rom nicht mehr gelten soll, weil der Typus der Doppelchörigkeit dem widerspreche. Dem Rezensenten scheint hier kein Widerspruch erkennbar – und weswegen man sich in Bamberg, das Heinrich II. sich ja zweifellos als Herrschaftszentrum auserkoren hatte, nun eher allgemein auf andere Großbauten wie den Kölner Dom bezogen haben sollte, erschließt sich nicht.

Insgesamt aber ist dem Schnell + Steiner Verlag in Druckqualität und »Volksnähe« ein Buch gelungen, dem man viele Leser und Leserinnen und künftig auch entsprechende Nachfolgebände für andere herausragende Baudenkmäler wünscht.

*Markus Hörsch*

Helga STEIGER: St. Michael in Schwäbisch Hall. Untersuchungen zur Geschichte und Baugeschichte im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit (Forschungen und Berichte der Bau- und Kulturdenkmalpflege in Baden-Württemberg, Bd. 16). Ostfildern: Thorbecke 2016. 264 S. m. zahlr. farb. Abb. ISBN 978-3-7995-1190-2. Geb. € 65,00.

Die von Helga Steiger vorgelegte Monographie »St. Michael in Schwäbisch Hall« bietet eine sich der Stadtkirche St. Michael widmende Veröffentlichung, die bisher erbrachte Forschungsergebnisse zusammenfasst und vertieft. Die Leistung des Werks besteht aber nicht allein darin, die Basis der Forschungsergebnisse zu sammeln, sondern vielmehr darin, die bestehenden Leistungen zueinander in Verbindung zu setzen und diese in den baugeschichtlichen Kontext anderer regional näher und ferner liegender Kirchen (wie etwa St. Vitus in Ellwangen, der Wormser Dom St. Peter oder die Comburg St. Nikolaus und Maria) zu setzen. Es lässt sich dem Text anmerken, wie intensiv sich die Autorin mit der Materie auseinandergesetzt hat und mit den umfangreichen Inhalten vertraut ist. Sehr hilfreich sind darüber hinaus die vielen bildlichen Darstellungen, Grafiken und Tabellen, die es dem Leser erleichtern, in die Fülle an Informationen hindurch einen Überblick zu erhalten.

Die Veröffentlichung führt mit einem historischen Kapitel an den Untersuchungsgegenstand heran. Dabei bemüht sich die Autorin um eine nahezu umfassende Darstellung. Neben einer detaillierten Betrachtung der Entwicklung von Kirche und Stadt, dem Verhältnis der Kirche zur Comburg und den vielfältigen Restaurationsphasen gelingt hier ein »Kassensturz«. Die Autorin widmet sich so in weiteren Kapiteln ebenfalls dem Vorgängerbau von St. Michael, bevor sie sich intensiv dem Westturm, dem Langhaus und dem Chorbau der Kirche selbst zuwendet. Am Ende des Buches findet sich eine die Untersuchung abschließende Zusammenfassung, in der die Autorin darlegt, auf welchen Ge-

bieten die Publikation wissenschaftliche Fortschritte zu verzeichnen hat und in dem sie präzisiert, an welchen Stellen sich weitere Fragen stellen, die in zukünftiger Forschung beantwortet werden wollen.

Das Buch besticht durch die intensive Verknüpfung von Schriftquellen, Denkmal und Bildquellen. Dabei werden vor allem die baugeschichtlich bedeutenden Quellen, wie Rechnungen und Verträge, sowie Stiftungen angeführt, die einen Einblick in die starke Verknüpfung zwischen kirchlichem Leben und städtischer Gemeinschaft geben, die im Laufe der Jahre immer stärker wird und schließlich in der Reformation des Johannes Brenz in Schwäbisch Hall zu einem Höhepunkt kommt. Sehr detailverliebt und akribisch zeigt die Autorin auch die vielen kleinen Verweise auf, die St. Michael in einen Reigen süddeutscher Kirchen einordnet. Es gelingt ihr zusätzlich, die Kirche gleichzeitig in ihren vielen regionalen Bezügen gegen eine zu allgemeine Eingliederung abzugrenzen, wenn sie etwa die Nähe des Westturms zu imperialen Bauwerken diskutiert (S. 122). Bedauerlich ist tatsächlich die dünne liturgiewissenschaftliche Quellenlage; so bleibt im Dunkeln, ob die These der Autorin, die Magdalenenkapelle sei als ein westlicher Gegenakzent zum Ostchor der Kirche zu sehen (S. 152), auch liturgiewissenschaftlich in der Feier des Kirchenjahrs durch die Abhaltung von Prozessionen oder weiteren Messen an diesem Ort gestützt werden kann. Ähnliches gilt für die Vernetzung der Stadtkirche mit den anderen Kirchen der Stadt (St. Katharina, St. Jakob, St. Urban und der Johanniterkirche). Die mittelalterliche Topographie der Stadt Hall, wie man sie heute noch optisch und topographisch nachvollziehen kann, legt ebenfalls eine Konzeption der heiligen Stadt – Hall mit einem System an Stationsliturgie – nahe, wie es auch andere südwestdeutsche Reichsstädte wie etwa das nahe gelegene Schwäbisch Gmünd in der Zeit vor der Reformation pflegten. Die Autorin eröffnet anhand der künstlerischen Analogien solche Bezüge zwischen den Haller Stadtkirchen wie auch nach St. Nikolaus und Maria auf der Comburg, wie der Kleincomburg St. Ägidius. Möglicherweise bieten noch ausbleibende Untersuchungen hier die Chance, die Frage nach einer kirchlichen »Stadteinheit« zu stellen, der diese Publikation freilich nicht nachgehen konnte. Es ist dank des Fleißes der Autorin mit dieser Publikation zusammenfassend ein großer kunsthistorischer Wurf bezüglich der Stadtkirche St. Michael gelungen, der es nun erlaubt, weiteren Fragen nachzugehen und tiefer in die Verwendung dieses beeindruckenden Baus zu blicken.

*Jens Brückner*

WOLFGANG URBAN: Einer Kathedrale würdig. Das Meisterwerk des Bingener Altars. Lindenberg i. Allgäu: Josef Fink 2018. 63 S. m. zahlr. farb. Abb. 978-3-95976-111-6. Geb. € 19,90.

Der erhaltene Zentralteil des spätmittelalterlichen Altaraufbaus der Marienkirche in Bingen bei Sigmaringen (Hohenzollern) scheint dem Verfasser der vorliegenden Beschreibung »einer Kathedrale würdig« zu sein. Die plastischen Figuren und Bildtafeln des Altars, wie sie sich heute dem Betrachter darbieten, sind im Wesentlichen das Ergebnis der Restaurierung des spätgotischen Erscheinungsbildes durch die Restauratorinnen Alexandra Gräfin von Schwerin und Silke Schick. Der ursprüngliche große Flügelaltar war um das Jahr 1503 durch die Ulmer Meister Bartholomäus Zeitblom (Maler) und Niklaus Weckmann (Bildhauer) und ihre Werkstätten errichtet worden. Wie der Verfasser zutreffend bemerkt, gehört der Altar zu den hervorragenden Werken der so genannten Ulmer Schule (1490–1520). Nachdem er die Bilderstürme der Reformation und des Dreißigjähri-

gen Krieges unbeschadet überstanden hatte, wurde er 1789, dem Jahr der Französischen Revolution, abgerissen. Die Gemälde fanden Verwendung als Teile der Seitenaltäre, die plastischen Kunstwerke wurden aus der Kirche entfernt.

Nach Wiederherstellung des Zentralteils des ehemaligen Flügelaltars zeigen sich die fünf Figuren dem Betrachter wieder in beeindruckender Größe und Schönheit: die Madonna mit Jesuskind, die Apostel Petrus und Paulus, Johannes der Täufer, Maria Magdalena. Flankiert sind sie von zwei Gemälden mit Szenen aus dem Marienleben: links die Anbetung des neugeborenen Jesuskindes durch seine Mutter, rechts Besuch und Anbetung der drei Könige. Dem Verfasser geht es vor allem darum, den »inneren Gehalt der Gemälde und Plastiken« herauszuarbeiten. Er möchte »die ursprünglichen Intentionen, die bedeutsamen theologischen und theologiegeschichtlichen Aussagen, auf die das künstlerische Schaffen sich einstellte und die es kreativ ins Werk setzte«, erschließen – was hervorragend gelungen ist.

Mit der ihr Kind als Weltherrscher und Welterlöser präsentierenden Madonna, den beiden Apostelfürsten und den beiden anderen Heiligen wird dem frommen Betrachter die Urkirche vor Augen gestellt, die zugleich die himmlische Kirche ist. Der Altar ist aber auch ein Marienaltar, wie die beiden flankierenden Gemälde mit der Geburt Christi und der Anbetung der Könige, aber auch zwei Bilder aus dem Marienzyklus auf den ehemaligen Rückseiten der Altarflügel, Darstellung Jesu im Tempel und Tod Mariens, zeigen.

Was die Anbetung der Könige betrifft, so wäre die Deutung des Verfassers bezüglich des dem Kind überreichten Kelches zu ergänzen. Um die Bedeutung des Kelches und seines Inhalts auf dem Gemälde herauszufinden, muss man im Neuen Testament unter *calix, poterion* (Kelch) nachschlagen. »Soll ich den Kelch nicht trinken, den mir der Vater gereicht hat?« (Joh 18,11); »Abba, Vater! Alles ist dir möglich; laß diesen Kelch an mir vorübergehen! Doch nicht, was ich will, sondern was du willst« (Mk 14,36; Mt 26,39.42); »Könnt ihr den Kelch trinken, den ich zu trinken habe, oder die Taufe erleiden, mit der ich getauft werde?« (Mk 10,36); »Dieser Kelch ist der neue Bund in meinem Blut, das für euch vergossen wird« (Lk 22,20; 1 Kor II, 25f.). Das göttliche Kind akzeptiert also mit der Gabe des Königs das ihm vom Vater bestimmte Leiden.

Für die frommen Beter und Betrachter des Mittelalters waren die reich ausgestatteten Flügelaltäre wie dieser Meditationsbilder par excellence. In den heiligen Gestalten der kirchlichen Vorzeit und insbesondere des Marienlebens konnten sie die Erlösung der Welt und ihre eigene denkend und betend mitvollziehen. Durch die Aufstellung der Figuren im Rahmen eines Ersatzschreins, die 1966 als eine Art Wiedergutmachung für den katholischen Ikonoklasmus des barocken Zeitalters erfolgte, wäre das ursprüngliche (spätmittelalterliche) Verhältnis des Beters zum Altar an sich möglich. Doch die Frömmigkeit, die im Jahr 1994 zum Aufstellen eines so genannten »Zelebrationsaltars« führte, ist eine andere, d. h., es liegt ihr ein anderes theologisches Verständnis von kultischem und meditativem Gebet zugrunde. Und so wird ein Bild von zentraler Bedeutung innerhalb des Erlösungszyklus – wo immer es sich ursprünglich befand – das von Engeln gehaltene Grabtuch Christi mit dessen Antlitz als Erinnerung an das Mysterium des Karsamstags, den *descensus ad inferos*, durch den modernen bilderlosen Altar samt Tabernakel verdeckt. Über die Erhaltung eines so überragenden Kunstwerks wie des Bingener Altars über die Widrigkeiten der Jahrhunderte hin und seine jetzt vorliegende qualitätvolle Präsentation darf man sich dennoch freuen.

Helmut Feld

WERNER TELESKO: In Bildern denken. Die Typologie in der Bildenden Kunst der Vormoderne. Wien – Köln – Weimar: Böhlau 2016. 388 S. n. zahlr. Abb. ISBN 978-3-205-20333-9. Geb. € 39,00.

Typologie gilt insbesondere für die Epoche des Mittelalters als reichhaltig erforscht und steht in aktuellen Debatten der Kunstgeschichte eher im Hintergrund. Begreift man typologische Bildprogramme jedoch als Systeme, die ›Typologie‹ als komplexes Geflecht, mit dem sich zeitliche und abstrakte Bezüge und Verschränkungen in einem Bild simultan vor Augen stellen lassen, fordert dieser Untersuchungsgegenstand gerade hinsichtlich der Frage nach dem epistemischen Potenzial des Visuellen eine besondere Aufmerksamkeit und Revision. Werner Teleskos Buch »In Bildern denken« zeigt stellenweise einen Weg auf, inwiefern die Beschäftigung mit Typologie auch innerhalb aktueller bildwissenschaftlicher und mediengeschichtlicher Diskurse ihren Platz finden kann. Zwar eröffnet der Titel des Buches das weite Feld der »Vormoderne«, jedoch liegt der Interessenschwerpunkt auf einem Zugang zur Typologie als Deutungsmuster visueller Systeme in der Frühen Neuzeit, vor allem in der Zeit der Konfessionalisierung und der katholischen Reform. Der Autor betont wiederholt, mit diesem zeitlichen Fokus eine Forschungslücke schließen zu wollen. Einen ähnlichen Versuch unternahm bereits Alexander Linke in seiner 2014 erschienenen Dissertation »Typologie in der Frühen Neuzeit. Genese und Semantik heilsgeschichtlicher Bildprogramme von der Cappella Sistina (1480) bis San Giovanni in Laterano (1650)«. Im Unterschied zu Linkes Buch, das Bildzyklen der Wandmalerei und Monumentalausstattungen im Kirchenraum in Italien vom 15. bis zum 17. Jahrhundert fokussiert, liegt Teleskos Schwerpunkt auf Werken des deutschsprachigen Raums. Hier untersucht er vor allem Ausstattungsprogramme in Kirchen, Bibliotheken, Stiften etc. Das Augenmerk des Autors richtet sich insbesondere auf die Spezifität der verschiedenen Medien und deren künstlerische Inanspruchnahme bei der typologischen Konzeption von ikonographischen Programmen. Dabei ist die Perspektive auf die Gesamtheit der künstlerischen Gattungen und Techniken ausgerichtet. Folglich werden bei der Analyse von monumentalen Bildausstattungen – vorwiegend sakraler Orte – Fresken, Skulpturen, Bauschmuck und Inschriften gleichermaßen betrachtet. Ergänzt wird dies durch Exkurse zur Druckgrafik und zu Predigten.

Das Buch beginnt mit einer ausführlichen Einführung in Forschungsgeschichte, Begrifflichkeit sowie theologische Grundlagen und Zusammenhänge. Hinsichtlich der Übersichtlichkeit der zehn Hauptkapitel wird der Leser etwas herausgefordert. Nach dem einführenden Charakter der ersten drei Kapitel kontextualisiert das vierte Kapitel die Eigenschaften der Typologie vor dem Hintergrund der konfessionellen Spezifika der Reformation. Nach einer Einführung in die Besonderheiten der Deckenmalerei im Kirchenraum (V) vertiefen die Kapitel VI bis VIII die Prämissen und Beobachtungen des Einführungsteils anhand exemplarischer Analysen der Ausstattungsprogramme der Stiftskirche Zwiefalten, der Servitenkirche in Wien und der Stiftskirche in Altenburg. Hier wird auch der Schwerpunkt des Buches auf Bildprogrammen im Sakralbau deutlich. Die anschließenden letzten beiden Kapitel zur Druckgrafik und Predigt wirken etwas angehängt. Verbunden werden die Fallstudien zu den Sakralbauten und das Kapitel zur Druckgrafik durch die gemeinsamen Überschriften »Die Typologie in ihrer medialen Dynamik« (Kapitel V und IX). Daran wird der mediengeschichtliche Fokus in seiner Vielfältigkeit evident. Die Gewichtung des Materials erscheint dabei zwar nicht unbedingt harmonisch, erweist sich in der Studie aber als lohnenswerte Kombination, um Unterschiedlichkeit und die je verschiedenen Eigenheiten der diversen Medien und Gattungen auffächern zu können. Leider endet das Buch nicht mit einem Fazit, denn der Text schließt nach

dem Kapitel zu den Predigten. Gerade hinsichtlich der verschiedenen Medien, die in den Kapiteln behandelt wurden, wäre eine Zusammenführung hilfreich und leserfreundlich gewesen. Dennoch wird Werner Teleskos Monographie wohl ein Standardwerk zur Einführung sowie auch zur Vertiefung in das Themenfeld der Typologie werden. Nicht nur wegen der fundierten Auseinandersetzung mit den theologischen Grundlagen, sondern vor allem wegen der Schärfung des Blicks auf die Medialität typologisch angelegter Bildfindungen legt er einen wichtigen Grundstein für eine Mediengeschichte der Typologie.

*Lars Ziehe*

ANNA MORAHT-FROMM: Von einem, der auszog .... Das Werk Hans Malers von Ulm, Maler zu Schwaz. Ostfildern: Thorbecke 2016. 323 S. mit zahlr. farb. Abb. ISBN 978-3-7995-1167-4. Geb. € 45,00.

Für das Rottenburger Jahrbuch für Kirchengeschichte bietet sich eine Rezension des angezeigten Buches wegen der Verbindungen des Künstlers Hans Maler durch Süddeutschland bis nach Tirol an. Er lernte bei Bartholomäus Zeitblom in Ulm und bei Bernhard Strigel in Memmingen. Für diese Meister konnte er auch Teile größerer Aufträge annehmen. So findet man Spuren von ihm am Hauptaltar der Klosterkirche Blaubeuren, an dem er zusammen mit Strigel arbeitete. Er schuf nicht nur religiöse Werke, sondern auch Portraits. Arbeiten sind heute weit verstreut oder auch verloren, manche Werke jedoch sind in Ulm und um Ulm erhalten.

Das Buch von Morah-Fromm – sie hat schon zum Kloster Blaubeuren und zum Meister von Meßkirch gearbeitet – gliedert sich in neun Teile. Da man über die Biografie des Künstlers wenig weiß, bleibt dieser Abschnitt kurz. Mehr Raum nimmt der Teil zu den Beziehungen zu Zeitblom und Strigel ein. Dann wird Hans Maler als »ein Meister der Halbfiguren« vorgestellt. Ein eigener Teil beschäftigt sich mit seinen Arbeiten, die in Schwaz bei Innsbruck entstanden. Von besonderem Nutzen ist der Werkekatalog mit Kommentaren und Rekonstruktionen, außerdem werden Kopien von Werken mit spezifischen Veränderungen vorgestellt. Ein ausführliches Literaturverzeichnis schließt den Band ab. Schließlich gibt es noch als Beilage eine großformatige Werkübersicht, die sowohl chronologisch als auch thematisch organisiert ist.

Die Vf.in hat eine kunsthistorische Arbeit vorgelegt. Der Wert des Buches liegt darin, dass es auf einen wenig bekannten Künstler aufmerksam macht und damit auf eine unheimlich virulente künstlerische Epoche in Süddeutschland und Umgebung hinweist. Außerdem bietet es einen aktuellen Katalog der Hans Maler zuschreibbaren Werke. Anschaulich sind Rekonstruktionen von heute veränderten oder teilweise verlorenen Bildern. Viel Raum nehmen die Begründungen von Zuschreibungen aufgrund stilistischer Merkmale ein, die einen Blick in kunsthistorische Methoden ermöglichen. Schön sind die Herausarbeitungen der konzeptionellen Arbeitsweisen, etwa wenn die Motivabhängigkeiten von anderen Künstlern bzw. deren Werken sichtbar werden. Wer sich mit der Epoche und einem heute eher unbekannteren und doch produktiven und zeitweise gefragten Künstler beschäftigen möchte, wird das Buch zur Hand nehmen.

Aus interdisziplinärer Sicht wäre der Wert noch zu steigern. Eine Frage ist, warum der Künstler Ulm in Richtung Tirol verließ. Die Vf.in mutmaßt wirtschaftliche Zusammenhänge (S. 9) – doch wie genau sind sie beschaffen, wie fügen sie sich in jene »Umbruchszeit« (S. 7) ein? Um ein Bild des Malers und der Epoche zu erhalten, wäre es hilfreich gewesen, mehr über die politischen, gesellschaftlichen und religiösen Hintergründe zu erfahren. Dafür zeichnet sie die Besonderheit von Schwaz im 16. Jahrhundert zutreffend



als Anziehungspunkt für unterschiedliche Interessen und Personen. Oder warum hat die Vf.in ihre Anm. 90 nicht zum Anlass einer Nachforschung und theologischen Ausdeutung genommen? Darin geht es um das Bild »Disputation zwischen Propheten und Heiligen«. Bei den Zeichen auf dem Ärmel zweier der Personen handelt es sich um Hebräisch-Imitate, die Zeichen auf dem Saum der phrygischen Mütze einer dritten Person sind unlesbar. Letztere Umstände deuten darauf hin, dass es sich um keinen alttestamentlichen Propheten handelt, sondern wohl um einen »heidnischen« Gelehrten. Möglicherweise sind die Disputanten allesamt Schriftgelehrte verschiedener Traditionen, welche mit Moses reden. Eine ähnliche Konstellation zeigt der Weihenstephaner Altar (1484/89) von Jan Polack mit der Disputation des Heiligen Stephan.

Man hätte gerne mehr theologische Interpretationen gelesen, sie sind oft nur angedeutet (z. B. S. 24 zum »Wengenretabel«), oder präzisere Formulierungen (S. 49: Moses ist nicht ohne Hinweis auf das typologische Denken als Vorläufer des Messias zu bezeichnen). Außerdem wäre ein Quellennachweis zu Cusanus angebracht (Anm. 79).

Doch solche Monenda treten hinter die Leistung, Hans Maler ins Licht zu rücken, zurück.

*Jörg Schneider*

MARION ROMBERG: Die Welt im Dienst des Glaubens. Erdteilallegorien in Dorfkirchen auf dem Gebiet des Fürstbistums Augsburg im 18. Jahrhundert. Stuttgart: Franz Steiner 2017. 628 S. m. Abb. ISBN 978-3-515-11673-2. Geb. € 89,00.

Bei frühneuzeitlichen Erdteilallegorien handelt es sich um die Darstellung der zeitgenössisch bekannten – i. d. R. also: vier – Kontinente in Form von Personifikationen. Diese Ikonographie trat verstärkt seit dem späteren 16. Jahrhundert in Elitenkulturen der Niederlande und Italiens auf. Im 18. Jahrhundert hatte dieser Motivkomplex dann in Süddeutschland Hochkonjunktur; in Oberschwaben und Altbayern existiert bis heute ein förmlicher »Erdteilallegoriengürtel«.

In den Jahren 2012 bis 2016 lief am Institut für Geschichte der Universität Wien ein Forschungsprojekt zu Erdteilallegorien im Süden des Alten Reiches (<http://erdteilallegorien.univie.ac.at/>). Die Ergebnisse nutzte die an der Unternehmung maßgeblich beteiligte Historikerin und Kunsthistorikerin Marion Romberg als Datenbasis ihrer hier zu besprechenden Dissertation. Darin untersucht die Autorin Erdteilallegorien aus dem 18. Jahrhundert auf Wand- und Deckenbildern in 69 Dorfkirchen des Fürstbistums Augsburg. Sie fragt dabei, auf welchem Weg, zu welchem Zweck und in welcher Form die Ikonographie aus der Hochkultur in die Dorfkirche kam, wie die Ikonographie dabei an den neuen Kontext adaptiert wurde und wer die Träger dieses Kulturtransferprozesses waren (S. 20).

Zur Beantwortung dieser Fragen kombiniert Romberg quantitative und qualitative Methoden; dank der Daten des Wiener Projekts kann sie die Allegorien einerseits als serielle Quelle auffassen und statistisch auswerten, dazu kommen andererseits zahlreiche Mikrostudien, die sich – klassisch hermeneutisch – mit Konzeption, Finanzierung oder Ausführung jeweils eines bestimmten Bildes befassen. Hier liegt eine Stärke der Arbeit: Romberg kann detailliert zeigen, wie im Gegen- und Zusammenspiel von Obrigkeit, Patronatsherr, Pfarrer, Künstler und Gläubigen ein Bildprogramm in einer einzelnen Kirche und eine ikonographische Mode in einer ganzen Region implementiert wurden.

Nicht ganz so überzeugend erscheint dagegen das Deutungsangebot, das Romberg auf der Makroebene formuliert: Sie liest die Erdteilallegorien vorzüglich als Mittel und Resultat einer maßgeblich vom Trienter Konzil initiierten Konfessionalisierung (S. 464).

Auch wenn man in ländlichen Milieus Süddeutschlands eine Beharrungskraft konfessioneller Denkmuster bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts hinein für möglich hält, müsste man diese Persistenz nachweisen und nicht nur postulieren, um sie zur Erklärung der Bildprogramme heranziehen zu können. Zudem führt die einseitige Fixierung auf die Konfessionalisierung dazu, dass ergänzende Erklärungsansätze weitgehend ausgeblendet werden: Die intensiv geführten Forschungsdebatten um Orientalismus und um die soziale Konstruktion des Fremden werden nur ganz am Rande zur Kenntnis genommen. So fehlt der Name Edward W. Said bezeichnenderweise im Literaturverzeichnis.

Eigenartig berührt auch die Diskrepanz zwischen dem Selbstbewusstsein Rombergs, die beispielsweise ihrer eigenen Diplomarbeit attestiert, ein »maßgeblicher interdisziplinärer Schritt« zu sein (S. 45), und diversen Flüchtigkeiten im vorliegenden Werk. Natürlich können der Autorin einer über 600-seitigen Monographie die Ansprache eines Freiherrn als »Fürst« (S. 157) oder eine begriffliche Verwirrung zwischen lutherischer Realpräsenz und reformierter Symbolhandlung beim Abendmahl (S. 96) einmal durchrutschen. Doch wenn aus einem Stiftungsbrief aus dem Jahr 1494 (!) die »spätere gegenreformatorische Vorreiterrolle Bayerns« (S. 205, Anm. 262) herausgelesen wird, würde man Romberg in ihrem Hang, immer und überall Konfessionalisierung am Werk zu sehen, gerne etwas bremsen.

Marion Rombergs Arbeit überzeugt vor allem dort, wo die Autorin die Aushandlungsprozesse um die Ausgestaltung einzelner Kirchen auf der Mikroebene facettenreich nachzeichnet. Weit weniger einleuchtend erscheint die eindimensionale Einbettung all dieser Phänomene in eine chronologisch wie inhaltlich bis an die Grenzen des Plausiblen gedehnte Konfessionalisierung.

*Christian M. König*

CHRISTIAN SIEG: Die »engagierte Literatur« und die Religion. Politische Autorschaft im literarischen Feld zwischen 1945 und 1990 (Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur, Bd. 146). Berlin – Boston: De Gruyter 2017. IX, 649 S. ISBN 978-3-11-052160-3. Geb. € 119,95.

Kann man erwarten, anhand des Verhältnisses von »politischer Autorschaft« und »Religion« im Zeitraum zwischen 1945 und 1990 etwas Neues über Religion gelernt zu haben, wenn doch ausweislich des Kapitels »Schlussfolgerungen« von Anfang an gegolten haben soll erstens: »Politische Autorschaft nach 1945 stellt [...] den Geltungsverlust religiöser Aussagen für den Bereich der Politik und der Gesellschaft fest« (S. 576); zweitens: Religion besitzt im untersuchten Feld »Überzeugungskraft nicht *per se*«, sondern »nur dann, wenn sie es erlaubt, der Kommunikation im politischen Feld neue Impulse zu geben« (ebd.); und drittens: von Modellen wie denen von »politischer« oder »engagierter« Autorschaft sei »keine gegenstandsadäquate Darstellung« (S. 577) von bzw. für Religion zu erwarten, da diese Modelle vielmehr, anstatt »der Religion gerecht zu werden, [...] unter rein subjektiven und situationsbedingten Gesichtspunkten auf religiöse Kommunikationsformen« zugreifen (ebd.)? Können demzufolge dann auch andere Aspekte beobachtet worden sein als Prozesse der Marginalisierung und Funktionalisierung von Religion, auch solche ihrer Deformierung und Entstellung, wenn auf eine »gegenstandsadäquate Darstellung« eben nicht zu rechnen ist? Und ist solche Marginalisierung dann nicht bloß Entwicklungstendenz im Gegenstandsbereich der Untersuchung, sondern darüber hinaus auch noch das Ergebnis einer Optik der Darstellung, wenn ihr Verfasser nach den »bekanntesten Verdächtigen« – Böll, Grass und dem etwas weniger bekannten Paul Schallück – auf Autoren und

Autorinnen der 70er-Jahre wie Karin Struck, Fritz Zorn und Bernward Vesper, später auch auf Christa Wolf und noch einmal auf Günter Grass einschwenkt, anstatt Arnold Stadler, Martin Mosebach und andere Vertreter eines zweiten oder gar dritten deutschen *renouveau catholique* namhaft zu machen, die zumindest in Teilen ebenfalls einer ›engagierten Literatur‹ zugerechnet werden dürfen?

Solche Bedenken mögen sich stellen. Sie verfehlen aber durchaus Beobachtungsrichtung und Darstellungsleistung der vorliegenden Studie, die am Exzellenzcluster ›Religion und Politik in den Kulturen der Vormoderne und Moderne‹ in Münster als neugermanistische Habilitationsschrift entstand. Deren Erkenntnisinteresse ist neu, und es wird mittels einer konsequent betriebenen Rasterbildung mit aller Beharrlichkeit verfolgt, woraus ein dickleibiges Buch über ein relativ schmales Autorenssegment resultiert; in der Sache mit Gewinn zu lesen, sprachlich indes nicht immer sehr gewinnend formuliert. Siegs These ist die, dass sich im Feld der westdeutschen Nachkriegsliteratur seit Anfang der 1950er-Jahre ein Modell ›politischer‹ oder ›engagierter‹ Autorschaft herausbildet, das sich primär konstituiert nicht etwa über eine politische Parteinahme oder ein politisches Engagement, sondern über den Bezug auf ›Religion‹. Die Selbstpositionierung als ›politischer‹ oder ›engagierter‹ Autor im literarischen Feld läuft demzufolge also nicht zuerst über die Bezugnahme auf Politik, sondern auf Religion, und wie unterschiedlich auch immer sie ausgestaltet wird: Diese Bezugnahme auf Religion bleibt das Distinktionsmerkmal eines Modells politischer oder engagierter Autorschaft, dessen Repräsentant darüber also gerade nicht zum religiösen Autor wird. In dieser Beobachtung liegt die nachwirkende Überraschung und, wenn man so will, der Distinktionsgewinn des Buches selbst. Andererseits wird damit deutlich, warum aus dieser Studie so relativ wenig über ›Religion selbst‹ im Untersuchungszeitraum in Erfahrung zu bringen ist. Sie ist weder eine Geschichte etwa des literarischen Katholizismus im belletristischen Feld zwischen 1945 und 1990, noch ein Beitrag zur Christentumsgeschichte dieses Zeitraums im Spiegel der Literatur. Ihr Augenmerk richtet sich vielmehr ausschließlich und beharrlich auf die Geschichte eines (nicht-religiösen) Autorschaftsmodells, auf dessen Formierung, Durchsetzung und Variationen im literarischen Feld hin sowohl die fiktionalen und essayistischen Texte der Autoren und Autorinnen als auch die darauf bezogenen Reaktionen der Literaturkritik gelesen werden. Folglich wehrt Sieg mit Recht den Zugriff ideengeschichtlicher und -politischer Deutungsmuster auf die beobachteten Vorgänge ab (S. 557). Mag das Bild von Religion in dieser Darstellung auch recht abgemagert erscheinen, so ist das doch nicht Folge einer historischen Auszehrung, sondern einer methodischen Inblicknahme, der es nicht einmal um Religionssoziologie, sondern allein um Literatursoziologie geht. Deren Rahmen wiederum überschreitet erst eine erhellende Schlussreflexion über die Frage, warum gerade Religion die kommunikativen Potentiale habe bereitstellen können, mit denen politische Autorschaft in Szene gesetzt worden sei (S. 575). Siegs Antwort: das liege an der »Beziehung zwischen Sprecher und Adressat« (S. 580): »Die Inszenierung politischer Autorschaft nach 1945 bezieht sich nicht auf das Gottesbild. Vielmehr greift sie auf religiöse Kommunikationsformen zurück: auf den Ruf des Gewissens, den blasphemischen Sprechakt, das Bekenntnis und die Prophetie.« (ebd.) Es sind demnach die performativen (und gemeinschaftsstiftenden) Qualitäten von Religion als religiöser Rede, die sie für die Instrumentierung eines Modells politischer Autorschaft qualifiziert habe.

Diese Schlussfolgerungen bilanzieren die Ergebnisse aus sechs Kapiteln: »Autorschaft aus literatursoziologischer Sicht« (S. 18–46), »Schreiben im Auftrag der ›jungen Generation‹: Politische Autorschaft im literarischen Feld der unmittelbaren Nachkriegszeit« (S. 47–98), »Schreiben um zu mahnen: Heinrich Böll und Paul Schallück als ›Gewissen der Nation‹ (1953–1963)« (S. 99–213), »Schreiben um zu lästern: Arno Schmidt und Günter Grass

als Blasphemiker (1953–1963)« (S. 214–353), »Schreiben um sich zu opfern: Authentische Autorschaft und das Leiden an der Gesellschaft (1973–1977)« (S. 354–490), »Schreiben, um die Zukunft zu offenbaren: Prophetie und Apokalypse in der Literatur der 1980er-Jahre« (S. 491–565). Das erste Kapitel legt mithin das methodische Fundament der Untersuchung, das zweite leitet die Genese des Modells politischer Autorschaft historisch aus dem selbstgegebenen Auftrag einer nach 1945 erstmals an die literarische Öffentlichkeit tretenden Generation von Autoren ab, die aus der Verknüpfung von ›Jugend‹ und ›Engagement‹ symbolisches Bedeutungskapital im literarischen Feld zu gewinnen wussten, und die Kapitel 3 bis 6 beschreiben die Muster der Variation im Rückgriff dieses politischen Autorschaftsmodells auf die performativen oder performanzorientierten Qualitäten von Religion, mittels derer die »Beziehung zwischen Sprecher und Adressat« jeweils unterschiedlich modelliert wurde: »So wie sich der Ruf des Gewissens mit normativem Nachdruck an Gläubige richtet, so adressieren Böll und Schallück in gleicher Weise ihre Leser. So wie der blasphemische Sprechakt die Normen der religiösen Orthodoxie provoziert, um das Publikum von den eigenen Werten zu überzeugen, so zielen auch Schmidt und Grass auf dieses dynamische Moment der Rezeption ab. So wie der Autor bzw. die Autorin eines Bekenntnisses ein Selbstopfer an Gott richtet, so wenden sich auch Struck, Erlenberger, Zorn, Vesper und Born gegen sich selbst, um vor dem Urteil einer nicht entfremdeten, zukünftigen Gemeinschaft zu bestehen. So wie die Prophetie die unzweifelhafte Wahrheit ihrer Botschaft an die Gemeinde konstatiert, so nehmen auch Grass und Wolf für sich in Anspruch, eine nur schwer zu erkennende Wahrheit zu vermitteln.« (S. 580) ›So wie‹: Es handelt sich in allen Fällen, wie Sieg auch gar nicht verhehlt, um »Analogiebildungen« (S. 581), um Strukturvergleichbarkeiten zwischen religiöser Rede einerseits und literarischer Rede im Feld engagierter Autorschaft andererseits. Mit diesem Ergebnis könnte man sich eigentlich zufrieden erklären, zumal Sieg hilfsweise zum einen darauf verweist, dass die »Bedeutung von Analogien [...] für den politischen Diskurs in den letzten Jahren wiederholt hervorgehoben worden« sei (S. 581), und er zum anderen betont, dass jene Übernahmen von Formen der religiösen Rede mit inhaltlichen »Substitutionsprozessen« verbunden gewesen seien: »Böll richtet sich nicht vorrangig an religiöse Leserinnen und Leser, sondern betont die ethische und politische Integrität spendende Kraft eines wahrhaftig christlichen Glaubens; Grass richtet sich nicht so sehr gegen Gott als gegen den öffentlichen Frieden, der allein das politische Unrecht stützt und den die Kirche als politischer Akteur mitverantwortet; Struck rekurriert in ihrem Selbstopfer nicht auf den Sündenfall, sondern auf das Entfremdungsnarrativ und Wolf sieht den Weltuntergang nicht durch die Macht des Bösen, sondern durch die instrumentelle Vernunft bedingt.« (ebd.) Wird die Beweisführung aber damit nicht doch ein bisschen problematisch? Denn wenn es sich nicht um ›wirkliche‹, sondern nur um ›vergleichsweise religiöse‹ Rede handelt, bleibt ja die Frage, was in der Perspektive dieses Vergleichs denn stärker hervortritt: die Ähnlichkeiten mit tatsächlicher, d. h. genuin und spezifisch religiöser Rede, oder die Unterschiede zu ihr. Und mit fortschreitender Lektüre des Buches verdichtet sich doch der Eindruck, dass Letzteres der Fall ist. Bei Böll, Schallück, Grass und Arno Schmidt (dessen Zuordnung zum Modell ›politischer Autorschaft‹ durchaus zu hinterfragen wäre) greifen Siegs Beobachtungen darum, weil sich die Genannten tatsächlich (u. a.) an Kirche, religiöse Milieus und Glaubenswelten adressieren. Bei allen anderen ist das aber doch ganz weitgehend nicht der Fall. Das Prophetentum, das sich Christa Wolf erborgt, ist eben nicht das eines Jesaja, sondern das Kassandras, und diese wiederum hatte weder eine Gemeinde, noch waren ihre Vorhersagen religiöse Sprechakte; weshalb Christa Wolf es bei der Wahl der antiken ›Seherin‹ auch allenfalls um ein ganz spezielles, nämlich ›genderisiertes‹ Prophetentum ging insofern, als diese Figur ihr den Raum für ein von anderen Interessen

verfolgtes Inszenierungsmodell eröffnete, nämlich das, einer ungehört gebliebenen weiblichen Stimme im Nachhinein Gehör und (nach Möglichkeit) unerhörte Eindringlichkeit zu verschaffen. Und brachten Struck, Erlenberger usw. wirklich ein »Selbstopfer« dar, »um vor dem Urteil einer nicht entfremdeten, zukünftigen Gemeinschaft zu bestehen«? Wenn Marx bekanntlich von den Opfern der Pariser Kommune zu wissen meinte, sie seien »Märtyrer«, »eingeschreint in dem großen Herzen der Arbeiterklasse«, so konnte dieses marxistische Geschichtsnarrativ auch noch das religiöse Deutungsmuster des Selbstopfers einschließen. So viel Klassenbewusstsein und zukunfts-gewisses Geschichtsvertrauen herrschte aber bei den Autoren und Autorinnen der authentizitätsbemühten Leidensliteratur nie. Insofern beginnt in der kritischen Nahsicht das Bild zu zerfallen, das die Großaufnahme vermitteln wollte; was nicht ausschließt, dass man sich dann doch und gerade darum im Ergebnis der Überzeugungskraft jener etwas grob schematisierenden, aber einprägsamen Typologie überlassen möchte, derzufolge sich die Modellgeschichte politischer Autorschaft zwischen 1945 und 1990 vollzog als: die »Inszenierung des Autors als *Gewissen der Nation* durch Heinrich Böll und Paul Schallück (1953–1963), die *blasphemische Autorschaft* von Arno Schmidt und Günter Grass (1953–1963), die *authentische Autorschaft* von Karin Struck, Maria Erlenberger, Fritz Zorn, Bernward Vesper und Nicolaus Born (1973–1977) sowie das Modell des *apokalyptischen Autors*, an dem sich Günter Grass und Christa Wolf in den 1980er Jahren orientierten.« (S. 566)

*Thomas Pittrof*